Kleine
Missions-Bibliothek,

oder

Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Zweiter Band: Afrika.
II. Die Völkerstämme in Süd-Afrika.

Bielefeld
Verlag von Velhagen und Klasing.
1860.

Die evangelische Mission

unter

den Völkerstämmen in Süd-Afrika

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1860.

Vorwort.

Daß ich in dem vorliegenden Hefte der „Kleinen Missions-Bibliothek" mehr noch, als in den früheren, bemüht gewesen bin, nicht sowohl eine Sammlung von Missions-Anekdoten oder eine Zusammenhäufung verschiedenartigen Materials, als vielmehr eine übersichtliche, planmäßig geordnete „Geschichte der südafrikanischen Mission" zu geben, wird den Freunden der Mission beim Durchlesen desselben sicher nicht lange verborgen bleiben. Möge es mir nur gelungen sein, das angestrebte Ziel wenigstens annähernd zu erreichen, und somit einem wirklichen Bedürfniß auf dem immer mehr anschwellenden Gebiete der Missions-Literatur entgegen zu kommen!

Weitere Ausführungen und Specialitäten zu erlangen werden die auch diesmal mit guter Absicht reichlich gegebenen Citate ermöglichen. Dem treuen Herrn der Missionen aber sei dies Werk auch fernerhin empfohlen.

Delitzsch, im September 1859.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Afrika.

2. Die Völkerstämme in Süd-Afrika.

II. Afrika.

2. Die Völkerstämme Süd-Afrika's.

H. Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1810 u. 11. 2 Bde. — **G. Thompson**, travels and adventures in S. Africa. 2. edit. London 1827. 2 Bde. — **J. Backhouse**, narrative of a visit to the Mauritius and South-Africa. London 1844. — **T. Arbousset et F. Daumas**, relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la colonie du Cap de Bonne Espérance en 1836. Paris 1842. — **Franc. Fleming**, Southern Africa, a Geography and Natural History of the Country, Colonies and Inhabitants, from the Cape of Good Hope to Angola etc. London 1856. — **J. Anderson**, Lake Ngami, or Explorations and Discoveries during Four Years' Wanderings in the Wilds of South Western Africa. London 1856. (Deutsch, Leipzig bei Costenoble 1857. 2 Bde.) cf. **Ausland** 1856. Nr. 32 ff. — Missionary Travels and Researches in South Africa by **David Livingstone.** London. Murray. 1857. (Deutsch, Leipzig bei Costenoble. 1858. 2 Bde.) cf. **Ausland** 1857, Nr. 47 u. a.

J. Campbell, Travels in South-Africa, undertaken at the request of the Miss. Society. London 1815. (Deutsch, Nürnberg bei Campe, 1816.) 2. Edit. being a narrative of a second journey in the interior. London 1822. — **C. J. Latrobe**, Journal of a visit tho S. Africa in 1815 and 1816, with some account of the missionary settlements of the United Brethren near the Cape of Good Hope. London 1818. (Deutsch mit Anm. von **Hesse.** Halle und Berlin 1820.) — **J. Philip**, Researches in S. A., illustrating the civil, moral and religious condition of the native tribes, including journals of the author's travels in the interior, together with detailed accounts of the progress of christian missions etc. London 1828. 2 Bde. — History of the civilisation and christianisation of S. Africa. Edinb. 1830. — **R. Moffat**, Missionary Labours and Scenes in Southern Africa. London 1842.

---

7. und 8. **Jahresbericht der Berliner Gesellschaft** z. Beförd. der evang. Miss. unter den Heiden. Berlin 1831 u. 1832. (Besond. Abdruck ebendas. 1832.) — **Basler Missionsmagazin 1852, H. 3; 1854, H. 3; 1855, H. 2.** cf. 1818, H. 4; 1820, H. 3; 1823, H. 1; 1826, H. 1; 1829, H. 2; 1831, H. 1. — **G. Döpken**, die herrlichen Siege des Evangeliums in S. Afrika. New Bedford (Philadelphia, Schäfer u. Corradi) 1857 ff. — **Wiggers**, Geschichte der evangel. Mission. Hamb. u. Gotha 1846. II, 1, p. 270 ff. — **Steger**, die protestant. Missionen I, p. 76 ff; II, p. 65 ff; III, 1, p. 53 ff; 2, p. 93 ff. — **Calwer Handbüchlein** 2c. 2. A. Stuttg. 1846. p. 44 ff. — **Hoffmann**, Missionsstunden. 2. A. Stuttg. 1848. p. 314 ff. — **Florey**, Züge am Missionsnetz. Leipzig 1853. H. 1, p. 17—64.

Atlas der Rheinischen Missionsgesellsch. 2. A. Nr. 2. — **Atlas** der Basler Missionsgesellsch. 1857 Nr. 2. — **Missionskarte von Südafrika**, herausgegeben von der Berliner Missionsgesellschaft. Gotha bei Perthes. 1857.

A. Die Hottentotten in Süd-Afrika.

Nieuve algemeene Beschryving van de Kaap de goede hoop. Amsterdam 1777. — E. Napier, Excursions in Southern Africa. 1850. 2 vol. — Cape Sketches 1850. cf. **Ausland**, 1851, p. 593 ff.

§. 1. Das Kapland und die Hottentotten.

Basler Missionsmagazin 1852, III, p. 1 ff. cf. 1823, I, p. 1 ff; 1829, II, p. 189 ff; 1831, I, p. 30 ff; 1854, III, p. 108 ff; 1855, II, p. 62 ff. — **Missionsblatt der Brüdergemeinde** 1838, Nr. 3 u. 4. — **Missionsfreund** 1846, p. 29 ff; 1850, p. 14 ff. — **Evangel. luther. Missionsblatt** 1853, p. 221 ff; 1849, p. 141 ff. — **Berliner Jahresbericht** 1855, p. 27ff; **Missionsberichte** 1856, p. 110 ff; 1857, p. 60 ff.

Dort, wo das mächtige Festland von Afrika, zwischen dem Atlantischen und Indischen Ocean immer schmaler zulaufend, sich dem südlichen Eismeer entgegenstreckt, ohne aber über die Region der Weintrauben und Orangen hinauszukommen, erblickt man auf der äußersten Südwestspitze der über 100 geographische Meilen weit sich hinziehenden Südküste von der See aus schon in einer Entfernung von 15 Meilen ein abgesondertes, auf einer Halbinsel in's Meer tretendes Vorgebirge, welches den auch für die Mission bedeutungsvollen Namen **Kap** der guten Hoffnung trägt. Großartig und erhaben ist die Natur und Umgebung desselben. Der „Tafelberg", seine höchste Spitze, steigt beinahe senkrecht bis zu 3600 Fuß empor mit einem fast ganz glatten Gipfel. Rechts von ihm, nur durch eine Schlucht geschieden, befindet sich ein anderer zweigipfliger Berg, jetzt „Löwenkopf" und „Löwenrumpf" genannt, weil seine Gestalt die eines schlafenden Löwen ist. Lagert sich über den breiten Rücken des Tafelberges eine weithin gestreckte weiße Wolke, so ist dies ein Zeichen eines herannahenden heftigen Südostwindes. Nördlich bildet die Bai eine lange Krümmung, und bisweilen wälzt sich das Meer in stolzem Ungestüm gegen die am Fuß des Berges sicher liegende **Kapstadt** mit ihrem doppelten Hafen, der „Tafelbai" nach Nordwest und der „falschen Bai" nach Südost, mit ihren geraden, regelmäßigen Straßen und ihren gleichförmigen, reinlichen Häusern, deren platte Dächer und luftige Altane meist von hohen Bäumen überschattet werden. Ihre Einwohner bilden ein wundersames Gemisch von Völkern aller Farben und Welttheile; sie selbst gleichsam ein großes Wirthshaus für Seefahrer aller Nationen. Außer einer ansehnlichen englischen Besatzung haben dort Europäer fast aus allen Staaten sich niedergelassen, Amerikaner ihre Handelsniederlagen angelegt; kohlschwarze Neger, schwarzgelbe Hottentotten, rothbemalte Kaffern, braune Hindu's, graugelbe Malaien, langzöpfige Chinesen, beturbante Araber gehen da aus und ein, wie auf einem großen Weltmarkt. Alle Religionen und fast alle christliche Bekenntnisse sind dort vertreten, und wie der Papst seine Sendlinge daselbst hat und alle protestantischen Kirchenparteien ihr Bekenntniß predigen, so werben auch muhamedanische Priester für ihren Propheten und treiben Heiden ihren Götzendienst. Fast alle Schiffe aber, die nach Indien und China, nach Neuholland oder Neuseeland gehen oder von dort zurückkommen, legen hier an, bessern ihre Schäden aus, nehmen Wasser, Früchte, frisches Fleisch und andern Proviant an Bord. Die nach Indien bestimmten

englischen Soldaten bleiben eine Weile im Kaplande, um sich dort an fremdes Klima zu gewöhnen und die indische Hitze besser ertragen zu lernen. Kranke Krieger und Beamtete kommen von Indien, um hier in dem gesunden Klima Genesung zu suchen; vor Allem aber dient das Kap den Engländern im Kriege zu einem großen Wachtposten für ihre indischen Besitzungen. Ueberdieß wird von der Kapstadt aus ein ausgebreiteter Handel nach allen Weltgegenden betrieben, und der feurige Kapwein, herrliche Südfrüchte und manch andere kostbare Waare von hier verschifft. Denn das Klima des Kap's ist herrlich, seine Produkte überflüssig, seine Früchte paradiesisch, seine Hülfsquellen unbeschränkt.

Das ganze **Kapland** aber bietet vom Meere aus einen majestätischen Anblick dar, indem es sich gleich einem großen Amphitheater in drei mächtigen Gebirgsterrassen zu einer ungeheuren Höhe über einander thürmt und im Innern zu weiten Hochflächen sich ausbreitet, die, von kahlen Bergreihen und tiefen Flußthälern durchzogen, sich westwärts in Sandwüsten nach dem Atlantischen Meere senken. Schon der lange Küstensaum, welcher sich in einer Breite von etwa 7 deutschen Meilen an die Hochebene anlehnt, und größtentheils als Eigenthum europäischer Kolonisten den angebautesten Theil von ganz Süd-Afrika bildet, ruht an einem steilen Felsengebirge, welches hoch über den umfluthenden Meeresspiegel emporragt, und bietet statt einer ausgedehnten Fläche einen mannigfachen Wechsel von Berg und Thal, da die Bergströme sich nach der Südseite tiefe Schluchten ausgehöhlt haben, die nicht blos öfters, und zwar sie allein im ganzen Kaplande, mit großen Bauholzwaldungen geschmückt, sondern auch außerordentlich fruchtbar sind. In diesem Striche wohnen vorzugsweise die W e i n b a u e r n, meistentheils seit 1685 eingewanderte, aus Frankreich um ihres Bekenntnisses willen vertriebene Protestanten, und die K o r n b a u e r n, wohlhabende Pächter oder Eigenthümer, deren manche jährlich 4—5000 Scheffel des besten Weizens nach der Kapstadt verkaufen, obschon sie ihren Ackerbau in ziemlich alter roher Weise treiben und oft 12—16 Ochsen vor ihren ungelenken Pflug spannen. Doch haben letztere auch tiefer landeinwärts, wo im Westen die „Bockeveld-“ und im Süden die „Zwarteberg-“Gebirge zu einer Höhe von 5000 Fuß sich erheben und die erste der Kolonie angehörige Bergterrasse bilden, ihre weit umher zerstreuten Höfe, besonders in den Thälern und Schluchten der Gebirge, „Kloof's“ genannt, wo ein lebendiger Bach das Land bewässert und fruchtbar macht. Noch zahlreicher aber ist hier die Klasse der V i e h b a u e r n vertreten, deren viele 5—600 Stück Rindvieh und 4—5000 Stück Schafe besitzen. Diese ursprünglich von Holland eingewanderten „Boers“ oder Buren, ein trotziges, kühnes und starkes Geschlecht, haben allmälig, von der Kapstadt immer weiter nach Norden vordringend, fast das ganze Land an sich gerissen und die ursprünglichen Bewohner, die H o t t e n t o t t e n, daraus verdrängt oder zu ihren Knechten gemacht. Doch davon später. Noch tiefer landeinwärts zieht sich die 3000 Fuß hohe, nur hie und da von Hügeln oder Bergen durchzogene, meist unfruchtbare und im Sommer ganz verdorrende und ersterbende K a r r o o- (Karru-) Ebene hin, über welche sich, als zweite Berg-

terrasse, westlich die „Roggeveld-", südlich die „Nieuwevelds-" Gebirge und die „Schneeberge" zu einer Höhe von 10,000 Fuß, auf der Spitze mit ewigem Schnee bedeckt, emporheben. Hier in den Bergwildnissen findet man ganze Heerden von Straußen, wilde Büffel, Gnu's und Antilopen, Schakal's und Wölfe, Hyänen, Panther, Leoparden und Löwen, Elephanten und hie und da auch Rhinocerosse, dazu in den Klüften und Pässen Affenschaaren, die mit großer List und Behendigkeit die Gärten zu plündern wissen, in den Flüssen auch an einigen Orten Flußpferde. Jenseits dieser zweiten Bergreihe aber zieht sich die 5000 Fuß hohe, nur von Hügelreihen, den „Karreebergen", durchschnittene Hochebene des Orangeflusses bis zum Wendekreis des Steinbocks in das Innere Afrika's hinein wo sie nach den neuesten Entdeckungen einen großen Landsee, den Ngamisee, umschließt, und in ihren weiten östlichen Räumen die mächtigen Länderstrecken der Betschuanen, Marutzen, Zulu's und anderer bis jetzt noch unbekannter Völkerstämme in sich faßt. Weit sich erstreckende Sandwüsten, nur hie und da von fruchtbaren Gefilden an den spärlich vertheilten Wasserquellen unterbrochen, reichen im südlichen Theil dieser Hochebene bis zu dem quer durch das Land nach dem Atlantischen Meere fließenden und von Norden den Caledon und den Ky Gariep oder Vaalfluß, von Süden den Hartebeest- oder Fischfluß mit mehrern kleineren Zuflüssen aufnehmenden Gariep oder Orangefluß hin. Da streifen in der Wüste die Buschmänner umher, während am westlichen Abhange nach der Küste zu die Klein-Namaqua's, von denen nördlich die Groß-Namaqua's bis zu den noch nördlicheren Damara's wohnen, mit ihren Heerden umherziehen, westlich von den Buschmännern, aber großentheils schon jenseit des Orangeflusses, das Mischlingsvolk der Griqua's sich angesiedelt, und weiterhin die Horden der Koranna's um den Vaalfluß herumstreifen, nordwestlich von den Betschuanen, nördlich von den Baharutsen, im Osten von den Bassuto's umschlossen, die gleich ihnen dem Gebiete der frühern Sovereignty, jetzt Orangefluß-Republik angehören, welche nach Norden an die durch das Quathlamba-Gebirge von dem Zululand im Osten geschiedene Transvaalsche Republik gränzt, im Osten aber durch den „Drakenberg" und die „Witten Berge" von Port Natal und dem Kafferlande getrennt wird, von dem nach dem letzten Kriege noch ein Stück von der Keiskamma bis zum Gr. Keyfluß als Britisch Kaffraria unter besonderer Verwaltung zum Gebiet der im N. vom Orangefluß begränzten Kapkolonie, mit ihren 10 östlichen und 12 westlichen Divisionen und etwa 120,000 Einwohnern, davon ⅓ Europäer, geschlagen worden ist.

Diese Kapländer nun, worunter wir eben das im W. vom Atlantischen Meere und im O. vom Kafferland begränzte Gebiet der Kolonie bis an den Orangefluß verstehen, haben eine so eigenthümliche Natur, daß man sich nicht wundern kann, wenn sie in Reiseberichten bald als ein irdisches Paradies, bald als große Wüsteneien beschrieben werden. Wenn dort nach halbjähriger Dürre die Winterzeit ihren ersten reichströmenden Regen gebracht hat, und die hohen Gebirge in's weiße Schnee-

gewand gekleidet sind, so verwandelt sich binnen wenigen Tagen unter den milden, aber kräftig wärmenden Sonnenstrahlen die graue und öde Ebene weit und breit in frisch grünende Wiesenauen, wo unter der Fülle des Grases eine bunte Pracht der mannigfaltigsten und schönsten Blumen dem üppigen Boden entwächst. Dann kommt Leben in die Stille der Wüste, die Viehheerden der Bauern und Eingebornen, während der Sommerzeit kümmerlich durchgebracht, oder wo es angeht auf den Gebirgen geweidet, breiten sich auf den unbegränzten Grasflächen aus, und auch Thiere aller Art verlassen dann ihren Sommeraufenthalt auf den Höhen der Berge, um die grüngekleidete Wildniß zu durchstreifen. Dann ist frohe Zeit, und wenn es das ganze Jahr so fortginge, so könnte ein Nomadenreichthum ohne Gleichen in diesem Lande sein und eine zehnfach größere Menschenzahl ernähren, als es in der Wirklichkeit geschehen kann. Aber kaum ist nach kurzer Winter- und Frühlingspracht die sommerliche Hitze und Trockenheit zurückgekehrt, so hat's auch mit jener Fülle der Fruchtbarkeit ein Ende; das Paradies wird zur Wüste, und fallen gar noch, wie nur allzu häufig geschieht, die Heuschreckenschwärme über die Felder und Gärten her, so kommt eine Hungerzeit, die Vieh und Menschen entkräftet und oft bis zum Hungertode dahinsiechen läßt. Darum ist denn auch die Nähe einer Quelle oder eines im Sommer nicht versiegenden Flusses das erste Erforderniß zu einer gedeihlichen Niederlassung in diesem wasserarmen Lande, und das ist wieder eine Hauptursache, weßhalb die Ortschaften im Kaplande meistens sehr weit von einander entfernt liegen, so daß man immer erst eine meist beschwerliche und gefahrvolle Reise machen muß, um von einem Orte zum andern zu kommen. Entweder muß man da durch öde Wüsten wandern, wo man tagelang keinen Tropfen Wasser zur Erquickung findet und immer in Gefahr ist, von reißenden Thieren angegriffen zu werden; oder man hat hohe Berge und zackige Felsen zu übersteigen, muß an tiefen, schauerlichen Abgründen hinklettern oder steile Schluchten passiren und durch reißende Flüsse setzen. Dazu bedient man sich denn großer vierrädriger, plumper und schwerer Wagen, die, mit einer doppelten Plane überzogen, das Gepäck und auch zugleich das Bett des Reisenden enthalten; denn die Wüste bietet ihm kein Obdach für die Nacht. Zehn bis zwölf und noch mehr Ochsen werden angespannt, von einem Führer, der das vorderste Paar an einem Riemen hält, und von dem hinterher folgenden Fuhrmann mit einer Peitsche, deren Stiel 14 Fuß und deren Schnur noch ebenso lang ist, gelenkt. So geht es denn bergauf und bergab, oft freilich nicht ohne Unglück, sei es, daß die Stränge reißen, oder ein paar Ochsen stürzen, oder sonst ein gefährlicher Unfall sich zuträgt.

Es gab aber eine Zeit, da man im Kapland noch keine Ochsenwagen kannte, da man weder von einer Kapstadt noch von einer Kapkolonie in Südafrika etwas wußte, da noch keine gewaltthätigen Boers die fruchtbarsten Felder und die besten Weideplätze sich aneigneten, sondern die Eingeborenen des Landes noch als freie Besitzer ihre zahlreichen Heerden weideten. Denn als die Portugiesen erst 23 Jahre nach der ersten Umschiffung des Kaps (1486) durch Bartholomäus Diaz im

J. 1509 die Südspitze von Afrika zu besetzen gedachten, fanden sie daselbst ein zahlreiches, in 17 Stämme getheiltes Volk, das von seinen reichen Viehheerden und dem Ertrag der Jagd sich nährte, und sich selbst Quaiquae nannte, später aber, vielleicht wegen des ungewöhnlichen Schnalzens seiner Sprache, den Namen **Hottentotten** erhielt. Ihr Anblick machte einen so widrigen Eindruck auf die Europäer, daß sie dieselben für ein Affengeschlecht, eine Art von Orangutang hielten, das gleichsam den Uebergang vom Thier zum Menschen bildet. Und in der That hat die Gestalt der Hottentotten nichts Anziehendes.[1]) Die Farbe ihrer gelblichbraunen Haut gleicht der eines dürren Tabacksblattes; ihr Körperwuchs ist in der Regel klein, der Leib sehr nach vorn stehend und am stärksten gleich unter der Brusthöhle, Arme und Beine unverhältnißmäßig lang, die Gelenke plump, Hände und Füße kurz und bei beiden Geschlechtern zart gebaut; ihr Gesicht hat die Form eines umgekehrten gleichschenklichen Dreiecks, dessen Gipfel das spitzige Kinn bildet mit hohen Kinnbeinen, ihre Nasen sind breit und flach, die Naslöcher weit ausgedehnt, so daß sie bis zur Linie der Mundwinkel reichen; die Lippen sind groß und platt; die schwarzen Augen stehen schief im Kopf; die hervorstehenden Backenbeine reichen beinahe bis zu den äußersten Augenwinkeln. Die Ohren stehen vom Kopfe ab; die Hirnschale ist platt gedrückt und mit kleinen schwarzen Locken von Wollenhaar dünn besetzt. Augenbrauen, Lippen- und Backenbart haben sie nicht. Dazu pflegen sie ihren ganzen Leib, vornehmlich zum Schutz gegen Hautkrankheiten und die in heißen Ländern so häufigen Stechmücken mit Thierfett zu beschmieren, das mit rothem Ocker und schwarzem Dintenpulver gefärbt und mit einem stark riechenden, aus der Diosmapflanze (Buchu) bereiteten Pulver vermischt ist. Unter dem Schmutz und Fett, das mit den nie gereinigten Haaren eine Art Mütze auf dem Kopfe bildet, ist die eigentliche Farbe der Haut kaum zu erkennen; wozu es aber nützen könne, sich zu waschen, begreifen sie nicht. Ihre Sprache, die bald mit einem Gestammel, bald mit dem Geschrei der Truthähne oder der Elstern, zuweilen auch mit dem Geheul der Eulen verglichen worden ist, hat gleichfalls nichts Angenehmes und fällt den Europäern besonders schwer, weil ein dreifach verschiedenes Schnalzen mit der Zunge darin vorkommt, wozu ihre Sprachwerkzeuge freilich ganz gebildet sind, indem ihr Gaumen bedeutend kleiner, als der der Europäer, und nach hinten viel schwächer gewölbt ist, die Zunge aber runder, kürzer und dicker. Die Kleidung der Hottentotten ist höchst einfach. Ein mit Fett getränktes Schaaffell, bei Reichern auch wohl eine Tigerhaut, „Karoß" genannt, hängt mit der Wolle nach innen über die Schultern des Mannes hin, ein kleiner Lappen umgürtet seine Lenden, ein Paar rohe Sandalen schützen die Sohlen seiner Füße. Sein Karoß dient ihm zugleich als Bettdecke und Lager; ist die Nacht kalt, so kauert er sich auf den Boden, steckt den Kopf zwischen die Kniee und zieht den Schafpelz über sich zusammen. Die Weiber sind ebenso gekleidet, nur daß sie an ihrem Karoß eine Art von Kappe

---

[1]) s. Calw. Missionsbl. 1856, p. 93.

haben, in welcher sie ihre kleinen Kinder, von denen man nichts sieht, als den Kopf, beständig auf dem Rücken mit sich schleppen; schreit das Kind, weil es Durst hat, so zieht die Mutter ihre Kappe auf die Seite und bringt dasselbe unter dem Arme oder über die Schulter hin an ihre Brust, um es zu befriedigen. Nicht minder einfach und dürftig ist es mit der Wohnung der Hottentotten bestellt. Die bienenstockförmigen, runden, etwa 14 Fuß langen und 10 Fuß breiten Hütten werden aus gebogenen oben zusammengebundenen Stäben aufgerichtet und sodann mit Fellen, dicht geflochtenen Matten, welche die Weiber verfertigen, oder Schilf bedeckt und mit Lehm oder Kuhmist bestrichen. Selten sind sie so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann, und Licht und Luft kommt nur durch eine kleine enge Oeffnung, durch welche auch die Bewohner hineinkriechen müssen, und die nöthigenfalls mit einem Felle verhängt wird. Um den Heerd in der Mitte legt sich die ganze oft aus 10—12 Personen bestehende Familie in der Hitze des Tages und bei Nacht zum Schlafe nieder. Hausgeräthe, außer höchstens einigen Töpfen zur Aufbewahrung der Milch, zum Kochen und zum Trinken, sucht man vergebens in solcher Hütte; Rauch, Gestank, Schmutz und Ungeziefer aber lassen es einen Europäer kaum zwei Minuten darin aushalten. Eine Anzahl solcher Hütten, in einem regelmäßigen Kreise umhergestellt, dessen Mitte einen Hof enthält, in welchem die kleine Viehheerde bei Nacht eingepfercht wird, bildet einen Hottentotten-Kraal (so heißt eigentlich nur der Viehhof) oder Dorf.

Zur Nahrung dient den mit dem Ackerbau noch unbekannten Hottentotten vornehmlich die Milch und auch das Fleisch ihrer Heerden, letzteres jedoch nur, wenn die Jagd ihnen fehlt, was früher bei der großen Ausdehnung ihres Gebietes nur selten der Fall war; Wurzeln und eine Art sehr süßer Kartoffeln genießen sie nur zur Zeit der größten Hungersnoth. Ihre einzige Belustigung besteht im Tanze, dem sie sehr ergeben sind, obgleich die Bewegungen desselben eben so ungelenk, als die Musik dazu eintönig ist. Dagegen klingt ihr Gesang ungemein weich und melodisch, und ihre Stimmen sind einer hohen musikalischen Ausbildung fähig. Von den Künsten des Lebens findet man bei ihnen außer dem Flechten von Matten und Körben und der Zurichtung der Felle zur Kleidung nur noch die Bereitung von Giften und die Verfertigung ihrer Waffen, welche in einer Art Wurfspieß mit eisernem Knopfe, den sie meisterhaft handhaben, sowie in Bogen und vergifteten Pfeilen bestehen, deren Gift, theils aus dem Pflanzenreiche, theils von giftigen Schlangen entnommen, bei der geringsten Verwundung den Tod herbeiführt. Von dem häuslichen Leben der heidnischen Hottentotten ist wenig zu sagen. Wie bei allen Heiden nimmt das Weib auch bei ihnen keine beneidenswerthe Stelle ein; von Kinderzucht ist keine Rede; Kindermord und gänzliche Vernachlässigung der Alten und Kranken findet sich auch bei ihnen, wennschon erst in späterer Zeit und als Folge ihrer gewaltsamen Unterdrückung durch die Boers. Ihre bürgerliche Einrichtung ist sehr einfach, indem jeder Kraal seinen eignen Häuptling hat, der indessen nur so viel Ansehen besitzt, als er durch Körperstärke,

Reichthum und Beredtsamkeit sich selber zu verschaffen weiß, bei dem leisesten Verdruß aber von der ganzen alsbald aufbrechenden Einwohnerschaft des Dorfes verlassen wird. Ihrem Charakter nach gelten die Hottentotten auch nach den Schilderungen früherer Reisender als ein gutmüthiges, tapferes, ehrliches und wahrheitsliebendes Volk, gastfreundlich und dienstwillig selbst gegen ihre Widersacher; dabei freilich so träge, daß sie lieber, um nur schlafen zu können, einen ganzen Tag hungern, ehe sie sich die Mühe nehmen, auf die Jagd zu gehen oder Wurzeln zu graben. Dagegen sind sie auch wieder, wenn Vorrath da ist, ausnehmend gefräßig. Ein Hottentott vermag an einem Tage 10—12 Pfund Fleisch zu verzehren; das Uebrige verschenkt er, ohne nach dem andern Morgen zu fragen. Steht ihm doch der Schlaf beliebig zu Gebote, seinen Hunger zu verschlafen, und im Nothfall schnürt er sich den Unterleib mit einem Gurt so lange fest zusammen, bis er wieder etwas zu essen findet. Dem Taback-Rauchen und Kauen, noch mehr aber dem des Dacha, eines Krautes, welches stark betäubend wirkt und zur Wollust reizt, sind sie sehr ergeben, vor allem aber lieben sie den Branntwein, den sie freilich erst durch die Europäer haben kennen lernen, obschon mehrere Stämme bereits vordem auf die Bereitung eines berauschenden Getränkes aus Honig sich verstanden. Ein Hottentott im Zustand der Trunkenheit ist wie ein wildes Thier, fühlt sich aber gleich nachher tief beschämt. Sobald übrigens ihre angeborene Trägheit einmal überwunden ist, lernen sie leicht, besonders den Land- und Gartenbau, auch die europäischen Sprachen, und ihre eigne Sprache wird vielleicht allmälig aussterben, da Alle so schnell sich bequemen, das Holländische zu erlernen. Die Religionsbegriffe der Hottentotten endlich waren in ihrem heidnischen Zustande ungemein mangelhaft. Sie hatten keine Vorstellung von einem höchsten Wesen, und ein kleines kriechendes Insekt, „Mantis" genannt, das sie zu tödten sich fürchteten und es um Verleihung zeitlicher Bedürfnisse anriefen, war fast der einzige Gegenstand ihrer abergläubischen Verehrung; doch soll auch dieser Aberglaube ihnen durch Europäer muthwilliger Weise beigebracht worden sein. [1]) Eben so verehrten sie eine Heuschreckenart, das „wandelnde Blatt" genannt; wo dieses Thier hinkam, brachte es Segen; auf wen es sich setzte, der war ein Liebling der Gottheit. Auch den Mond beteten sie an und verehrten ihn zur Zeit des Vollmondes und Neumondes mit Tänzen, dabei sie in die Hände klatschten und riefen: „Wir grüßen dich! Sei uns willkommen! Gib uns Futter für unser Vieh und Milch im Ueberfluß!" Endlich bei der Rückkehr des Siebengestirns feierten die Hottentotten gleichfalls ein Jahresfest. Sobald es am östlichen Himmel sichtbar war, liefen die Mütter auf ihre Kinder zu, schlossen sie in ihre Arme und rannten mit ihnen auf einen Hügel, um ihnen die Sterne zu zeigen, damit sie ihre kleinen Hände nach denselben ausstreckten. Dann versammelten sich die Einwohner des Kraals zu Tanz und Gesang, wobei immer der

---

[1]) Missionsbl. der Brüdergemeine 1838, p. 30. cf. Basler Miss. Mag. 1816, p. 265 f; 1831, p. 12.

Chor lärmend einfiel: „O Sista, du Vater über unserm Haupte! Gib uns Regen, damit unsere Frucht reife, und wir Brodes die Fülle haben; schicke uns ein gutes Jahr u. s. w." — Ueber ihren eignen Ursprung aber erzählten sie folgende Sage: „In grauer Vorzeit landete ein Haus der Ueberfahrt (ein Schiff) nahe bei der Stelle, wo jetzt die Kapstadt steht, und dieses Haus brachte einen Mann mit seinem Weibe, zwei Knaben und ein Mädchen, einen Farren, eine Kuh mit drei Kälbern, ein paar Schweine, einen Widder, ein Schaf mit drei Lämmern mit sich nach Afrika; dieß waren die Voreltern der Hottentotten und all ihres Viehes." Woher aber das Schiff gekommen, das wußten sie nicht.

So trafen denn die **Portugiesen** das Volk der Hottentotten schon im Besitze reicher Viehheerden, in einem wohlhabenden und glücklichen Zustande, kräftig und muthig genug, um ihre Unabhängigkeit, so viel sie vermochten, zu vertheidigen, zumal sie damals viel zahlreicher waren, als gegenwärtig. Zwischen den Portugiesen, die (1509) unter Anführung des Vicekönigs von Indien, Francesco de Almeyda, eines gewaltigen Kriegshelden, das Land besetzen wollten, und den Hottentotten entspann sich ein Kampf, in welchem Almeyda mit 50 seiner Leute auf dem Platze blieb, die Uebrigen eiligst auf ihre Schiffe flohen. Nach 2 oder 3 Jahren kamen sie wieder, um Rache zu nehmen, aber nicht in offnem Kampfe, sondern mit teuflischer List. Eine schwer geladene Kanone brachten sie an's Ufer, machten sie den Hottentotten zum Geschenk, und als deren eine ganze Schaar um das blanke Ding versammelt war und sich an die bei der Mündung befestigten Stricke spannte, um das Geschenk fortzuziehen, brannten die Portugiesen ab. Alles, was vor der Mündung war, stürzte todt oder verwundet nieder, die Anderen flohen. Auch die heimtückischen Feinde aber gingen eilig zu Schiffe, und wagten nie wieder, an diese Küste zu kommen. Dennoch landeten hundert Jahre lang alle europäische Schiffe, welche die Fahrt nach Ostindien machten, am Kap, um Erfrischungen einzunehmen, und die gutmüthigen Eingeborenen verkehrten gern mit den Fremdlingen, denen es nicht einfiel, ihnen ihr Land wegnehmen zu wollen. Im J. 1620 aber erklärten 2 englische Schiffskapitäne, die am Kap angelegt hatten, daß sie das Land für ihren König in Besitz nähmen, und sprachen am Schlusse der darüber ausgestellten öffentlichen Urkunde die Hoffnung aus, „daß die Schwarzen (Hottentotten) mit der Zeit um ihres eigenen Vortheils willen und aus Noth kommen und ohne Zweifel Ew. Majestät Diener werden; und wenn sie das geworden sind, werden sie nachmals auch, wie wir hoffen, Gottes Diener werden." Doch scheinen sich die Engländer um jene Besitznahme damals gar nicht bekümmert zu haben, und die hier ausgesprochene Hoffnung sollte sobald nicht in Erfüllung gehen.

Nachdem im J. 1648 der holländische Wundarzt Johann van Riebeeke auf einer indischen Reise am Kap sich aufgehalten, auch Ausflüge in's Innere gemacht, und den Hafen gut, das Land des Anbau's fähig und die Eingebornen mild und lenksam gefunden hatte, ward er von der **Holländisch**-Ostindischen Kompagnie mit der Begründung einer **Niederlassung auf dem Kap** betraut, wohin im J. 1652 unter

seiner Leitung zunächst 100 Kolonisten sich begaben. Was das aber für ein Menschenschlag gewesen, läßt sich ungefähr daraus ersehen, daß man, um ihnen Weiber zu verschaffen, in Kurzem fast ebensoviel Weibspersonen aus den holländischen Arbeitshäusern ihnen nachschickte. Van Riebeeke baute nun zunächst eine Schanze von Holz und Erde, Wohnungen und Vorrathshäuser, und theilte jedem Kolonisten etwa 60 Morgen Land mit allem zum Anbau Nöthigem zu. Er selbst war ein frommer und gerechter Mann, der nicht blos gleich im Anfang seines Unternehmens Gott um Beistand bat ebensowohl um das Gedeihen der Kolonie, als daß womöglich die wahre, reine christliche Lehre unter dem wilden und rohen Volke des Landes durch sie gepflanzt und ausgebreitet werden möchte, sondern auch das Recht der Eingeborenen, mit denen er auf gutem Fuße zu stehen und durchaus friedlichen Verkehr zu erhalten sich bemühte, auf ihren angestammten Boden in dem Maße anerkannte, daß er nach verschiedenen Richtungen hin Land von ihnen ankaufte und dieses seinen Kolonisten zuwies. Drei Jahre später wurde noch vertragsmäßig das holländische Gebiet auf 3 Meilen im Umkreise des ursprünglichen Forts ausgedehnt, und so lange Riebeeke Staathalter war, geschah den Eingeborenen wenigstens kein schreiendes Unrecht. Bald aber entdeckten die durch neue Einwanderung und ausgedientes Militär fortwährend sich mehrenden Ansiedler die Neigung der Hottentotten zum Branntwein, und kauften um solchen bedeutende Ländereien, für Eisenringe, Messingknöpfe und anderen Tand ihre Heerden ihnen betrüglich ab. So kamen sie auf leichte Weise zu Land- und Viehbesitz, und schon im Anfange des 18. Jahrhunderts betrachteten die Holländer das ganze Land bis zur Saldanha-Bai im Norden, der Plettenbergs-Bai im Osten und nach Norden und Osten bis tief in's Innere als ihnen unterworfen. Bereits vor diesem Zeitpunkt aber begann die gewaltsame Unterdrückung der friedlichen Eingeborenen, die durch einen zwischen 1659 und 1691 versuchten allgemeinen Angriff auf ihre Bedränger ihre Lage nur verschlimmerten. Die steigende Zahl der Einwanderer, zusammen mit der Nachkommenschaft der ersten Kolonisten, führte ein gesteigertes Bedürfniß neuen Gebietes und neuer Knechte herbei; wahre Raubzüge wurden vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an gegen die Hottentotten und ihre Heerden angestellt, [1]) und die Boeren (Buren) begnügten sich lange nicht mehr damit, den Eingeborenen blos den Boden und die Quellen zu nehmen; sie selbst mit ihren Weibern und Kindern nahmen sie gefangen, und ließen ihnen nur die Wahl zwischen harter Knechtschaft oder gänzlicher Ausrottung. Geplündert und von allen Seiten bedrängt spalteten sich so die früher verbundenen Stämme in immer kleinere Abtheilungen, hoffend, auf solche Weise die Mittel zu ihrem Unterhalt leichter zu finden; Viele, die lieber hungern, als Sklaven der Bauern werden wollten, flohen in die Gebirge oder in die Wüste, von wo sie als Buschmänner ihre Dränger raubend und mordend überfielen; die in dem fruchtbaren Lande Zurückbleibenden aber

[1]) cf. Philip a. a. O. I, p. 36 ff.

fristeten als Hirten und Knechte der Europäer ein elendes, jammervolles Dasein. Und dieser fast ununterbrochene Kampf zwischen den Kolonisten und den unglücklichen Stämmen des Landes, während die Statthalter bei dem schnellen Anwachs der Kolonie theils aus Schwäche, theils aus Mangel an richtiger Kenntniß der Verhältnisse die gewaltsamen Handlungen der Ansiedler erst übersahen, dann wohl gar ihre Unternehmungen begünstigten, hat mit schonungsloser Roheit und Ungerechtigkeit gegen die Eingeborenen über 150 Jahre lang gewährt, und ist im Grunde genommen, wenn auch sein Gebiet immer weiter nach dem Norden Südafrika's hinaufgerückt ist, noch nicht zu Ende.

Daß unter diesen Umständen an das, was der fromme van Riebeeke bei seiner ersten Niederlassung von Gott erbeten hatte, an die Bekehrung der Eingeborenen zum Christenthum, wenig gedacht, und wo es ja geschah, nichts ausgerichtet wurde, darf uns kaum Wunder nehmen. Allerdings war schon den ersten Ansiedlern von Holland aus ein Geistlicher zugesandt worden, und auch später fehlte es nicht an der Gründung von Kirchen und Pfarreien für die Kolonisten, aber wegen der ungemeinen Ausdehnung der Kirchspiele hatten weder diese hiervon einen wesentlichen Nutzen, noch wurde namentlich die Bekehrung von Hottentotten gern gesehen, da man diesen den mit dem Bekenntniß des Christenthums verbundenen Genuß der bürgerlichen Vorrechte der Weißen nicht gönnte. Trotz des Befehls der Ostindischen Kompagnie, alle Sklavenkinder zu taufen und christlich zu unterrichten, war die Taufe eines Sklaven dennoch „eine rare Sache," weil, wie der Geschichtschreiber des Kaps, Peter Kolb, naiv genug bemerkt, die Weißen in Südafrika „als Christen Bedenken trugen, andere Christen zu ihren Sklaven und Leibeigenen zu haben." Worin übrigens etwa 20 Jahr nach Riebeeke die gar seltene Christianisirung der Heiden auf dem Kap bestand, zeigt folgendes Beispiel:

Der Statthalter van der Stel in der Kapstadt hatte einen Hottentotten, Namens Pegu, von Kindheit auf in seinem Hause gehabt, ließ ihn dann als Jüngling in Scharlach kleiden, mit einer Perücke, einem goldbordirten Hute, seidenen Strümpfen und Schuhen versehen, und so die Schule besuchen. Da lernte denn Pegu lesen und beten, Holländisch, Portugiesisch und andere Sprachen fließend reden, worauf er 1685 mit dem General von Rhede nach Indien reiste und bis zu dessen Tode bei ihm blieb. Nach dem Kap zurückgekehrt nimmt er eines Tages sein seidenes Kleid, legt es in eine Kiste, wickelt sich wieder in seinen Karoß, tritt vor den Statthalter und spricht: „Hört, Herr Statthalter, ich mag keine Kleider mehr tragen; viel weniger gedenke ich ein Christ zu werden. Laßt mich wieder zu meinen Landsleuten gehen und leben wie sie leben. Draußen habe ich meine Kleider in die Kiste gelegt und nehme nichts mit als diesen Säbel (der einen silbernen Griff hatte) und dieses (gleichfalls silberne) Halsband." Sprach's und lief davon, um niemals wieder zu kommen.

Daß aber die Hottentotten kein Verlangen trugen, Christen zu werden, daran war von Anfang an vornehmlich die unersättliche Habsucht der Kolonisten Schuld. „Wir wollen keine Christen sein," sagten sie diesen in's Angesicht, „weil Keiner mit dem Seinigen zufrieden ist, sondern es allezeit noch besser haben will, ungeachtet Jeder unter ihnen tausendmal vergnügter sein könnte, wenn nicht die leidige Gier nach Besitz sie Tag und Nacht plagte." Unter diesen Umständen mußten natürlich die etwa um 1700 und später gemachten **Missionsversuche** der Holländisch-Ost-

indischen Kompagnie auf die größten Hindernisse stoßen und um so eher scheitern, als sie in ziemlich ungeschickter Weise angestellt wurden. Denn nicht nur gingen die Missionare darauf aus, den Hottentotten erst die Schlechtigkeit ihrer eignen Religion zum Bewußtsein zu bringen, ehe sie vom Christenthum zu ihnen redeten, sondern sie begannen auch mit der Lehre von dem unsichtbaren, dreieinigen Gott, welche die armen Heiden gar nicht fassen konnten, und kamen so, meist nur vom gesetzlichen Standpunkt aus ihre Ansprachen haltend, gar nicht bis zur Verkündigung des Sünderheilandes. Eben so unpassend waren die Mittel, welche Einzelne anwandten, um die Heiden an sich zu fesseln, indem sie ihnen Taback, Wein, Branntwein und dgl. vorsetzten, und sie dabei von dem wahren Gott zu unterrichten suchten. Was Wunder, wenn Einer der Wohlgesinntesten unter jenen Missionaren, über die Verstocktheit der Hottentotten klagend, bemerkt: „So lange mein Vorrath und seine Anlockung währte, so lange hatte ich das Vergnügen, den kleinen Haufen um mich zu sehen, wie sie dem Anschein nach gern zuhörten. Sobald aber die Collation vorbei war, forderten sie eine neue, maßen sie mich sonst nimmer weiter anhören würden, und gingen ihres Weges." Schließlich verkennt er indeß nicht, daß die Laster der Christen, ihr unersättlicher Geiz, wegen dessen sie den genügsamen Eingebornen selbst für Narren galten, ihr Neid, ihre Zaubereien, ihre Wollust, ihre Untreue, ihre Unmäßigkeit unübersteigliche Hindernisse für die Bekehrung der Hottentotten seien, die ihm fast als ein Ding der Unmöglichkeit erschien.

Daß aber bei allem Widerwillen dieses Volkes gegen die Annahme des Evangeliums dennoch eine innere **Empfänglichkeit** für dasselbe vorhanden war, davon erhielt der wohlbekannte Miss. Barthol. Ziegenbalg, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf seiner Heimreise von Ostindien nach Europa auf dem Kap mehrfach mit Hottentotten sich unterredete, einige schlagende Beweise. Auf die Frage, ob er wisse und glaube, daß ein Gott sei, antwortete ihm ein solcher ohne Besinnen: „Herr, wer nicht glauben will, daß ein Gott sei, der kehre nur seine Augen über sich, unter sich und um sich herum, und wenn er dann im Stande ist, so gehe er hin und sage, daß kein Gott sei." Auf die weitere Frage, ob sie denn diesem Gott, den sie kennten, auch dienten, erfolgte die Antwort: „Gott hat weit bessere Diener, als wir sind." Endlich gefragt, ob sie denn Gott gar nicht verehrten, noch für ihre Seele Sorge trügen, erwiderten sie: „Wir wissen von weiter nichts, als daß wir das Böse meiden und das Gute thun." Und bei einer andern Gelegenheit, als der oben bereits genannte Peter Kolb, ein Zeitgenosse Ziegenbalg's, von ihnen wissen wollte, warum sie den großen Gott nicht ehrten und Ihm, der ihnen doch alles Gute thue, nicht dankten, erklärten sie: „Sie wüßten nicht, warum sie dem großen Gott nicht dankten; doch sei ihnen von ihren Vätern erzählt worden, wie ihre Voreltern so schrecklich wider diesen großen Gott gesündigt hätten, daß Er ihnen und ihren Nachkommen die Herzen so sehr verhärtet habe, daß sie Ihn nun nicht mehr recht kennen noch auch ehren oder Ihm dienen können." — Der Mann aber lebte damals schon, der auch den Hottentotten zuerst das Evangelium des Frie-

dens mit Erfolg verkünden und die herrschende Meinung von der Unmöglichkeit ihrer Bekehrung und die Behauptung der Bauern, daß die Hottentotten gar keine unsterbliche Seelen hätten und eigentlich nur eine Art Affen wären, durch die That widerlegen sollte.

§. 2. Die Mission im Kaplande.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche 2c. Gnadau 1832 u. 1833. — I, p. 39 ff; II, p. 128 ff; III, p. 67 ff. — **L. v. Rhoden,** Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. Barmen 1856. — **Wallmann,** Leiden und Freuden Rheinischer Missionare. Halle 1856. — **Ziegler,** kurze Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft. Eckartsberga 1856. — **Salfeld,** Nachrichten aus der Heidenwelt. H. 2 u. 5. Hamburg 1845 u. 1846. — **Brauer,** das Missionswesen der evangelischen Kirche. Hamburg 1847 u. 1851. I, p. 116. p. 230 ff; II, p. 311 ff. p. 482 ff. — **Monatsblätter der Norddeutschen Missionsgesellschaft** 1841, p. 377 ff; 1842, p. 215 ff. 273 ff. 312 ff; 1843, p. 1 ff. 113 ff. — 1842, p. 1 ff. 377 ff. 413 ff; 1843, p. 35 ff. 65 ff. 169 ff. 189 ff. 232 ff. — 1841, p. 421 ff. — 1841, p. 337 ff; 1842, p. 37 ff. 113 ff. 149 ff. 181 ff. — **Missionsnachrichten der Ostind. Missionsgesellschaft zu Halle** 1854, p. 68 ff; 1855, p. 16 ff. — **Basler Missionsmagazin** a. a. O. u. 1858, p. 464 ff. 496 f. — **Karte von Südafrika** im Missionsblatt der Brüdergemeinde 1849 Nr. 3. und Atlas der Rheinischen Missionsgesellschaft 2. A. Nr. 3.

Im Februar 1736 wandten sich die Herren van Alphen und Domine de Bruyn zu Amsterdam an die nicht lange zuvor neu gebildete mährische Gemeinde zu Herrnhut, welche wenige Jahre vorher ihre ersten Sendboten zu den Negersklaven Westindiens gesandt hatte, mit der Anfrage, ob es nicht thunlich sein möchte, einen von den Brüdern zu gleichem Liebesdienst unter den armen Hottentotten auszusenden. Nach reiflicher Erwägung wurde **Georg Schmidt,**[1]) ein armer, aber bewährter Bruder, der um des Evangeliums willen bereits sechs Jahre (1728—1734) in den finstern Kerkern Böhmens als Gefangener geschmachtet hatte, zu diesem Zwecke abgeordnet, kam bereits am 9. März d. J. in Amsterdam an, mußte aber hier ein ganzes Jahr warten, bis er am 11. März 1737 nach Südafrika absegeln konnte und nach viermonatlicher stürmischer Seefahrt endlich wohlbehalten am Kap anlangte. Von dem Statthalter freundlich aufgenommen, ließ er, begleitet von einem holländischen Korporal und zwei Eingebornen, Afriko und Kybodo, zunächst am Zonderendflusse in der Zoete-Melks-Valley, 28 St. von der Kapstadt, sich nieder, baute sich eine Hütte und legte einen Garten an. Des Abends kamen die Hottentotten aus Afriko's Kraal zu ihm, und dieser, welcher gut Holländisch sprach, diente ihm als Dolmetscher bei seinen herzlichen Unterredungen mit diesem Volk. Weil aber dessen Sprache ihm „gar zu wunderlich vorkam," um darin das Evangelium zu verkünden, begann Schmidt die Hottentotten, welche ihm gern zuhörten, Holländisch zu lehren, und zwar mit gutem Erfolg. Bisweilen besuchte ihn auch der Korporal des benachbarten Postens, van Kampen, der sich aufrichtig zum Herrn bekehrte und bis an sein Ende Schmidt's treuer Freund blieb. Eben begann dieser auch unter den Hottentotten

---

[1]) Ledderhose, das Büchlein von den Hottentotten und ihrem ersten Apostel G. Schmidt. Basel 1849. — Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. Bd. IV. H. 1. Düsseld. Scheller. 1858. — Basler Miss. Mag. 1831 H. 1. — Missionsfreund 1850, Nr. 5 und 6.

eine Frucht seiner treuen Liebesarbeit zu sehen, als ihm im Frühjahr 1738 zu verstehen gegeben ward, er wohne zu nahe an dem Posten der Kolonie, worauf er mit 18 Hottentotten, welche ihn und seine Lehre lieb gewonnen hatten, nach einem unbewohnten Fleck am Sergeantsflusse, Bavians-Kloof (Affenthal) genannt und 2½ Meile von dem Posten entfernt, sich begab, eine neue Hütte sich baute, einen Garten anlegte und seine Hottentotten im Ackerbau unterrichtete. Seine Schule hatte indeß einen gedeihlichen Fortgang; die Anzahl seiner Schüler, unter denen namentlich ein gewisser Willem (Wilhelm) sich auszeichnete und in der Folge sein Gehülfe ward, mehrte sich bis auf 50, und die Hottentotten sandten ihm auch ihre Kinder, daß er sie im Holländischen unterrichten möchte, und gaben ihm ein paar Milchkühe zu ihrer Beköstigung. Auch Afriko und Kybodo wurden gleich Willem für den Glauben an Christum gewonnen und letzterer sprach einst über seine Herzensstellung sich dahin aus: „Wenn auch alle meine Landsleute den Heiland verlassen wollten, so würde ich doch nicht von Ihm gehen, denn bei Ihm ist das ewige Leben. Ich weiß, daß ich noch nicht bin, was ich sein sollte, aber ich will dennoch bei Jesu bleiben, und will Ihn so lange bitten, bis ich die volle Kraft Seines kostbaren Blutes in der Erneuerung meines Herzens erfahre." Nachdem nun Schmidt im März 1742 die Ordination empfangen, taufte er die drei obengenannten Erstlinge aus den Hottentotten, auch ein Weib, Bethguien, die den Namen Magdalena erhielt, und etliche andere. Kaum aber war dies in der Kapstadt zum Erstaunen der Leute bekannt geworden, so drückten auch Viele ihren Unwillen darüber aus, und selbst der Prediger der Stadt ließ einige der getauften Hottentotten zu sich kommen, um sie über ihr Glaubensbekenntniß zu prüfen, fand sich indeß durch ihre Antworten befriedigt, und nachdem sie ihm auch aus einem holländischen N. Testament das 3. Kap. des Johannes vorgelesen, entließ er sie freundlich mit der Mahnung, ihrem Lehrer gehorsam zu bleiben. Das Häuflein der Neubekehrten mehrte sich im folgenden Jahre, zugleich aber auch die Bemühungen der Widersacher, namentlich der Boers, die Schmidt schon früher bei der Kolonialregierung angeschwärzt und die Vertreibung von seiner ersten Niederlassung bewirkt hatten. Durch ein obrigkeitliches Verbot an weiterem Taufen behindert und auch sonst mannigfach bedrängt, sah Georg Schmidt sich endlich bewogen, nach rührendem Abschied von seiner kleinen aus 11 Ehepaaren, 8 ledigen Männern und 17 Kindern, im Ganzen 47 Personen, bestehenden Gemeinde, wobei er dem frommen Afriko, in der Taufe Christian genannt, seine Hütte nebst Garten übermachte, 1744 nach Europa zurückzukehren, um bei der holländischen Regierung Gerechtigkeit und Schutz zu suchen. Seine bisherige Wirksamkeit fand hier zwar das gebührende Lob, aber vergeblich waren sowohl seine als der Brüder angelegentliche Bemühungen um Erlaubniß zur Rückkehr nach Afrika und Wiederherstellung der Mission daselbst. Zwar machte im Jahre 1747 ein Glied der Brüdergemeinde, J. Martin Schwäbler, nach dem Kap sich auf, in der Absicht, der verlassenen Hottentotten sich anzunehmen, doch hat man seit seiner Abreise nichts wieder von ihm

gehört. Georg Schmidt aber konnte seine ferne, verlassene Heerde in Bavianskloof, die vergebens auf die Rückkehr des geliebten Lehrers harrte und noch lange unter dem von ihm gepflanzten Birnbaum sich versammelte, fortan nur auf betendem Herzen tragen, bis er im Jahre 1785 in einem Alter von 76 Jahren zu Niesky entschlief.

Ein halbes Jahrhundert lang sah die Kapstadt und das Kapland keinen Missionar mehr. Inzwischen ward der Zustand der Hottentotten in der Kolonie immer recht- und hülfloser, während die Regierung, gedrängt von den Kolonisten, im Jahre 1774 die Vertilgung des Buschmannsvolkes durch Militärcommando's beschloß. Mittlerweile war in den Jahren 1746, 1760 und 1787 wiederholte Kunde nach Europa gekommen, daß Einige der von Schmidt getauften Hottentotten noch am Leben und sein Andenken in großer Achtung unter ihnen sei, sowie daß unter den christlichen Einwohnern der Kapstadt nicht Wenige eine **Erneuerung der Mission** wünschten. Dazu wurde denn auf der Synode 1789 der Beschluß gefaßt, und nachdem den Brüdern (3. Dez. 1791) von der Kompagnie das Gesuch gewährt war, an einem innerhalb des Gebiets derselben belegenen Orte die Mission zu erneuern und die aus den Hottentotten zu sammelnde Gemeinde mit Wort und Sakrament zu bedienen, drei redliche Handwerker, Heinrich Marsveld von Zeyst, Daniel Schwinn von Amsterdam, und Joh. Christian Kühnel aus Herrnhut zu diesem wichtigen Unternehmen bestimmt. Am 21. Nov. 1792 kamen sie in der Kapstadt an, wo sie bei jetzt gänzlich veränderter Stimmung von allen Seiten die freundlichste Aufnahme fanden und von der Regierung angewiesen wurden, in der **Baviansklоof** am Sergeantflusse, ebenda, wo G. Schmidt gewohnt hatte, sich niederzulassen. Ueberdies wurden sie nicht blos dem Baas oder Aufseher dieses Bezirks, Mart. Teunis, bestens empfohlen, sondern auch ausdrücklich unter den Schutz des Landdrost von Stellenbosch gestellt, was um so nöthiger war, als bereits die Boers ihren Unwillen verlautbart hatten. Einige drohten die Brüder todt zu schlagen, wenn sie die Hottentotten unterrichteten, Andere suchten diesen damit bange zu machen, daß die Brüder sie als Sklaven nach Batavia verkaufen würden. Baas Teunis aber nahm sich dieser freundlich an, und im Jan. 1793 errichteten sie mit Hülfe einiger Hottentotten da, wo noch altes Mauerwerk und verschiedene Fruchtbäume als Ueberreste von Schmidt's Wohnung sich zeigten, ihre Lehmhütte. Ein altes, noch von jenem getauftes, nun fast ganz erblindetes Mütterchen, das von dem genossenen Unterricht das Meiste vergessen, ihr holländisches Neues Testament aber wohl verwahrt hatte, die alte Lena, fand sich unter den Ersten bei ihnen ein, und bald konnten sie mit 25 Erwachsenen eine Schule beginnen, nachdem sie unter Schmidt's Birnbaum ihre erste Predigt gehalten hatten. Die Begierde der Hottentotten aber nach dem Evangelium war so groß, daß in Kurzem 8 andere Hütten um die der Missionare errichtet wurden, und weit und breit ging unter dem Volke die Rede, Gott habe Männer gesandt, um ihnen zu sagen, wie sie selig werden könnten, und wer es versäume, habe große Strafe zu erwarten. So ließen sie sich denn auch weder durch die märchenhaften Lügen der Bauern noch durch andere Hindernisse abhalten, zu den Brüdern zu zie-

hen. Als z. B. ein Boer etlichen solcher Hottentotten sagte: „Wartet nur ein Bischen, dann werden sie euch gut zwicken; ich habe gehört, daß sie ihre Schüler grausam schlagen und eine ganze Kiste voll Bambusrohr mitgebracht haben, um euch zu hauen," antworteten jene: „Und wenn das nun wahr wäre, was wäre es denn? Wir haben gesehen, daß ihr Bauern eure Kinder schlagt, wenn sie nicht lernen wollen; da müssen wir es uns auch gefallen lassen, wie Kinder behandelt zu werden." — Mit der Charwoche begannen gottesdienstliche Versammlungen, zu welchen 40 stille und aufmerksame Zuhörer sich einfanden, denen bei der Leidensgeschichte Jesu manche Thräne über die Wange rollte, die Kinder aber lernten Liederverse singen. Am Weihnachtstage mußte die Predigt, zu welcher sich 130 Hottentotten eingefunden hatten, wegen Mangel an Raum unter dem großen, uns schon bekannten Birnbaum gehalten werden, und Ende 1793 war bereits eine kleine Gemeinde von 7 Getauften und 10 Taufkandidaten gesammelt, und die Menge der Zuhörer, welche von selbst ihrem alten heidnischen Wesen und Wandel entsagten, ließ schnelle Vermehrung hoffen, die auch in den beiden folgenden Jahren nicht ausblieb, während die theils aus Neugierde, theils aus Theilnahme den Ort besuchenden christlichen Einwohner des Landes mit Erstaunen und Rührung die Wirkungen des Evangeliums daselbst wahrnahmen. Die Brüder aber bearbeiteten zu ihrem Unterhalt ihren großen, durch einen langen Damm mit dem nöthigen Wasser versehenen Garten, pflanzten Weinstöcke und Fruchtbäume, bauten auch Korn und Flachs, und blickten hoffnungsvoll in die Zukunft, als der Ausbruch des Holländisch-Französischen Krieges auch in der Kolonie unruhige Bewegungen verursachte und, da die waffenfähige Mannschaft auch von Bavianskloof im Mai 1794 nach der Kapstadt entboten wurde, die Missionare wegen des Unterhaltes der zurückgebliebenen Weiber und Kinder in's Gedränge brachte. Weit schlimmer aber war es, daß die Bauern die Unruhe der Zeit zur Beschränkung der ihnen unbequemen Missionare zu benutzen suchten, die zwar gegen eine Verlegung ihres Postens mit Erfolg protestirten, aber den dringend nöthig gewordenen Bau eines neuen Versammlungshauses vom Gouverneur nicht erlaubt bekamen; keine neue Hütte, nicht einmal einen Ziegenstall, sollten sie auf dem Platze aufrichten. Leider ward auch der Baas Teunis theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen von den Bauern gewonnen und aus einem Freunde nun ein bitterer, thätiger Feind der Brüder. Schon betrug die Bevölkerung von Bavianskloof über 200 Seelen, als Baas Teunis im Dez. 1794 allen von andern Orten dahingezogenen Hottentotten gebot, mit ihrem Vieh sich wieder heim zu begeben, wofern sie nicht Schlimmes erleben wollten. Diese aber beeilten sich nicht, zu gehorchen, sondern erklärten: „Wir müssen an einer Stelle uns aufhalten, wo wir täglich Gelegenheit haben, das Wort Gottes zu hören, und können zu unsern alten Wegen nicht mehr zurückkehren; wir können die Gemeinde der Christen nicht verlassen, es mag daraus folgen, was da will;" ja, Einer unter ihnen verkaufte lieber sein Vieh, um nur des christlichen Unterrichtes nicht entbehren zu müssen. Leider vermochten die Brüder bei der Regierung in der Kapstadt einen Widerruf des durch den Baas Teunis aus-

gewirkten Befehls nicht zu erlangen, und schon schickten im Januar 1795 die aus der Ferne nach Bavianskloof gezogenen Hottentotten zum Weggang sich an, als durch die kräftigen Gegenvorstellungen einiger angesehener Freunde die Falschheit der von den mißvergnügten Bauern eingegebenen Berichte, wodurch jene Regierungsmaßregel veranlaßt worden war, an den Tag gebracht und in Folge dessen die genannte Verordnung aufgehoben wurde.

Schon hoffte man nun auf eine ruhigere Zeit für die Mission; bald aber brach ein neuer Sturm los, der sie mit völligem Untergang bedrohte. Die Verwandlung Hollands in eine Republik und seine Verbindung mit Frankreich hatte einen Angriff der Engländer auf seine Kolonieen zur Folge, und am 13. Juni 1795 wurden sämmtliche waffenfähige Hottentotten durch Signalschüsse nach der Kapstadt zur Vertheidigung berufen. Während aber die Regierung dort mit dem auswärtigen Feinde zu kämpfen hatte, empörten sich die Kolonisten im Innern des Landes, nannten sich selbst „die Nationalen" und stießen so entsetzliche Drohungen gegen die Brüder und ihre Hottentotten aus, daß diese auf den Rath des Baas Teunis vorläufig wenigstens ihre Schulen auflösten, um der Gefahr des Untergangs zu entrinnen. In der Beschwerdeschrift der Nationalen gegen die Regierung hieß es unter Anderem: „Es müssen keine Herrnhuter da sein, um die Hottentotten zu lehren; denn da es so viele Christen gibt, die nicht gelehrt werden, so müssen die Hottentotten auch nicht gelehrt werden, sondern müssen so bleiben, wie sie gewesen sind. Die auf dem Gebiet eines Bauern geboren sind, müssen darauf bleiben und ihm unentgeltlich dienen, bis sie 25 Jahr alt sind; nachher sollen sie für Lohn dienen. Die Hottentotten müssen unter den Bauern wohnen, und nicht so beisammen, wie in Bavianskloof. Die Buschmänner, die wir fangen, müssen zeitlebens Sklaven bleiben u. s. w." Am 29. Juli erhielten die Missionare von dem Distriktskommandanten Pissani strengen Befehl, binnen drei Tagen ihren Platz zu verlassen und sich nach der Kapstadt zu begeben. Voll Wehmuth fügten sie sich in das Unvermeidliche und nahmen Abschied von ihren lieben Hottentotten, die sie unter Thränen noch eine Strecke begleiteten; der Statthalter aber, dem sie in der Kapstadt ihre Aufwartung machten, bezeigte seinen Unwillen über Pissani's anmaßende Vorschnelligkeit und gestattete ihnen nach wenigen Tagen, mit einem Sicherheitsbriefe wieder nach Bavianskloof zurückzukehren. Alsbald machten sie am 7. Aug. sich wieder auf den Rückweg, während die britische Flotte nach ihrem Sieg über die holländische vor der Kapstadt erschien. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, und nach Tagen der Angst und des Schreckens wuchs die Gemeinde bald in dem Maße, daß noch im Dezember d. J. der Grund zu einer Kirche, der ersten Hottentottenkirche, gelegt werden konnte.

Die englische Regierung wurde nun durch sieben Jahre hindurch, 1795—1802, **der Schirmherr der südafrikanischen Mission.** Zu Lobe der Frommen und zum Schrecken für die Bösen handhabte der englische General Dundas sein Amt mit Nachdruck in der Kapstadt

und in der ganzen Kolonie, und unter solchem Schutze erblühte auch Baviansfloof als ein rechter Garten Gottes. Missionar Kohrhammer mit Frau kam den dortigen Arbeitern zu Hülfe, ebenso mit dem nach kurzer Abwesenheit aus Europa zurückkehrenden Schwinn der zum Vorsteher der Mission ernannte Bruder Chr. Ludwig Rose mit seiner Frau und den Bräuten der zwei andern Brüder. Dies geschah im Jahre 1800, demselben, wo die alte Lena, nachdem sie noch Schwester Kohrhammer als die erste Schwester aus Europa mit herzlicher Freude begrüßt hatte, selig heimging. Baviansfloof selbst zählte damals 600 Einwohner, wovon aber nur der vierte Theil wirkliche Gemeindeglieder waren. Binnen Jahr und Tag hatten gegen 80 getauft werden können und von nah und fern kamen um ihr Heil bekümmerte Seelen herzu. „Wir haben vernommen," sagte Einer u. A., „daß Baviansfloof ein Zufluchtsort ist für arme, bekümmerte Seelen, welche ihre Seligkeit suchen. Solch Einer bin ich auch. Ich habe mich mein ganzes Leben lang in Sünden und Unreinigkeiten gewälzt und alles mögliche Böse gethan; bei dem Bauer, wo ich lebte, sah ich auch nichts Anderes, aber nun suche ich Vergebung und Frieden als ein armer Sünder." Ein förmliches christliches Gemeindeleben entstand, und dem lieben Evangelio folgte als eine zweite Gnade die Gesittung auf dem Fuße nach. Die früheren, niedrigen, bienenkorbähnlichen Hütten, der Schmutz, die Trägheit und Fahrlässigkeit, — diese alten Feinde des Volks — verschwanden; reinliche, geordnete Wohnhäuser erhoben sich; wohlbestellte Aecker und Weingärten lagen um das fleißige, betriebsame Dörflein her; der Feldersegen wurde in Scheunen gesammelt. Die Missionare, welche sämmtlich zugleich Handwerker waren, der Eine Eisenarbeiter, der Andere Schuhmacher, der Dritte Schneider, hatten die Unwissenden ihre Fertigkeit gelehrt. Da stand eine Messerfabrik, eine Schmiede, eine Kornmühle, eine Weinkelter, Ställe für Geflügel und Rindvieh, Vorrathshäuser, alles durch die Hottentotten unter Anleitung der Missionare sehr nett im holländischen Style erbaut und mit Stroh gedeckt. Als ansehnlichster Gegenstand aber, sogleich im Vordergrund des Thales, trat in's Auge die Kirche, die, am 8. Januar 1800 eingeweiht,[1]) schon zwei Jahre nach ihrer Gründung hatte erweitert und für 800—1000 Zuhörer eingerichtet werden müssen. Der Geist der Liebe und des Friedens, der Gerechtigkeit und der Ordnung waltete durch das ganze Gemeinwesen, und die Augen der Weißen im Kaplande nicht weniger als der Schwarzen konnten über die Wirkungen des Evangeliums nicht anders, als staunen. Der Name Baviansfloof aber erhielt einen guten Klang bis tief in's Land hinein, und im Jahre 1799 kamen bereits zwei Buschmannshäuptlinge über 200 Stunden Weges weit vom Zackfluß nach der Kapstadt; die hatten dort von den Wundern des wahrhaftigen Gottes in Baviansfloof gehört, und kamen, zum Frieden mit den Kolonisten geneigt, nach der Hauptstadt mit der Bitte um Lehrer, die ihnen das Wort Gottes verkündigten, wie den Hottentotten in Baviansfloof.

[1]) cf. 7. Jahresbericht rc. p. 62 ff.

Jetzt fing auch das Herz der alten Christenheit daheim in Europa an zu wallen und brünstig zu werden über die Thaten Gottes und seines Evangeliums unter den Heiden in Südafrika, und die damals erst seit 4 Jahren gegründete **Londoner Missions-Gesellschaft** war die erste, von welcher 4 Sendboten im Frühjahr 1799 in der Kapstadt anlangten, unter ihnen Dr. Johann Theodosius **van der Kemp.**[1]) Geboren im Jahre 1747 zu Rotterdam, wo sein Vater Prediger war, hatte er auf den Universitäten zu Leiden und Edinburg seine Studien gemacht, und außer den gelehrten Sprachen, die er vortrefflich verstand, konnte er auch die meisten neueren Sprachen der europäischen Völker fließend reden. In holländischen Militärdiensten schwang er sich bald zum Rittmeister bei der Kavallerie empor und hatte Aussicht zu der glänzendsten Beförderung, fröhnte aber dem frechsten Unglauben und aller Zügellosigkeit, so daß sein Vater zum Theil aus Gram darüber starb. Ein Streithandel, in den er mit dem Prinzen von Oranien verwickelt wurde, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen, worauf er sich der Arzneikunde widmete, in Edinburg ein glänzendes Examen bestand, und später in Middelburg sich niederließ. Hier lebte er in ärztlicher Beschäftigung zehn Jahre, noch immer ohne Glauben, und doch nicht ohne ein Streben nach Tugend und eine verborgene Angst vor der Ewigkeit, als im Juni 1791 die tief einschneidende Erfahrung ihm begegnete, daß seine Gattin und sein einziges Kind bei einer Lustfahrt auf dem Flusse ertranken, indeß er selbst mit genauer Noth gerettet wurde. An diesem Ereignisse brach sein stolzes Herz, er ging in die Kirche, zum ersten Mal seit Jahren, und sah hier das Abendmahl austheilen; mit klopfendem Herzen und unter stetem Widerspruch der Reste seines Stolzes mischte er sich unter die Kommunikanten, er ward hingenommen, und als er nun die Heilige Schrift mit Ernst zu lesen begann, ging Licht auf Licht in seiner Seele auf, und er sank Jesu, dem von ihm so oft Gelästerten, zu Füßen. In stiller Trauer und inniger Hingebung lebte er nun der Erlernung der morgenländischen Sprachen; er war zuletzt in 16 Sprachen wohlbewandert. Während er so in der Einsamkeit mit dem Studium der Schrift sich eifrig beschäftigte, fiel ein Aufruf der neugebildeten Londoner Missions-Gesellschaft zur Anregung des Missionssinns in seine Hände, und alsbald war sein Entschluß gefaßt; er bot sich der Gesellschaft als Glaubensbote an, wurde mit Freuden in ihre Dienste genommen, und für Süd-Afrika bestimmt. Von London auf kurze Zeit nach Holland zurückkehrend, um sich von seinen dortigen Freunden zu verabschieden, ward er in der Hand des Herrn ein Werkzeug, den schlummernden Missionsgeist in den Niederlanden in's Leben zu rufen und die Stiftung der Missions-Gesellschaften zu Rotterdam und in Ostfriesland

---

[1]) Memoir of the Rev. J. Th. van der Kemp, late Missionary in S. Africa. 4. ed. 1813. — Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschreibung der merkwürdigsten Missionare. Bde. 3. Leipzig 1839, p. 130 ff. — Joh. Theodos. v. d. Kemp, med. Dr., door D. C. van der Kemp. Met Bylagen en Anteekeningen. Amsterd. 1848. — — Bormbaum, Missionsgeschichte in Biographieen. Bd. IV, H. 3 und 4. — Basler Missions-Magazin 1854, III, p. 111 ff.; cf. 1852, III, p. 88 ff.; 117 ff. — Calwer Monatsblatt 1842, p. 19 ff.

zu veranlassen. An dem holländischen Prediger Kicherer fand er einen würdigen Gehülfen, der sich entschloß, ihn nach Süd-Afrika zu begleiten, und nachdem noch zwei englische Missionare, Edmonds und Edwards, sich ihnen angeschlossen, segelten alle vier am 23. Dezember 1798 nach dem Kap der guten Hoffnung ab. Sie machten ihre Ueberfahrt auf einem Schiffe, welches eine Anzahl von Verbrechern nach Botanybai in Neu-Südwales führte, so daß sie schon auf dem Wege unter diesen Auswürflingen ihre Missionsarbeit beginnen konnten, und der Herr ließ es ihnen gelingen, daß mehrere derselben aus rohen und lasterhaften Verbrechern in wiedergeborene Gotteskinder verwandelt wurden. Am 31. März 1799 langten unsere vier Missionare wohlbehalten in der Kapstadt an, und während ihres kurzen Aufenthalts daselbst und durch ihre gesegnete Anregung traten die schon zerstreut vorhandenen und durch die jüngsten Erfahrungen an den Heiden mächtig erstarkten Missionskräfte der Kapstadt zur Bildung einer eignen Missions-Gesellschaft zusammen, welche alsbald eine einflußreiche und gesegnete Thätigkeit zu entfalten begann.

Diese **Süd-Afrikanische Missions-Gesellschaft**[1]) in der Hauptstadt des Kaplandes, ebensowohl eine Frucht der bisherigen, als ein lebendiger Same für die weitere Missionsthätigkeit in Süd-Afrika, zugleich ein fester Mittelpunkt für die dem Missionswerk in dem ganzen Umfang der Kolonie zugethanen und Einigungspunkt für die auf verschiedenem evangelischen Bekenntniß stehenden Gläubigen, erhielt alsbald die Erlaubniß, ein großes Gebäude für öffentliche Gebetsversammlungen und für Heidenmissionen zu errichten, wozu aus der Kolonie reichliche Mittel beigesteuert wurden. Auch ein Katechisten-Seminar für bekehrte Heiden entstand, ganz besonders aber war die Thätigkeit der Gesellschaft den schwarzen Sklaven und den im Lande zerstreuten Christen zugewandt, und eine Reihe von Missionaren der holländischen Missions-Gesellschaft, unter ihnen Pfarrer Vos, machten Besuchsreisen und ermahnten die einsamen gläubigen Familien zur fleißigen Ausübung ihres Priesteramtes an den Heiden und Namenchristen, so daß auf diese Weise innere und äußere Mission zugleich mit gesegnetem Erfolg betrieben wurde. Jährlich vereinigten sich die durch weite Räume getrennten Gläubigen zu einer Hauptversammlung in der Kapstadt, wo die Mission ein Jahr nach ihrer Stiftung bereits 1900 Heiden unter ihrer Pflege hatte, und mit der Rotterdamer, Londoner und Stockholmer Missions-Gesellschaft trat die Süd-Afrikanische in brüderliche Verbindung.

Von den neuangelangten Sendboten der **Londoner Missions-Gesellschaft** begab sich der ehrwürdige **van der Kemp** mit Edmonds, der jedoch bald ermüdete und nach Indien ging, zuerst in's Kafferland, während Edwards und Kicherer nach dem Zackflusse zu den Buschmännern sich aufmachten. Nicht lange jedoch war van der Kemp unter den Kaffern (s. C. §. 2), wo er ein gesegnetes Andenken hinterließ, als er am letzten Tage des Jahres 1800 mit einer kleinen Schaar von

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1855, II, p. 78 ff.

Hottentotten, die sich dort schon um ihn gesammelt hatten, nach **Graaf Reinet** an der Gränze der Kolonie übersiedelte, wo bereits 2 neue Sendboten seiner Gesellschaft, van der Lingen und Read (Rihd) ihn erwarteten. Kaum aber hatten sie in Graaf Reinet[1]) mit Bewilligung des dortigen Regierungsbeamten angefangen, die Hottentotten zu unterrichten und mit dem Worte Gottes bekannt zu machen, als der Zorn der Boeren bis zu dem Grade stieg, daß sie den Ort in bewaffneten Haufen überfielen, indem sie der Regierung Schuld gaben, daß diese die Hottentotten mit ihnen auf gleiche Linie setzte. Bisher war über den Thüren mancher Kirchen in der Kapkolonie die Inschrift zu lesen: „Kein Hund und kein Hottentotte darf eintreten," und jetzt war den Schwarzen die Kirche in Graaf Reinet geöffnet und ihnen Sitze darin eingeräumt worden. Der Sturm gegen die Mission trieb van der Kemp auf einige Zeit wieder in das Kafferland, weßhalb seine Feinde ihn verdächtigten, er habe die Kaffern zu einem Einfall in die Kolonie reizen wollen; dennoch ermüdete er nicht in seinen Bemühungen zum Besten des geächteten Hottentottenvolks. In ihm fanden die Kolonisten einen Bekämpfer ihres Sklavensystems, an welchem alle ihre gröberen oder feineren Kriegsmittel, die sie sonst mit Erfolg gegen die wohlwollende Regierung anzuwenden pflegten, stumpf und matt wurden. Deßhalb blieb er auch fortwährend ein Gegenstand wie der Furcht seiner Feinde so ihres Grimms und ihrer Verleumdung. Der britische Statthalter Dundas versprach nun dem bedrängten Missionar Grund und Boden für Errichtung einer eignen Missionsanstalt, und eine neue Station ward im Frühjahr 1801 eine Stunde von der **Algoa-Bai** in der Nähe des Forts Frederick durch Read und van der Kemp gegründet, als eine Freistätte für die Hottentotten, deren sich bereits an 300 dort gesammelt hatten, als durch den Friedensschluß von Amiens (1802) **die Kapkolonie den Holländern zurückgegeben** wurde, und Kaffern, wilde Hottentotten und Boeren sich wetteifernd um die Missionsniederlassung sammelten, sie von Grund aus zu zerstören. Vergebens lud Dundas unsern v. d. Kemp ein, für die Zeit der Uebergabe des Landes an die neue Regierung sich zu ihm in die Kapstadt zu flüchten; er blieb auf seinem Posten, bis wiederholte gewaltsame Angriffe ihn nöthigten, mit seinem Gemeinlein in Fort Frederick, obschon widerstrebend, da die Seinigen unter dem trunkenen und gottlosen Kriegsvolk gar mancherlei Versuchungen ausgesetzt waren, eine Zeitlang Schutz zu suchen.

An dem neuen holländischen Statthalter, General Jansen (1802—1806) hatte van der Kemp zwar einen früheren Schul- und Kriegskameraden, der ihm alsbald einen Besuch in Algoa-Bai machte, aber keinen Schutzherrn für sein junges Missionsfeld, da die Furcht vor den Boeren und ihrem aufrührerischen Geist seine bessern Ueberzeugungen lähmte und ihn das Gedeihen der Mission, deren Wachsthum er durch eine Reihe unchristlicher Verordnungen aufzuhalten suchte, zum Opfer bringen ließ. Der um v. d. Kemp gebildeten Hottentottengemeinde konnte indeß die schon von der frühern Statthalterschaft ihr versprochene,

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1852, III, p. 88 ff.

dringend nöthige Niederlassung nicht versagt werden, und sie erhielten jetzt eine solche 3 Stunden nördl. von Fort Frederick angewiesen in Kubu, das von nun an den Namen **Bethelsdorp** (Bethelsdorf) führte. Es war dies eine ganz unfruchtbare wasserarme Strecke, eine weite Ebene mit kahlem, hartgetretenem Boden, fast kein Baum, nicht einmal ein Busch, kaum Trinkwasser, durch die Ränke der Boeren eigends dazu ausgesucht, um von vornherein das ganze Unternehmen im Keime zu ersticken. Van der Kemp aber haderte nicht mit ihnen; im Glauben fing er an, den dürren Boden umzugraben, und so dürftig auch der Ertrag des unfruchtbaren Landes, so schwer auch die Noth wegen öfterem Mangel des Brodes im Anfang war, so stand doch bald in Mitten der ungefähr 50 kleinen kegelförmigen Hütten ein Kirchlein da, freilich nur aus Lehm erbaut und mit einem Strohdach versehn, und je dürftiger die äußeren Umstände, desto ermuthigender und wahrhaft staunenswerth waren die Beweise des göttlichen Segens auf diesem Missionsfelde, für welche der den neugegründeten Ort auf seinen Reisen besuchende Dr. Lichtenstein freilich kein Auge hatte. Die Fortschritte der Schüler, die Leichtigkeit, mit der sie besonders die christliche Wahrheit auffaßten, mußten bei der sonstigen Natur der Hottentotten als Wirkungen der göttlichen Gnade anerkannt werden. Selbst Kaffern kamen nach Bethelsdorp zum Besuch, und der mächtige Häuptling Congo brachte dem Missionar seine beiden Söhne zur Erziehung; Tzatzoe aber, ein anderer Häuptling, kam mit seiner Familie, blieb einige Zeit, und übergab dann dem Missionar gleichfalls seinen Sohn zum Unterricht.

Die unterdeß in Segen fortgehende Mission der **Brüdergemeinde** schien der holländische Statthalter Jansen mit günstigeren Augen zu betrachten, als die Englische. Ihre Niederlassung zu Bavianskloof wurde im J. 1803 von ihm besucht und erhielt bald hernach auf seine Veranlassung den Namen **Gnadenthal**, der vom 1. Jan. 1806 an auch in allen amtlichen Verhandlungen gebraucht werden sollte. Bald nach Jansen's Anwesenheit besuchte auch der Generalcommissär de Mist in Begleitung Lichtenstein's den Ort, und Letzterer, obschon kein Freund der Mission, konnte doch nicht umhin, dem freundlichen, gewerbfleißigen Dorfe von 200 mit Gärten umgebenen Häusern, dessen Anblick ihn an sein Vaterland erinnerte, und dem Wirken der Missionare daselbst das günstigste Zeugniß auszustellen. Der Wiederausbruch des Krieges mit England gab Veranlassung, daß auch von Gnadenthal eine Anzahl christlicher Hottentotten zum Kriegsdienst einberufen wurden, unter denen Miss. Kohrhammer auf ausdrückliches Verlangen der Regierung die Stelle eines Feldpredigers im Sept. 1804 und vom Mai bis Ende 1805 bekleidete und dabei nicht blos seinen eignen Leuten, sondern auch vielen heidnischen Hottentotten Christum zu predigen Gelegenheit fand. Die Gemeinde von Gnadenthal aber, obgleich um diese Zeit von einer anhaltenden Dürre, in Folge deren Mangel an Lebensmitteln eintrat, heimgesucht, erfreute sich eines lieblichen Gedeihens und bestand am Schlusse des J. 1804 aus 245 getauften Mitgliedern, 199 getauften Kindern und 99 Taufcandidaten, indeß in 217 Wohnungen noch eine große Anzahl heidnischer Hottentotten sich hatten niederlassen dürfen, so

daß die Gesammtzahl der dort wohnenden Hottentotten 1095 Seelen war.

Ungleich schwieriger war damals die Lage der 300 Stunden östlich von der Kapstadt in **Bethelsdorp** befindlichen Missionare. Denn gerade die hier anfangs herrschende Noth machten die Boeren, die eigentlichen Urheber derselben, gegen dessen fernere Existenz geltend; die Hottentotten fänden in der Nachbarschaft keine Subsistenzmittel, darum seien sie in die Dienste der Kolonisten zu weisen, Bethelsdorp könne und müsse aufhören. Die wachsende Bedeutung des Ortes aber, auf dessen dürftigem Gebiete dennoch eine immer größere Gemeinde sich sammelte, mehrte nur den Haß der Feinde, und jetzt mußte der Zulauf von außerhalb der Kolonie wohnenden Heiden, namentlich der Kaffern, einen scheinbar gesetzlichen Grund der Anklage gegen den Missionar bieten. So wurden denn im Jahre 1805 van der Kemp und Read aufgefordert, in der Kapstadt sich persönlich zu verantworten, und mußten hier 9 Monate in steter Ungewißheit des Ausgangs ihrer Angelegenheit zubringen. Während es aber schien, als würden sie nicht wieder auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren dürfen, verkaufte eine reiche, edle Witwe in der Kapstadt, Frau von Schmidt, die auf dem dasigen Missionsgebiet schon lange in Segen gearbeitet, ihre Habe, zog, 55 Jahre alt, nach dem verwaisten Bethelsdorp, hielt Schule, machte Hausbesuche und legte in Gemeindeversammlungen das Wort Gottes aus, bis Ende 1806, wo sie zu ihrem Wirkungskreis in der Kapstadt zurückkehrte und hier im J. 1821 ihr frommes, thatenreiches Leben beschloß. Während sie noch in Bethelsdorp, und dessen geistliche Väter in der Kapstadt waren, erschien am 4. Jan. 1806 die britische Flotte in der Tafelbai, **die Kapkolonie ward der Herrschaft der Engländer zurückgegeben**, und die Missionare von dem General Baird belobt und wieder an ihre Arbeit zurückgeschickt, wo sie alsbald auf die Heranbildung tauglicher Nationalgehülfen mit allem Eifer bedacht waren.

Jetzt schien wieder eine bessere Zeit für die Mission im Kaplande gekommen, und schon im J. 1808 ward auf ausdrückliches Verlangen des Gouverneurs Lord Caledon eine zweite Station der **Brüdergemeinde in Groenekloof** (Grunekluf), etwa 21 deutsche Meilen nördlich von der Kapstadt, nahe an der See, durch die Brüder Kohrhammer und J. H. Schmidt angelegt,[1]) und das Zeugniß von Christo dem Gekreuzigten bewies auch hier seine die Herzen umwandelnde Kraft. Schon am 12. Juni konnte die erste Taufhandlung stattfinden, und zwei Reihen von Hütten, mit Gärten umgeben, wurden in der Nähe der Missionare von heilsbegierigen Hottentotten erbaut, deren Zahl noch vor Ende des Jahres auf 100 stieg.

In demselben Jahre (1808) war auch das bisher ärmliche und verachtete **Bethelsdorp** zu einigem Gedeihen emporgekommen und bestand aus etwa 70 Hütten, deren im folgenden Jahre bis auf 1000 Seelen steigende Bevölkerung etwa 200 Bekehrte, die Kinder mitgerechnet, in sich schloß, Strickwaaren, Strohmatten und Körbe anfertigte und verkaufte, auch mit Seesalz handelte und mit Seifensieden und Bohlenschneiden

[1]) cf. Basl. Miss. Mag. 1817, IV, p. 452 ff.

einen Anfang gemacht hatte. Ihre Wiesen waren mit Rindvieh, Schafen und Ziegen bedeckt, und trotz der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens fing auch der Ackerbau an, aufzublühen, während zugleich 18 verschiedene Gewerbe (Schmiede, Zimmerleute, Schneider 2c.) daselbst betrieben wurden. „Wenn man," sagt Miss. Moffat mit Recht, „auf die damalige Zeit und den ganzen Stand der Angelegenheit in der Kolonie und auf den Charakter der Eingeborenen blickt, unter denen van der Kemp arbeitete, so muß man bekennen, daß die Gnade ihn zu einem herrlichen Werkzeug erkoren hat, um wahre Wunder auszuführen. Wenig Menschen würden die Stürme bestanden haben, denen er trotzte, und vielleicht noch wenigere sind ausgezeichneter gewesen im Erfolg ihrer Bemühungen, die Hottentotten aus zeitlicher und geistlicher Sklaverei zu befreien." Und das war ja eben das Ziel, für dessen Erreichung ihm keine Mühe zu schwer und kein Opfer zu groß war, und ein Schritt in seinem Leben, welcher nicht blos gerechter Mißbilligung, sondern auch vielfacher Verleumdung ausgesetzt war und von ihm selbst später mit bitterer Reue als unangemessen erkannt wurde: die Wahl eines Weibes aus der Mitte des unterdrückten Volkes — kam wohl aus der gleichen Quelle seines ehrenwerthen Mitgefühls mit beklagenswerthen Kreaturen, deren sich aus allen Kräften anzunehmen er auch unter der englischen Herrschaft, da selbst diese allmälig den mächtigen einflußreichen Boeren sich zuwandte, nicht ermüdete.

Als ein bedeutender Fortschritt der im Staube liegenden Eingeborenen mußte es zunächst betrachtet werden, daß am 1. Nov. 1809 **Lord Caledon** eine **Proclamation** erließ, in welcher wenigstens der erste Versuch gemacht wurde, den Hottentotten gegen die grausame Ungerechtigkeit der Boeren, die ihren Opfern selbst die Glieder des Leibes mit dem Beile verstümmelten und ohne alle Scheu jedes göttliche und menschliche Recht niedertraten, die Wohlthat des Rechtes und eines gesetzlichen Schutzes durch feste Ordnung ihres Dienstverhältnisses und Bestrafung von willkürlichen Mißhandlungen seitens der Herren zu verschaffen. Dennoch fehlte viel, daß die gute Absicht des Statthalters erreicht worden wäre, und van der Kemp hatte fortwährend gegen die Gewissenlosigkeit und schnöde Ungerechtigkeit der Kolonisten, welche durch die Lokalbehörden des Distrikts Uitenhagen mehr begünstigt als verhindert wurden, zu kämpfen, so daß er, fast erdrückt von diesen unaufhörlichen Leiden, einst klagte: „Könnte ich doch irgendwohin gehen, meiner gegenwärtigen Lage zu entrinnen! Ich kann nicht länger in Bethelsdorp bleiben — das Herz ist mir gebrochen, ich bin tief gebeugt durch die unaufhörlichen Bedrückungen der Hottentotten seitens des Landdrosten." Bei solchem Gedränge aber ging er öfters und besonders gegen Ende 1811 alles Ernstes mit dem Gedanken an eine Mission auf Madagaskar um.

Um dieselbe Zeit ward van der Kemp in Folge seiner wiederholten Klagen über die Bedrängniß der Hottentotten nebst seinem treuen Mitarbeiter Read von dem Statthalter Lord Caledon in die Kapstadt berufen, um von einer niedergesetzten Commission ihre Beschwerden genauer untersuchen zu lassen. Aber bevor noch an's Werk geschritten wer-

den konnte, sollte der treue Knecht des Herrn, den die Londoner Gesellschaft schon zu ihrem Missions-Superintendenten in der Kapstadt ersehen hatte, hier nach so viel Mühen und Kämpfen seinen Lauf beschließen. Es war am 15. Dec. 1811, als er nach nur einer Woche schweren Leidens, da die Heftigkeit der Krankheit ihm die Sprache und auch theilweise das Bewußtsein benahm, still duldend seiner Erlösungsstunde hoffnungsvoll entgegenblickte. Da fragte ihn Einer seiner Freunde, wie der Stand seines Herzens sei, und er antwortete: „Es geht Alles gut;" und auf die weitere Frage, ob es licht oder dunkel in ihm sei, rief er: „Licht! Licht!" und übergab seinen scheidenden Geist in die Hand seines Erlösers. Sein Name aber, wie Dr. Philip sagt, ist einbalsamirt im Gedächtniß des Hottentotten-Volkes. Hatte der Vollendete auch Fehler und Mängel, als Missionar insbesondere, welche zum Theil mit seiner früheren Bildung zusammenhingen, so war er dennoch ein gesegneter, hochbegnadigter Prediger des Evangeliums und vor allem ein treuer, furchtloser, unermüdlicher Schützer, Fürsprecher und Vertheidiger des bedrängten Volkes, in dessen gränzenlosen Jammer er hineingetreten war und dem er alle seine Arbeiten gewidmet hatte bis an's Ende seines vielbewegten, mühevollen Lebens. Sein Todesjahr war zugleich das Stiftungsjahr einer Kapstädtischen Hülfs-Gesellschaft für die Londoner Missions-Gesellschaft.

Van der Kemp's Tod aber gab den Feinden der Mission in Südafrika das erwünschte Signal zu neuen Angriffen. Denn die wachsende Zahl der im Kapland ankommenden Missionare, deren seit Anfang dieses Jahrhunderts gegen 30 als Freunde und Lehrer unter ein Volk getreten waren, in welchem sie nur eine Sklavenheerde erkennen wollten, und dem nun die Statthalterschaft in den letzten Jahren selbst Rechte zuerkannt und es durch Gesetze zu schützen begonnen hatte, erfüllte die Boeren mit immer größeren Besorgnissen, und die Versuche, die Mission zu verdächtigen, vervielfältigten sich in dem Grade, als die Erfolge ihrer Arbeit an's Licht traten. Dazu erließ der neue Statthalter, **Lord Cradock**, der gleichfalls der Ansicht war, daß die Einführung von Gewerben aller Art zweckdienlicher sei, als alle Missionsanstalten, durch welche Ackerbau und Industrie nur behindert würden, im J. 1812 eine **Proclamation**, nach welcher jedes achtjährige Hottentottenkind der Kolonist, auf dessen Boden es daheim war und bis dahin Unterhalt genossen hatte, für weitere 10 Jahre als Lehrling beanspruchen konnte, wofern der Landdrost es nicht nach seinem Ermessen anderswohin gab, ohne daß dabei des Rechtes der Eltern an ihre Kinder mit einer Silbe gedacht worden wäre. Diese Proclamation, welche so ziemlich das schon im vorigen Jahrhundert in Süd-Afrika übliche Verfahren wiederherstellte, wonach jeder Boer alle die Kinder von seinen Hottentotten-Sklaven, denen er in ihrer Kindheit einen Bissen Brod gegeben hatte, bis zum Alter von 25 Jahren als sein Eigenthum beanspruchen konnte, brachte über die Hottentotten noch größere Unterdrückung und tieferes Elend, denn zuvor, und drückte ihrer Degradirung, wie ein intelligenter Beamter der Kapstadt sagte, das Siegel auf.

Trotz dieser Proclamation aber begann mit dem Jahre 1812 eine neue Segenszeit für die Südafrikanische Mission, indem die Lon-

doner Missions-Gesellschaft in diesem Jahre einen ihrer Mitarbeiter, den Prediger **Campbell** (Cämbel) nach Südafrika zur Untersuchung des Zustandes der dortigen Missionen, zur Stärkung, Ermuthigung und weiteren Ausbildung der bereits bestehenden, so wie zur Gründung neuer Stationen im Kaplande abordnete. Am 24. Oktober 1812 kam Campbell in der Kapstadt an, mit ihm zugleich Miss. Thom, der zwar im Begriff war, nach Indien zu gehen, auf Bitten der britischen Besatzung aber in der Kapstadt blieb, wo er unter den Soldaten und den über 6000 Negersklaven der Stadt, unter denen die Muhamedaner schon viele Proselyten gemacht hatten, auch durch etliche Predigtreisen in der Umgegend für das Evangelium thätig war, bis er, da die Londoner Missions-Gesellschaft einen bleibenden Posten in der Kapstadt zu errichten noch nicht beabsichtigte, im J. 1818 die holländische Predigerstelle in Caledon annahm. Campbell[1]) aber besuchte im März 1813 zuerst Bethelsdorp unter Miss. Read, suchte dann im Zuurvelder-Distrikt am großen Fischflusse zwei taugliche Plätze zu neuen Missionsniederlassungen aus, sah in Graaf Reinet die segensvollen Wirkungen der Arbeit des Miss. Kicherer, überschritt dann die Gränzen der Kolonie, drang durch das Buschmannsland, von da über Klaar-Water oder Griqua-Stadt (280 Stunden von Kapstadt) nach Lattaku, dem nördlichsten Punkt dieser seiner ersten Reise (340 Stunden von Kapstadt) vor, erreichte dann, nach einem abermaligen Aufenthalt in Griqua-Stadt, längs des Orangeflusses Klein Namaqua-Land, besuchte da die Station Pella, und kehrte von diesem westlichsten Punkt seiner Reise längs der Westküste nach neunmonatlicher Abwesenheit in die Kapstadt, und von da am 3. Mai 1814 nach England zurück.

Unter den von Campbell innerhalb der Kapkolonie gegründeten Stationen traten besonders zwei hervor, **Pacaltsdorp** und Theopolis, davon die letztere, etwa 220 Stunden östlich von der Kapstadt und 24 Stunden nordöstlich von Bethelsdorp im jetzigen Albany-Distrikt, aus dem die Kaffern erst 1812 völlig vertrieben waren, wie Bethelsdorp, von wo aus sie besetzt wurde, unter großen Schwierigkeiten sich emporkämpfen mußte,[2]) während die erstere, ursprünglich Hooge Kraal (Hoch-Dorf) genannt, 100 Stunden östlich von der Kapstadt auf einem Hügel mitten in einer ausgedehnten Ebene zwischen dem eine halbe Stunde entfernten Meer und dem gegen die Plettenbergbai auslaufenden großen Gebirgszug gelegen, binnen kurzer Zeit in so lieblicher Weise sich entwickelte[3]), daß wir gern ein wenig länger dabei verweilen. Schon vor Campbell's Ankunft hatten zwei Missionare auf ihrer Durchreise in Hooge-Kraal den Sklaven und Freien das Evangelium gepredigt und in den Hottentotten den lebhaften Wunsch nach einem Lehrer erweckt. Als nun Campbell in die Gegend kam, empfing ihn der Häuptling Dikkop mit seinem Gefolge schon in dem fast 2 Stunden entfernten George-

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1817, IV, p. 466 ff.
[2]) cf. Ebendas. p. 496 ff. — 8. Jahresb. p. 23 ff. — Missionsfr. 1858, p. 71 ff.
[3]) cf. Basler Missions-Magazin 1854, III, p. 141 ff. — Missionsfreund 1852, p. 81 ff.; 1858, p. 67 ff.

town und eilte ihm dann nach seinem Kraal voran. Hier versammelte Campbell mit seinen Begleitern, unter denen der bekehrte Hottentott Cupido [1]) sich befand, die Einwohner in und um des Häuptlings kleine, aus Baumzweigen errichtete Hütte, in der nur zwei niedrige Schemel und drei Wasserkrüge sich vorfanden. Auf einem der Schemel sitzend fragte nun Campbell die rings auf dem Boden lagernden Hottentotten, ob sie Alle die Niederlassung eines Missionars unter sich wünschten, was sie einstimmig bejahten, obschon sie dafür keinen andern Grund anzugeben wußten, als damit sie in denselben Dingen unterrichtet würden, welche die weißen Leute wüßten. Ein alter, kaum mit einigen Lumpen bedeckter, elender Mann zog Campbell's Aufmerksamkeit besonders auf sich. Er setzte sich neben ihn, küßte ihm Hände und Füße, und gab auf alle Weise seine Freude über die bevorstehende Ankunft eines Missionars zu erkennen. Auf die Frage aber, ob er irgend etwas von Jesu Christo wisse, gab er die niederschlagende Antwort: „Ich weiß von nichts mehr, als ein Vieh." Der Häuptling erbot sich darauf selbst nach Zwellendam zu gehen, eine Reise von 14 Tagen, und den versprochenen Lehrer, dem sie die beste vorhandene Wohnung bestimmten und eine neue zu bauen versprachen, abzuholen. Dies war Carl Pacalt (Patzalt), geb. 1772 zu Königgrätz in Böhmen und in der Missionsanstalt des ehrwürdigen Jänicke zu Berlin gebildet. Seit 1809 als Gehülfe der Missionare in Bethelsdorp, hatte er 1811 nach der Kapstadt sich begeben, um mit van der Kemp nach Madagaskar zu gehen, nach dessen Tode aber bis 1813 als reisender Prediger unter den Kolonisten in der Gegend von Zwellendam gedient. Seine vom Geiste Christi getragene, uneigennützige, rastlose Thätigkeit und herzgewinnende Freundlichkeit, verbunden mit einer großen Gabe der Unterredung und einer vollkommenen Selbstbeherrschung verschaffte ihm die Liebe und Achtung aller seiner Pflegbefohlenen und ließ ihm auch in Hooge-Kraal binnen Kurzem Großes gelingen. Gleich nach seiner Ankunft daselbst baute er sich mit Hülfe der Hottentotten, die er dafür bezahlte, ein Haus zum einstweiligen Unterkommen, entwarf dann alsbald einen Plan für das neuanzulegende Dorf in zwei nebeneinanderlaufenden Straßen, bestimmte Stellen für die Häuser und ermunterte seine Hottentotten zum Bau besserer Wohnungen. Jedes Haus umgab er mit einem großen, eingehegten Garten, verschaffte den Leuten Samen und unterwies sie in der Bestellung des Landes. Um die trägen Wilden an Thätigkeit zu gewöhnen, arbeitete er selbst mit ihnen nnd verlängerte die tägliche Arbeitszeit nur allmählich auf 6—8 Stunden; von dem Ertrag ihrer Arbeit aber schafften sie bald europäische Kleidung sich an. Während der Arbeit belehrte er sie in vertraulichen und freundlichen Unterredungen über ihr ewiges Heil und den Dank, den sie ihrem Erlöser schuldig wären, und machte ihnen so die Arbeit zum Vergnügen, während er selbst eine genaue Kenntniß ihres Gemüthszustandes dabei erlangte. Danach und ihren Bedürfnissen völlig angemessen richtete er

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1855, III. p. 85.

denn auch seine sonntäglichen meist im Gesprächston gehaltenen Predigten ein, wobei er ihre Aufmerksamkeit auch dadurch wach erhielt, daß er oft Einzelne von der Kanzel namentlich anredete und nach dem Verständniß des Gehörten fragte. Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte er auf seine 70 Schulkinder, für deren Unterricht er einen etwa 14jährigen fähigen Hottentottenknaben sich zum Gehülfen heranbildete. Da konnten denn die Früchte solcher Thätigkeit nach Innen und nach Außen nicht ausbleiben, und unter seinen etwa 300 Hottentotten war bald eine Schaar gründlich bekehrter Seelen von jedem Alter, unter ihnen auch jener damals so unwissende zerlumpte Greis, der, ein 90jähriger, am Neujahrstag 1817 mit dem Namen Simeon getauft werden konnte, und, durch himmlische Freude gleichsam verjüngt, in die Worte ausbrach: „Jetzt will ich gern sterben, ja, ich möchte lieber sterben, als leben, damit ich unaufhörlich bei meinem preiswürdigen Erlöser leben könnte. Früher fürchtete ich den Tod, ja bei dem Gedanken daran bebte mir das Herz; aber ich kannte Gott und den Herrn Jesum nicht. Jetzt habe ich kein Verlangen mehr, länger zu leben; ich bin zu alt, um noch etwas hier auf Erden zur Verherrlichung Gottes, meines Heilandes, thun zu können. Ueber 80 Jahre habe ich dem Teufel gedient, und war nahe daran, in's ewige Feuer zu gehen. Aber, obwohl ein schwarzer Hottentotte, darf ich aus unaussprechlicher Barmherzigkeit in die ewige Seligkeit eingehen! O Wunder voll Liebe und Gnade! Wunder von Erbarmen!" — Und wie sah Hooge-Kraal 5 Jahre nach Pacalt's Ankunft aus? Zwei ausgebaute lange Straßen, auf jeder Seite mit viereckigen Häusern, die Häuser in gleicher Entfernung von einander, jedes von einem Garten umgeben. Ein zum Schutz gegen die wilden Thiere gebauter starker Rasenwall, unten 4′ oben 2′ dick, und 6′ hoch, mit einem Thor zu jedem Hause, umschloß das ganze Dorf, — in den einzelnen Hausgärten waren junge Pfirsich- und Aprikosenbäume gepflanzt, Feigenbäume, Küchengewächse, Kartoffeln, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. Um das Dorf her grünten ausgedehnte Fruchtfelder. Pferde, Ochsen und Schafe hatten verschiedene, gleichfalls mit einer 6′ hohen Mauer geschützte Ställe. Gegen den Wassermangel waren zwei künstliche Teiche von beträchtlichem Umfang angelegt. Ueber alle Häuser aber ragte die Kirche für ungefähr 250 Besucher, an den Wochentagen zugleich als Schule benutzt. Das Alles hatte Pacalt mit des Herrn Hülfe in's Leben gerufen, als er plötzlich am 26. November 1818 nach ganz kurzer Krankheit sein Tagewerk beschließen mußte. Mit vollem Bewußtsein ging er seinem Tode entgegen, erbat sich noch den gleichfalls von Jänicke gebildeten Missionar Messer in Bethelsdorp zum Nachfolger, vermachte sein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen der Missions-Gesellschaft, und legte dann mit freudiger Hoffnung sein Haupt zur letzten Ruhe nieder. Allgemein war der Schmerz über seinen Verlust, ehrenvoll sein Begräbniß, bei dem vor Thränen Niemand sprechen konnte, die Hottentotten aber ein von dem Verstorbenen selbst gedichtetes holländisches Grablied sangen; der Landdrost von George aber trug bei der Regierung darauf an, daß zum Andenken an den Gründer der Gemeinde Hooge-Kraal fortan den Namen Pacaltsdorp tragen möchte, was sofort genehmigt wurde.

War hier eine Gemeinde in Segen erblüht, so traf die gleichfalls von Campbell auf seiner ersten Reise gestiftete Mission zu Caledon, 16 Meilen südöstlich von der Kapstadt, 1 Meile vom Meere gelegen, der Fluch, in Johann Seidenfaden[1]) einen unwürdigen Missionar zu erhalten, der sich zum Postmeister machen ließ und seine Stellung benutzte, sich zu bereichern und die Hottentotten zu unterdrücken, bis er später seiner Vergehungen überwiesen und mit Hülfe der Regierung abgesetzt wurde, was natürlich das Gedeihen des Platzes sehr zurückhielt.

Dagegen hatte die Mission der **Brüdergemeinde** während dieser Zeit ihren gesegneten Fortgang, indem Groenekloof jährlich etwa 20, Gnadenthal in manchen Jahren 60—70, im Jahre 1814 sogar 133 neue Einwohner bekam, von denen viele auf die Frage, weßhalb sie gekommen seien, erklärten, daß die Noth ihres Herzens sie dahin getrieben.

„Ich bin gekommen", sagte ein Mann, „um Gottes Wort zu hören; denn die Zeit her bin ich wie ein Stück Wild gewesen, das im Freien herumläuft und nicht weiß, wohin es irren soll." Ein Anderer sagte: „Gott hat mich aus dem entfernten Unterlande hierher geführt. Dort hörte ich von Bavianskloof, wie nämlich Lehrer für die Hottentotten über das Meer gekommen wären, mit der Nachricht, es sei ein großer Mann vom Himmel gekommen, der uns, wenn wir sterben, an einen guten Ort bringen wolle, und nicht, wie man uns immer gesagt hat, in die schwarze Kloof. Nun dachte ich Tag und Nacht darüber, wie ich nach Bavianskloof kommen könnte. Ich wußte keinen Weg, aber Gott hat mir zurecht geholfen". Eine Frau berichtete, als sie noch ein kleines Kind gewesen, habe ihr Vater seine Kinder zusammenberufen und sie also angeredet: „Meine Kinder, was euer Vater sagt, ist Wahrheit. Ihr seid Hottentotten, und werdet von den Menschen verachtet; aber fahret nur fort, euch gut zu betragen, denn ich habe eine innere Gewißheit, daß Gott eines Tages unsrem Volke aus einem entfernten Lande Lehrer senden werde. Ich bin alt und werde wahrscheinlich jenen Tag nicht sehen; aber ihr seid jung und werdet mit euren Augen sehen, was ich euch jetzt gesagt habe. Sobald ihr also hören werdet, daß solche Leute in diesem Lande angekommen sind, so eilet zu ihnen, bleibt da, wo sie wohnen, seid ihnen gehorsam, das wird für euch gut sein." Bald nach ihres Vaters Tode zog sie nach Gnadenthal und wurde getauft.

Der im J. 1817 mit einer **Visitationsreise** nach Südafrika beauftragte Geschäftsführer der Brüdermissions-Angelegenheiten in London, Christian Ignatius **Latrobe**, besuchte Ende 1815 zuerst das bei der Landstraße gelegene, an ein Gehölz von Eichen und Pappeln sich anlehnende, damals 290 Einwohner zählende Groenekloof, dem die Regierung Holz zum Bau einer Kirche anwies, dann am 15. Januar 1816 das 25 Meilen entfernte, liebliche, am Fuß hoher Gebirge beim Eingang der romantischen Bavianskloof längs des gleichnamigen, die Gärten wässernden und eine Mühle treibenden Baches gelegene Gnadenthal mit seiner geräumigen, gleich dem Schulhaus und den Wohnungen der Missionare von einem Eichenhain beschatteten Kirche, seinem großen Wein- und Gemüsegarten, in dessen Mitte Georg Schmidt's Birnbaum, seinem von einer Rosenhecke umgebenen Begräbnißplatz, zu dem eine Eichenallee führt, seinen Feldern, Weinberg und Werkstätten, damals von 1726 Personen in 256 Häusern und Hütten bewohnt, wo er mit Genehmigung

---

[1]) cf. Missionsfreund 1850, p. 89 ff.; 1858, p. 76 ff.

des Landdrosten 54 bewährte Männer zu Platzaufsehern ernannte. Nach Einsetzung einer Helferconferenz für's Ganze zur Berathung der Brüdermission in Süd-Afrika suchte er noch im März 1816 am Witte Rivier, unfern des Sonntagsflusses, inmitten einer dichtverwachsenen Wildniß, 14 Tagereisen von Gnadenthal und nicht weit von der Kaffergränze einen Ort zu einer neuen Niederlassung aus, worauf er die Rückreise über Gnadenthal antrat. Nachdem hierauf im Dezember 1817 Br. Hans Peter Hallbeck als Vorsteher in den Dienst dieser Mission getreten, ward im April 1818 der neue, von der Regierung den Brüdern zugesicherte Platz am Witte Rivier bezogen, Wohnungen und Werkstellen errichtet, Gärten und Felder bepflanzt und besät. Das war der Anfang von **Enon**, mitten unter den Elephanten und reißenden Thieren der Wildniß[1]) und den Einfällen der räuberischen Kaffern von der Gränze her ausgesetzt. Doch fanden sich daselbst viele Hottentotten ein, zum Theil frühere Bewohner von Gnadenthal, schon am 18. Oktober konnte die erste Taufhandlung vollzogen werden, und die Zahl der Einwohner wuchs noch in diesem Jahre bis auf 170, darunter 32 Getaufte.

Ein folgenreiches Ereigniß für die ganze südafrikanische Mission war um diese Zeit die Berufung des schon in seinem Pfarramt zu Huntly in Aberdeenshire in Mittelschottland in der Mission lebenden und webenden Predigers Dr. **John Philip** zum Superintendenten sämmtlicher Missionen der Londoner Missions-Gesellschaft in Süd-Afrika im Jahre 1819. Mit Campbell, der ihn einführen sollte, noch in demselben Jahre in der Kapstadt, wo nun eine bleibende Station der Gesellschaft errichtet wurde, eingetroffen, sah er hier in dem mit Missionar Moffat gerade anwesenden bekehrten Namaqua-Häuptling, dem berüchtigten Afrikaner[2]), ein Wunder der göttlichen Gnade vor Augen, und besuchte die einzelnen Stationen, bei welcher Gelegenheit Campbell im Juni dieses Jahres auch den alten Simeon in Pacaltsdorp wiedersah, der, vor Alter schon blind und taub, mit beiden Händen ihn anfaßte und, indem die Thränen in zwei Strömen über seine dunklen Backen herabliefen, sagte: „Mit der Welt habe ich jetzt Abschied gemacht. Ich warte, bis Jesus Christus zu mir sagt: Komm!" — Eine Kapelle ward nun in der Kapstadt gebaut, in welcher Philip wöchentlich viermal predigte, eine ansehnliche Gemeinde um sich sammelte und den Missionssinn so belebte, daß schon 1821 zwei junge Leute aus der Kapstadt unter die Heiden ausgesandt werden konnten, der eine als Schullehrer, der andere als Mechaniker. Ein vorzüglicher Gegenstand der Missionsarbeit wurden die schwarzen Sklaven der Stadt, die in der Person eines Eingeborenen der Kapstadt, Beck, der in Utrecht und Glasgow Theologie studirt hatte, einen ordinirten Prediger bekamen. Viele Glieder der Gemeinde aber nahmen unter seiner Aufsicht thätigen Antheil an dem Unterricht von 5—600 Sklaven,

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1820, III, p. 324 ff. — Missionsblatt der Brüdergemeinde 1839 p. 68 ff.

[2]) Die Geschichte von dem bekehrten Räuberhauptmann Afrikaner. Basel 1845. cf. Basler Missions-Magazin 1820, III, p. 407 ff.

deren Manche überzeugende Beweise aufrichtiger Frömmigkeit gaben. Doch sollte die Kapstadt nur den Ausgangs- und Mittelpunkt der Missionsthätigkeit Dr. Philip's bilden; Visitationsreisen in das Innere Südafrika's, Besuche der nähern und entferntern Stationen, Pacaltsdorp, Bethelsdorp, Theopolis, Caledon, Stellenbosch, Tulbagh, Graaf Reinet, wozu 1819 noch Paarl, (etwa 9 deutsche Meilen nordöstlich von Kapstadt) und 1825 Hankey am Gamtus-Flusse, zwischen Pacaltsdorp und Bethelsdorp, kamen, waren eine Aufgabe, von deren richtiger Lösung der Bestand all dieser vereinzelten, vielfach bedrohten Missionsstellen abhängig war. Die auf diesen Reisen gemachten Wahrnehmungen über die schnöde Unterdrückung der Hottentotten durch die Boeren überzeugten ihn, daß aller Boden für eine gedeihliche allgemeine Evangelisation der Eingebornen fehle, so lange diese bloß als Sklaven anzusehen seien. Demnach erachtete er es für seine Hauptaufgabe, Thatsachen und Beweise zu sammeln und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, die den hoffnungslosen Zustand der geknechteten Hottentotten unwiderleglich darthaten, eine Arbeit, welche ihn 7 Jahre lang vornehmlich beschäftigte und in seinen Researches in South-Afrika 1827 ihren Abschluß fand.

Während Dr. Philip so bemüht war, die endliche Befreiung der geknechteten Hottentotten anzubahnen, ging das Werk der Brüdermission seinen stillen und gesegneten Gang fort. Zwar nöthigte ein anfangs 1819 ausbrechender Kafferkrieg[1]) die Bewohner des kaum gegründeten Enon auf eine Zeit lang nach Uitenhagen zu flüchten, und der Platz selbst ward von den Kaffern verbrannt und verwüstet, doch konnten sie Ende Oktober schon wieder dahin zurückkehren; Enon blühte von Außen und Innen schöner auf, als es vor seiner Zerstörung gewesen, und im Mai 1821 zählte die Gemeinde bereits über 200 Personen. Im Jahre 1823 aber übernahm die Brüdermission auch die geistliche Sorge für die unglücklichen Lazaruskranken in dem 12 Meilen von Caledon in einem tiefen, dürren, von kahlen Bergen umgebenen Thal gelegenen, 1818 von der Regierung gestifteten Hospital **Hemel en Aarde**[2]), wohin zunächst Br. Peterleitner mit seiner Frau aus Groenekloof zog und in den 6 Jahren seines Dienstes daselbst 95 Erwachsene taufen konnte, von denen die Meisten im Glauben selig verschieden. Acht Meilen von Hemel en Aarde und 11 Meilen von Gnadenthal, dessen Bevölkerung zu sehr anwuchs, ward im Mai 1824 mit Zustimmung der Regierung von einem Kolonisten der Platz Vogelstruis-Kraal[3]) am Neujahrsflusse erkauft und hier eine neue Station angelegt, die zuerst von etlichen Hottentottenfamilien aus Gnadenthal bezogen wurde und im folgenden Jahre den Namen **Elim** erhielt. So dehnte diese Mission ihre Thätigkeit immer weiter aus; eine königliche Kommission aber, die im Jahre 1823 eine Untersuchungsreise durch die

---

[1]) cf. Uebersicht der Missions-Geschichte der evangelischen Brüder-Gemeinde III, p. 85 ff.

[2]) cf. Calwer Monatsbl. 1843, p. 19 ff.; Missionsfreund 1850, p. 85 ff.

[3]) cf. Basler Missions-Magazin 1826, I, p. 133 ff.

ganze Kolonie machte, um sich von den Verhältnissen der Kolonisten und der Eingeborenen genau zu unterrichten und Beschwerden anzuhören und abzustellen, fand sich auch in Groenekloof, Gnadenthal und Enon ein, und bezeugte ihre durchgängige Zufriedenheit mit dem, was sie da sahe und hörte.

Mittlerweile hatten auch die **Methodisten** (1820) an dem Missionswerk in der Kapkolonie sich zu betheiligen angefangen, nachdem sie schon früher unter den Sklaven der Kapstadt thätig gewesen[1]). An der Kaffergränze zwischen dem Sonntags- und dem großen Fischfluß wohnte in frühern Zeiten der kleine, durch Kriege mit den Kaffern fast ganz zusammengeschmolzene Hottentottenstamm der Gonaqua's. Um nun eine sichere Militärgränze gegen die unablässigen räuberischen Einfälle der Kaffern zu haben, beschloß der Gouverneur die Vertreibung derselben aus dieser damals das Zuurevеld, jetzt der Distrikt von Albany genannten Gegend, was jedoch erst im Jahre 1812 gelang, während die Bevölkerung durch neue Ansiedelungen nur langsam zunahm. Damals ward Theopolis gegründet, aber erst im Jahre 1819 gelang es, eine zahlreichere, in Südafrika selbst nicht zu erlangende Einwohnerschaft in jenen Landstrich dadurch zu ziehen, daß die Regierung solchen, die von England dahin auswandern würden, bedeutende Ländereien und Abgabenerlaß zusicherte. Mit diesen ersten englischen Anbauern zogen die Methodisten-Missionare in der Hoffnung, auch den Hottentotten und benachbarten Kaffern das Evangelium zu verkünden, und begann im Jahre 1820 William Shaw seine Thätigkeit unter den etwa 5000 Kolonisten zuerst in Salem (7 Stunden von Grahamstown, 12 Stunden von Bathurst und 40 Stunden von der Algoabai), von wo der Hauptsitz dieser Mission, nachdem in Kapstadt 1822 auch eine Kapelle eröffnet worden, bald nach der Hauptstadt des Distriktes, Grahamstown, verlegt wurde, und hier allmälig eine blühende Gemeinde aus den Heiden entstand, während auch in der Umgegend Mount Wesley, Port Francis (früher Kowie), Salems Hill und Somerset (etwa 40 Stunden nördlich von Grahamstown) in den Kreis dieser Mission gezogen wurden[2]).

Während so das Arbeitsfeld der Mission im Kaplande sich immer weiter ausdehnte, hatte der unermüdliche Dr. Philip, als alle seine Schritte zur Erleichterung des auf den Hottentotten lastenden Druckes und zur Abstellung der von den Kolonisten gegen sie geübten Ungerechtigkeiten bei den Behörden des Kaplandes wie bei der Statthalterschaft vergeblich waren, vom Jahre 1823—26 alljährlich neue urkundliche Belege jener Bedrückungen abschriftlich an die Direktoren seiner Gesellschaft in London gesandt, alljährlich hatten diese auf Grund des vorliegenden Materials in besondern Denkschriften an die englische Regierung sich gewandt, ohne von Seiten dieser auf den gewünschten Erfolg, Sicherung der Rechte der Eingeborenen ihren Drängern gegenüber, hoffen zu dürfen. Da nun

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1820, III, p. 414 ff.; 1823, I, p. 13.

[2]) cf. Ebendas. 1823, I, p. 21. 69 ff.; 1826, I, p. 30. 99; 1829, II, p. 241 ff.; 1831, I, p. 35.

die Ungerechtigkeiten im Kapgebiet nicht blos fortgingen, sondern noch zunahmen, ward endlich Dr. Philip selbst von seiner Missions-Gesellschaft nach London berufen und im Jan. 1827 die umfassendste Denkschrift der königlichen Regierung überreicht, während die obengenannten „Nachforschungen" mit ihrer in's Einzelne gehenden Betrachtung des ganzen Gegenstandes die Aufmerksamkeit auch mehrerer Mitglieder des Unterhauses auf die unglückliche Lage der Stämme des Kaplandes lenkten. Die persönliche Verwendung Dr. Philip's in London hatte zur Folge, daß auf einen dahin zielenden Antrag des Parlaments im Juli 1828 der König sofort an den Kolonial-Statthalter des Kap's den Befehl ergehen ließ, daß von nun an den Eingeborenen für ihre Person und Eigenthum der volle Schutz der Gesetze wie den Uebrigen gewährt werden müsse, wodurch denn endlich, trotz der Ungunst der Kolonial- und Lokal-Behörden, die Rechte der Hottentotten auf völlig gleichen Fuß mit denen der andern freien Kap-Bewohner gestellt wurden. Mit diesem Freibrief, der magna charta der Hottentotten, kehrte Dr. Philip nach der Kapstadt zurück, wo seine „Nachforschungen" ihm solch bittre Feindschaft aller Freunde und Beschützer des Sklavenwesens zugezogen hatten, daß er kaum 3 Tage nach seiner Ankunft wegen dieser seiner s. g. „Schmähschrift" vor dem obersten Gerichtshof der Kolonie sich angeklagt sah und von diesem zu einer Geldstrafe von 200 Pfund sowie in die Kosten von mehr als 300 Pfund verurtheilt wurde, was jedoch die Direktoren der Londoner Missions-Gesellschaft nicht sobald öffentlich bekannt gemacht hatten, als von allen Seiten so reichliche Beiträge von Freunden der Mission eingingen, daß ihm in kurzem die nöthige Summe und noch darüber als Liebesgabe der christlichen Heimath übersandt werden konnte.

In Folge des Freiheitsgesetzes aber traten 1829 in der Kolonie 30,000 Hottentotten aus der Sklaverei bei den Boeren, von denen ungefähr 25,000 ihr Unterkommen im Kaplande fanden. Die übrigen 5000 wurden angewiesen, in den öden Gegenden des **Katz-Flusses** (Kat-Rivier), im Osten Süd-Afrika's, aus welchen der Kaffernhäuptling Makomo vor nicht langer Zeit vertrieben war, sich niederzulassen. So entstanden dort nach und nach gegen 80 kleine Dörfer mit dem Hauptort Philipton. Andere Orte waren Buxton, Stockenström, Balfour und Maasdorp. Zu Balfour stellte die Regierung einen Prediger an; noch erfolgreicher aber war die Verpflanzung einer großen Anzahl christlicher Familien aus Bethelsdorp und Theopolis[1]) in diese Gegend. Diese erwiesen sich als ein so heilsames und durchdringendes Salz für die sie umgebende heidnische Fäulniß, daß an die Stelle des bisherigen wüsten, regellosen Lebens ein liebliches, verständiges, gottesdienstliches Wesen trat, wodurch dem 1831 ankommenden Missionar Read Bahn gemacht wurde. Von Philipton aus wurden nach und nach 13 Außenstationen besetzt, und die Christendörfer am Katzfluß wurden mit Recht das Kanaan der Hottentotten genannt, bis der Kaffernkrieg im J. 1835 den Gräuel der Ver-

[1]) cf. Berliner Missionsberichte 1833, p. 159 ff.

wüstung über sie hereinbrachte. Schon im Jahre 1828 ward auch **Uitenhage**[1]) Außenposten von Bethelsdorp, dann selbstständige Station, wo auch mehrere Moslemen übertraten. Einer muhamedanischen Frau, welche in die Kirche kam, ward durch die Predigt von der Erlösung das Herz bewegt. „Warum bin ich," rief sie aus, „so thöricht gewesen und habe auf meinen Priester gehört, welcher täglich spricht: „bring, bring Geld, bring Reis, bringe Geflügel, bringe was du hast!" Sie ward nach einiger Zeit getauft. Zu **Port Elizabeth**, einem Hafenorte in geringer Entfernung von Bethelsdorp,[2]) wo schon seit 1826 gelegentlich gepredigt war, ward 1830 gleichfalls eine feste Station errichtet. **Grahamstown**,[3]) von Europäern, Hottentotten und Fingu's bewohnt und mit einer Hottentottenbesatzung versehen, ward ebenfalls von einem Missionar besetzt, welcher zugleich das Amt eines Predigers für die Christen europäischer Abkunft erhielt. Ebenso ward Graaf Reinet, wo seit 1806 Kicherer, eigentlich Prediger an der holländischen Kirche daselbst, zugleich als Missionar wirkte, im J. 1830 ganz von der Londoner Gesellschaft übernommen, 1834 endlich **Bosjesfeld**, 16 Stunden nördlich von der Kapstadt, von Miss. Kramer aufgerichtet.

Die Befreiung der Hottentotten wirkte belebend und ermunternd auch auf die Missionsbestrebungen unter den Tausenden von fremden Sklaven in der Kapstadt, vor Allem aber wurden die Kinder der Eingeborenen, bisher nur in den übeln Händen ihrer Eltern, oder in den noch übleren der Sklavenherren, in Schulen gesammelt, wobei Dr. Philip von der Regierung auf's Nachdrücklichste unterstützt wurde. Industrie-Schulen, Sonntags-Schulen, Bibel-Klassen wurden eingerichtet, und selbst Erwachsene schämten sich nicht, am Unterrichte theilzunehmen. In den Hauptorten jedes Kolonie-Distriktes wurden Schulen gegründet, besonders thätig aber war Dr. Philip für die Einführung von Klein-Kinder-Schulen in der Kapstadt und auf allen Missionsplätzen. Die in Bethelsdorp besonders machte allen Kindern solche Freude, daß schon die Kleinsten sich herzudrängten, und war in der That eine kleine Musterschule.[4]) Nur die Boeren hatten an dem Allen keine Freude; mit Grimm und Wuth hatte ein großer Theil von ihnen das Freiheitsgesetz zu Gunsten der Hottentotten aufgenommen, weßhalb sie in Massen nordwärts bis zu den Zulahs wanderten, dort sich niederließen, als ihre eignen Herren lebten und gegen die dortigen Urbewohner förmliche Vernichtungskriege führten.

Neue Streiter aber waren schon im J. 1829 mit dem von England zurückkehrenden Dr. Philip nach der Kapstadt gekommen, um die heiligen Kriege des Herrn gegen das Heidenthum in Süd-Afrika zu führen; das waren Missionare der **Pariser** und der **Rheinischen Missions-Gesellschaft**. Die drei Sendboten der Evangelischen Missions-Gesellschaft zu

---

[1]) cf. Missionsfreund 1858, p. 78 f.
[2]) cf. Berliner Missionsber. 1838, p. 58 ff.
[3]) cf. Ebendas. 1839, p. 44.
[4]) cf. Schmidt Lebensbeschr. berühmter Miss. Bd. 3, p. 149.

Paris nahmen ihren Weg zuerst nach **Wagenmakers-Valley**.[1]) So heißen mehrere in der Nähe von Paarl etwa 16 Stunden von der Kapstadt belegene Pächtereien und Eigenthumsplätze, welche den Nachkommen von 97 im J. 1690 unter Ludwig XIV. nach Süd-Afrika ausgewanderten französischen Protestanten gehören, die hier theils auf einzelnen am Abhange des Gebirges zerstreut liegenden Höfen, theils in Dörfern, deren größtes Paarl (Perle) heißt, wohnen und besonders Weinbau treiben. Ihre Gesammtzahl mag sich auf etwa 4000 Seelen belaufen, die zwar nicht ihre Sprache — denn sie reden jetzt Holländisch — wohl aber Vieles von der Gottesfurcht der Väter bewahrt haben und zum Theil unter einer eigenthümlichen patriarchalischen Verfassung leben. Freudig wurden die Missionare im November 1829 von ihren Landsleuten in Wagenmakers-Valley (Wagenmacherthal), an welche sie ein Schreiben der Pariser Missions-Gesellschaft mitbrachten, aufgenommen, und während die anderen Beiden über das Gebiet der Kolonie hinauszogen, blieb der Dritte, Bisseux, nach einem vorläufigen Aufenthalt bei dem englischen Missionar in Paarl, wo er Holländisch lernte, im Frühjahr 1830 vornemlich als Missionar für die 7—800 Sklaven der dortigen Bauern, welche ihm zum Gottesdienst mit jenen eine eigne Kirche bauten, in Wagenmakers-Valley. Freilich hatte er hier keine leichte Arbeit, da die armen Sklaven dort weder Zeit noch Fähigkeit hatten, von seinem Unterricht sich viel anzueignen. „Ach mein Herr," sagte ein Alter, als Bisseux ihn fragte, warum er nie in die Kirche käme, „ach mein Herr, ich bin zwar sehr nahe bei der Kirche gewesen, aber wie sollte ich es machen, dich zu hören? mußte ich nicht meiner Herrschaft gehorchen? mußte ich nicht Sonntags wie andere Tage Ziegen und Schafe am Fuß der Berge weiden?" — Und als Bisseux im Lauf des Gespräches fragte, ob er sich als Sünder erkenne, war die Antwort: „Ach nein, mein Herr, wie habe ich sündigen können, da meine ganze Beschäftigung darin bestand, meine Ziegen fressen zu lassen?"— Aber Bisseux hatte Geduld und Ausdauer, und seine Arbeit war nicht vergeblich; schon konnte er daran denken, 10 seiner gefördertsten Schüler zur Taufe vorzubereiten, als noch im J. 1831 die Pariser Gesellschaft einen vierten Missionar nach Süd-Afrika schickte, mit welchem Bisseux zu den weiter im Innern begründeten Stationen gehen sollte. Sklaven und Bauern aber hatten ihn lieb gewonnen und die Letzteren wandten sich selbst mit dringenden Bitten an den Vorstand der Pariser Gesellschaft. Bisseux durfte bleiben und hatte die Freude, am 5. Mai 1835 die erste Heidentaufe zu Wagenmakers-Valley vollziehen zu können, der bald noch mehrere folgten.

Am 7. Okt. 1829 waren auch die ersten 4 Sendboten der **Rheinischen Missions-Gesellschaft**, von Wurmb, Leipoldt, Zahn und Lückhoff, in Kapstadt gelandet, und fanden bald die erwünschte Beschäftigung in der Kolonie. In **Stellenbosch**[2]) am Eerste Rivier, 5 deutsche

---

[1]) cf. Salfeld Nachr. aus der Heidenwelt H. 5, p. 13 ff. Berliner Missionsberichte 1833, p. 128 ff.

[2]) cf. Wallmann a. a. O. p. 90 ff.

Meilen östlich von der Kapstadt und Sitz eines Landdrosten, schon 1670 durch holländische Ansiedler gegründet, welche sämmtlich Sklaven hielten, meist Neger und Mozambiquer, bestand schon seit 1800 unter etlichen gottesfürchtigen Kolonisten eine kleine Missions-Gesellschaft, welche für die etwa 2000 Sklaven in Stellenbosch und eine Stunde im Umkreise einen eignen Missionar hielt und ein Kirchlein gebaut hatte. Hieher ward Paulus Daniel Lückhoff berufen und trat am 6. Jan. 1830 sein neues Amt an. Die Predigt des Worts, eine Abendschule mit Erwachsenen, die Seelsorge im Gefängniß und Besuchsreisen in die Umgegend gaben ihm Arbeit genug, die bei dem verkommenen Zustand der Farbigen nicht leicht war, wie denn einmal auf die an 100 Sklaven gethane Frage, woher Alles, was ist, seinen Ursprung habe, nach langem Besinnen ein 40jähriger Sklave endlich antwortete: „van de Duivel.“ Auch fehlte es dem Missionar nicht an Anfechtungen von Seiten schlechter Christen sowohl als muhamedanischer Sendlinge, die besonders unter den Malaien Mission trieben. Doch konnte er am 13. März 1831 eine alte 60jährige Frau, Aurora, die sich von der Sklaverei losgekauft hatte, als Erstlingsfrucht seiner Arbeit taufen, und, nachdem er 1832 einen Hülfsarbeiter und 1833 in der Wittwe des beim Baden ertrunkenen Missionar Köchler eine Gehülfin für das weibliche Geschlecht erhalten, auch im J. 1832 ein zweckmäßiges Missionshaus bezogen, in Segen fortarbeiten und namentlich auch dem Jugendunterricht seine Thätigkeit zuwenden. Bis zum Jahre 1834 war seine Gemeinde auf 16 Seelen angewachsen und Alles ging seinen stillen erfreulichen Gang, als die beabsichtigte Aufhebung der Sklaverei in allen englischen Kolonien und die Verwandlung derselben in ein vorläufiges gebundenes Tagelöhnerverhältniß, sowie der Ausbruch eines den Wirkungen der Missionsarbeit zugeschriebenen Kafferkrieges (1835) wie im ganzen Lande, so auch zu Stellenbosch der Mission nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitete, die jedoch durch Gottes Gnade überwunden wurden.

Um dieselbe Zeit, wie Lückhoff nach Stellenbosch, ward Miss. Gustav Zahn nach **Tulbagh**,[1]) einem in dem Landstrich Rodezand mitten in einem 4 Meilen breiten, von hohen Bergen umgebenen Höhenthal liegenden Dörflein, von Stellenbosch zu Pferd in 10 Stunden zu erreichen, dessen reformirter Prediger Christian Vos schon 1794 die erste Missionspredigt hier gehalten und einen kleinen Missions-Verein begründet hatte, dem 1807 von der Londoner Missions-Gesellschaft dahin gesandten, nun 60jährigen Miss. Arie Vos, dessen ganze Gemeinde nach langer, schwerer Arbeit 1829 nur aus 7 Erwachsenen und 7 Kindern bestand, zum Hülfsarbeiter berufen. Am 1. Jan. 1830 trat er sein Amt an, vorwiegend als reisender Missionar, vermochte aber in seiner mehr unselbstständigen Stellung unter den damals für die Mission überhaupt ungünstigen Verhältnissen nach 7jähriger treuer Arbeit noch keine bedeutenden Erfolge wahrzunehmen.

Das von Tulbagh aus öfters besuchte **Worcester**,[2]) nordöstlich

[1]) cf. Wallmann a. a. O. p. 230 ff.
[2]) cf. Berichte der Rhein. Missions-Gesellschaft 1857, p. 18 ff.

von Stellenbosch und südöstlich von Tulbagh in einer schönen Ebene zwischen dem Breede- und Hex-Rivier gelegen, erhielt erst 1832 in dem neuankommenden Miss. Terlinden einen eignen Missionar, den Anfangs ein im Orte gegründeter Missionsverein unterhielt, durch dessen Thätigkeit auch eine eigne Kirche für die Heidengemeinde 1834 erbaut ward und in demselben Jahr eine Schule in's Leben trat. Auch eine Armenkasse ward gegründet, und am 4. Januar 1835 der Erstling aus den Heiden getauft.

Schon im J. 1830 aber hatten die neuangekommnen Missionare der Rheinischen Gesellschaft Rietmond am Tratra-Fluß, ein Bauergut mit etwa 3000 Morgen fruchtbaren Landes, in den Zedernbergen, für 4000 Thlr. gekauft, um daselbst eine neue Niederlassung für die in der Umgegend wohnenden Hottentotten und Bastards zu gründen, und Leipoldt und v. Wurmb, dessen Frau die Wirthschaft besorgte, zogen hieher und nannten den Platz, auf welchem binnen 6 Wochen schon über 100 Personen wohnten, (Neu-)**Wupperthal.**[1]) Eine förmliche Gemeinde-Ordnung für die auf dieses „Institut" ziehenden Leute ward festgesetzt, was wegen der unter ihnen herrschenden Trägheit und Trunksucht besonders sehr nöthig war, Kirche und Schule ward gehalten, ein Strohkirchlein gebaut, eine Mühle angelegt, das Feld bestellt, Feigenbäume, Weinstöcke rc. gepflanzt, unter dem Hohn und Spott der umwohnenden Bauern unermüdlich wie an dem äußeren Emporkommen des Instituts, so insbesondere an den stumpfen, trägen Herzen seiner Bewohner gearbeitet, was, auch bei dem bald eintretenden Wechsel eines Theils der Arbeiter, nicht ohne Erfolg blieb, obschon die beiden ersten Männer auf Wupperthal nach langer und sorgfältiger Vorbereitung erst 1835 getauft wurden. Bis zu diesem Jahr, in welchem am 4. Mai auch ein neuerbautes schmuckes Kirchlein, das erste in den Zedernbergen, eingeweiht wurde, war durch weiteren Landkauf und Schenkung der Regierung der Grundbesitz des von 147 Hottentotten und 24 Bastarden bewohnten Instituts schon auf 22,000 Morgen angewachsen; die fünf nächsten Jahre aber verflossen für Wupperthal ohne wesentliche Veränderung.

Inzwischen hatte v. Wurmb, auf Einladung eines Hotlentotten-Häuptlings am Doorn-Kraal, 40 Stunden nordwestlich von Wupperthal, an der südlichen Seite des Olifant-(Elephanten-)Flusses, eine neue Niederlassung, **Eben-Ezer**[2]), Anfangs 1832 gegründet. Da er aber eigenmächtig Wupperthal verlassen und für seine Einrichtung unverhältnißmäßige Verwendungen gemacht hatte, so führte dies zu Verwickelungen, in deren Folge v. Wurmb, der leider auch in Ehebruch fiel, deßhalb sofort aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen werden mußte, und Miss. Knab, bis dahin in Wupperthal, das von 171 Leuten, darunter 4 Getauften, bewohnte Eben-Ezer 1834 übernahm und noch in demselben Jahre an Sam. Hahn einen Mitarbeiter bekam. Ihre Hauptaufgabe war, den Platz nur erst recht wohnlich zu machen, ihr Hauptfeind die Hurerei unter den Hottentotten, in deren Thun und Treiben bei allem fleißigen

---

[1]) cf. Wallmann a. a. O. p. 282 ff. Brauer a. a. O. II, p. 346 ff.
[2]) cf. Berichte der Rhein. Missions-Gesellschaft 1857, p. 50 ff.

Anhören des göttlichen Worts doch die erneuende Kraft desselben nur sehr wenig sich zeigte.

Das waren die Anfangsarbeiten der Rheinischen Mission in Süd-Afrika, während 1832 auch die Baptisten in Grahamstown eine Station begründeten, und im Juli 1833 zwei Sendboten der **Berliner-Missions-Gesellschaft**, die in diesem Jahre ihre ersten Arbeiter nach Süd-Afrika sandte, Gregorowsky und Lange, unter den Schwarzen und Farbigen in Beaufort-West,[1]) etwa 3 Tagereisen nördlich von Zoar, eine nur vorübergehende Missionsthätigkeit begannen.

Im Sommer desselben Jahres ward durch einen Parlamentsbeschluß festgestellt, daß in allen englischen Kolonien vom 1. Aug. 1834 ab die Sklaverei aufhören und nach 4—6 jähriger Lehrlingszeit alle Sklaven vollständig freigegeben werden sollten, ein Beschluß, der natürlich auch in der Kapkolonie eine große Aufregung hervorrief. Dazu kam Ende 1834 und im J. 1835 ein neuer Kaffernkrieg,[2]) in welchem die Missionare zu Enon mit einem Theil der Gemeinde wieder nach Uitenhagen flüchten, und auch Gnadenthal und Elim wieder ihr Kontingent von christlichen Hottentotten stellen mußten, während auch die übrigen Theile der Kolonie namentlich an der Gränze vielfache Störung erlitten. Nach dem am 17. Sept. 1835 mit den Häuptlingen des Kaffernvolkes abgeschlossenen Vertrag erstreckte sich der Boden der Kolonie nunmehr von Osten nach Westen auf eine Länge von 180 deutschen Meilen mit einer Bevölkerung von 250,000 Seelen, unter welcher in Kapstadt mit 19,000 Seelen, darunter 6000 Neger, Stellenbosch, Paarl, Bosjesfeld, Worcester, Gröneklоof mit 668 Seelen, Wagenmacherthal, Tulbagh, Neu-Wupperthal, Eben-Ezer, Gnadenthal mit einer Gemeinde von 1383 Seelen, Caledon mit 450 Seelen, Hemel en Aarde, Elim mit einer Gemeinde von 258 Seelen, Pacaltsdorp, wohin im letzten Kafferkrieg viele Gränzbewohner sich flüchteten, Hankey mit 300 Christen unter 600 Einwohnern, Bethelsdorp, wo mehr als 1000 Flüchtlinge während des Kafferkriegs sich aufhielten, Uitenhage mit einem Gemeinlein von 300 Seelen, darunter viele bekehrte Muhamedaner, Enon mit 138 Abendmahlsgenossen und im Kaffernkrieg nur durch englische Hülfstruppen vom Untergang errettet, Grahamstown, in diesem Krieg gleichfalls mit Flüchtlingen angefüllt und drohenden Gefahren ausgesetzt, Theopolis mit 382 Einwohnern, Graaf Reinet mit einer Gemeinde von 3—400 Seelen, endlich am Katzflusse, wo die Gemeinde bereits 300 Abendmahlsgenossen in sich faßte, Missionare der Brüdergemeine, der Londoner Missions-Gesellschaft, der Methodisten, der Pariser und der Rheinischen Missions-Gesellschaft thätig waren.[3])

Zur Feststellung der Rechte der nunmehr freierklärten Eingeborenen in der Kapkolonie, zur Förderung des Werkes der Evangelisation und Gesittung unter ihnen setzte das englische Parlament eine Committee nieder,

[1]) cf. Ziegler a. a. O. p. 8.
[2]) cf. Missionsbl. der Brüdergem. 1838, Nr. 21 u. 22.
[3]) cf. Basler Missions-Mag. 1852, III, p. 135 ff.

zu deren Berathungen Dr. Philip im Sommer 1836 berufen wurde, und 2 bekehrte Afrikaner, Andreas Stoffles und Jan Tzatzoe, beide lebendige Früchte der Arbeit des Dr. van der Kemp, mit nach Europa brachte,[1]) deren Auftreten daselbst auch auf einer Missions-Versammlung in der großen Exeterhalle zu London für das christliche Volk in England und Schottland von großer Wirkung und von unzweifelhaft nachhaltigem Erfolg für die Sache der Mission war. Mit Recht galten sie als Vorläufer eines glänzenden Tages für Afrika, als Erstlinge einer noch zu hoffenden reichlichen Ernte. Und ein mächtiger Schritt vorwärts zu diesem Ziele geschah **am 1. Dec. 1838**, dem Befreiungsjahr der Sklaven aller englischen Kolonien, da auch **die Sklavenbevölkerung in Süd-Afrika völlig frei** ward, eine Maßregel, die in der ganzen Kolonie auf die glücklichste und befriedigendste Weise ausgeführt wurde, indem die Haltung der Freierklärten am ersten Tage der Freiheit eine solche war, daß sie die ungetheilte Anerkennung aller Verständigen und Wohlgesinnten sich erwerben mußte. Ein weiter und freier Weg war nun der Mission aufgethan unter allen Farbigen, eine Menge von Hindernissen gegen die Verbreitung des Evangeliums war beseitigt. Die allgemein herrschende Ruhe wurde nur an der Nordgränze durch die blutigen Zusammenstöße der auswandernden Boeren mit den Zulah's in der Richtung gegen Port-Natal hin unterbrochen. Dadurch aber, daß die Auswandernden ungeheure Heerden mit sich aus der Kolonie nahmen, daß die bisherigen Sklavenbesitzer durch die von der Regierung ihnen gezahlten Entschädigungsgelder in den Stand gesetzt waren, eine Zeit lang ihre Produkte vom Markte zurückzuhalten, sowie durch eine in den Central-Distrikten eintretende Dürre entstand um diese Zeit großer Mangel an Lebensmitteln und Theuerung in der Kolonie, und die nachtheiligen Wirkungen davon traten in einer verminderten Anwesenheit der Kinder und Eltern in den Schulen und Kirchen zu Tage.

Dennoch zeigten sich bald aller Orten die **segensreichen Folgen der neuerlangten Freiheit;** zunächst darin, daß auch die zahlreiche schwarze Sklavenbevölkerung der Kapstadt in einem Manne, der den holländischen Kolonisten — den frühern Drängern und Bedrückern der armen Schwarzen — angehörte, dem von Dr. Philip berufenen Missionar Vogelgesang, einen Lehrer und Seelsorger erhielt, dessen Arbeit in Kirche und Schule ausnehmend gesegnet war, so daß er auch eine Anzahl Muhamedaner bekehrte. Seine Gattin aber hatte nach 5 Jahren 125 Schwarze in der Kleinkinderschule um sich versammelt, während die größere Schule 2 Jahre später 520 Kinder zählte, die aus 128 Mitgliedern bestehende schwarze Gemeinde aber einen Hülfsmissionsverein bildete, und ein früherer Sklave als nunmehriger Diakon den Missionar in seiner Predigt und Seelsorge unterstützte.

Aber auch unter den Hottentotten ging die Arbeit der Londoner Missions-Gesellschaft nicht blos auf den bisherigen Stationen rüstig fort, sondern auch neue wurden gegründet. So ward 1838

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1855, II, p. 143 ff.

Dysalsdorp von Pacaltsdorp aus besetzt, zu Hankey kamen 1839 zwei Außenposten hinzu; in demselben Jahre entstand zu Cradock, 1840 zu Colesberg eine neue Station. Zu gleicher Zeit ward die Station zu Langekloof oder Avontuur durch den Schullehrer Hood begründet, bald hernach auch Somerset mit einem Missionar besetzt. So hatte denn bis zum J. 1845 die Londoner Gesellschaft durch Schule und Predigt eine weitgreifende Umwandlung unter der eingeborenen Bevölkerung der Kapkolonie hervorgerufen. Zahlreiche Hottentotten-Gemeinden gediehen unter ihrer Zucht und Vermahnung, Schulen für beide Geschlechter, bis zu Klein-Kinder-Schulen hinunter, verbreiteten die Erkenntniß himmlischer und irdischer Dinge. Ackerbau und Gewerbe verschiedener Art wurden von den früher so unsteten und arbeitsscheuen Hottentotten betrieben, europäische Kleidung und Bauart war an die Stelle der ehemals gebräuchlichen Schafpelze und Pfahlhütten getreten. Die Gemeinden gaben in Vereinen aller Art, besonders in Missions- und Mäßigkeits-Vereinen, ein vielgestaltiges Leben kund. Die Gemeinde in Zuurbrak, einem schon 1805 zu dem Zwecke, die von Natur so trägen Hottentotten zu regelmäßiger Arbeit zu gewöhnen, errichteten Institut, machte sich für das Jahr 1842 zu einem Missionsbeitrag von 1380 Fl. verbindlich; Pacaltsdorp zu 1308 Fl.; Dysalsdorp zu 960—1200 Fl.; Hankey zu 1800 Fl.; Bethelsdorp zu 1200 Fl.; Port Elizabeth zu 340 Fl.; Uitenhage zu 1080 Fl., obwohl der Stand der Tagelöhner in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Stationen ein niedriger war, und sie auch alle armen, kranken und alten Leute der farbigen Bevölkerung zu unterhalten hatten. Abendmahls-Genossen aber waren 1844 zu Bethelsdorp 128, zu Paarl 73, zu Caledon 279, zu Hankey 130, zu Dysalsdorp 94, zu Uitenhage 205, zu Grahamstown, wo sich eine englische und zwei Hottentotten-Gemeinden befanden, 200, am Kat-Rivier 844 und zu Graaf Reinet 78 Personen.

Die Bestrebungen der Londoner sowohl als der anderen in der Kolonie thätigen Missions-Gesellschaften wurden übrigens von der Regierung besonders seit dem J. 1839, wo das **Unterrichtswesen** daselbst eine ganz neue Einrichtung erhielt, auf das Kräftigste unterstützt. In der Person des Dr. James Rose Innes, Professors an dem in der Kapstadt durch freiwillige Beiträge begründeten Süd-Afrikanischen Kollegium, ward ein General-Superintendent über sämmtliche Schulen ernannt. Nachdem derselbe auf einer Inspektionsreise in Erfahrung gebracht hatte, daß der größere Theil der Lehrer aus Mangel an Kenntnissen den neuen Schulplan nicht auszuführen vermochte, holte er selbst eine Anzahl junger Lehrer aus Schottland herbei. Während des Jahres 1841 wurden 10 Regierungsschulen im Geiste des neuen Schulplans errichtet, denen Lehrer aus dem Mutterlande vorstanden. Lehrgegenstände waren nach den Tagen der Woche: 1. Englisch, Lesen, Orthographie, Grammatik; 2. Holländisch, Lesen, Grammatik, Uebersetzen; 3. Arithmetik, Algebra, kaufmännisches Rechnen; 4. Geographie, Elemente der Geschichte, Chronologie; 5. Elemente der Naturkunde und Physik; 6. Schreiben und Zeichnen. Biblischer Religions-Unterricht wurde täglich ertheilt. Außer diesem für alle Schüler unentgeltlichen

Unterrichte ward in 6 dieser Schulen den Vorgerückteren auch noch Unterricht im Lateinischen und in der Mathematik gegeben. Zu diesen Schulen kamen noch 7 andere, in denen nur die ersten Elemente mitgetheilt wurden. Außerdem erhielten 11 andere, meist von Missionaren geleitete Schulen eine Beihülfe von der Regierung, mit der Bedingung, daß ohne Wissen der letzteren weder die Schule verlegt noch der Schulplan geändert, daß dem Superintendenten das Aufsichtsrecht zugestanden und ihm über den Fortgang berichtet, daß der Eintritt in die Anstalt Niemandem verwehrt und der Religions-Unterricht einfach auf die Bibel gegründet, und endlich daß wo möglich als Unterrichtssprache das Englische gebraucht würde. In keiner Schule wurde ein Unterschied der Klassen und Farbe gemacht, für den Unterricht in den höhern Lehrgegenständen aber war ein bestimmtes Schulgeld zu zahlen. Endlich ward am 17. Jan. 1842 auch ein Seminar in der Kapstadt eröffnet, um künftig die Lehrer hier zu erziehen.

Die mit dem 1. Dez. 1838 eintretende vollständige Sklavenbefreiung blieb aber nicht ohne Einfluß auf das fortgehende Werk auch der übrigen Missions-Gesellschaften in Süd-Afrika, zunächst der **Brüdergemeinde,**[1]) deren ältere Niederlassungen allmälig zu christlichen Gemeinwesen mit einer wohlgeordneten bürgerlichen Verfassung sich ausbildeten, wobei das Schulwesen fortwährend mit vorzüglicher Aufmerksamkeit in's Auge gefaßt wurde. In Gnadenthal wurde schon am 7. Sept. 1838 eine Bildungs-Anstalt für Missions-Gehülfen, zunächst auf 15 Zöglinge berechnet, eröffnet, in welche 9 Jünglinge sogleich eintraten, von denen 2 schon nach wenigen Jahren als Hülfslehrer angestellt werden konnten. In der Knaben- und Mädchenschule waren neben den Lehrern sogenannte Schulfrauen thätig, welche wochenweise abwechselnd in die Schule kamen, um die über 200 wachsende Kinderschaar in Ordnung zu halten. Im Jahre 1843 besaßen die Gnadenthaler, welche vorzugsweise von Garten- und Feldbau sich nährten, 287 Stück Rindvieh, darunter ein Theil Tragochsen, 64 Pferde, 550 Ziegen, 50 Schafe und 150 Schweine; einen besondern Verdienst warf auch das Sammeln der Buchu-Blätter[2]) für die Kapstadt ab. Das Dacha-Rauchen so wie der Verkauf von Wein und Branntwein in kleinern Quantitäten ohne besondere Erlaubniß war streng untersagt. Ein im J. 1844 sich zeigender Geist der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Ordnung ward mit Hülfe der Regierung bald überwunden, und Gnadenthal, das am 24. Dez. 1842 sein 50jähriges Jubiläum feiern konnte, und zu welchem inzwischen auch die Predigtplätze Kopjes-Kasteel und Goedverwacht hinzugekommen waren, zählte Ende 1844 unter seinen 2644 Bewohnern 2141 Gemeindeglieder. — Groenekloof bekam in dieser Zeit großen Zuwachs, meist aus freigewordnen Sklaven, wodurch auch die Schulen daselbst beinahe überfüllt wurden. Seine Bewohner, zu viele, um alle von Feldbau sich nähren zu können, und öfters von Dürre heimgesucht, mußten zum großen Theil ihr Brod durch Arbeit bei den umwohnenden

[1]) cf. Missionsbl. der Brüder-Gemeinde 1840, Nr. 2.
[2]) cf. Evang. luth. Missionsblatt 1850, p. 370.

Boeren verdienen, und fanden außerdem in dem Sammeln der dort besonders an den Dünen wachsenden Wachsbeeren einen weiteren Erwerbszweig. Auch in dieser Gemeinde, die Ende 1844 im Ganzen 1226 Glieder zählte, kamen bisweilen Fälle von Widerspenstigkeit gegen die Gemeinde-Ordnung vor.

In Hemel en Aarde setzten Peterleitner's Nachfolger die mühsame und beschwerliche Arbeit an den armen Kranken, unter denen bisweilen auch Europäer sich fanden, in Segen fort. — Elim, aus 3 Straßen bestehend, vor deren Häusern Citronenbäume stehen, hatte schon gegen Ende 1835 eine nur von Hottentotten erbaute hübsche Kirche bekommen, und viele der Freigelassenen vermehrten seit 1838 seine Bevölkerung. Beschwerden der Bauern gegen die dortigen Hottentotten wurden 1839 durch einen Regierungs-Kommissar nach genauer Untersuchung als unbegründet erkannt; in der Mitte zwischen Elim und Gnadenthal aber kam bald ein Nebenplatz, Houtkloof, wo von Elim aus alle 3 Wochen Gottesdienst gehalten und Anfangs 1845 ein Zögling des Gnadenthaler Instituts als eigener Schullehrer, den die Bewohner des Platzes besoldeten, angestellt wurde, hinzu. Ende 1844 aber betrug die Zahl der Gemeindeglieder zu Elim, die zum großen Theil durch Arbeit bei den umwohnenden Boeren sich nährten, obschon der Ort auch eine Mühle und in der Nähe eine Salzpfanne und das fischreiche Meer hat, 776, außer 349 Ausgeschlossenen und Neuen Leuten. — Enon endlich, das öfters von Dürre zu leiden hatte, mußte durch Tischlerei und Stellmacherei, durch Schmiedearbeit, Holzfällen und Kohlenbrennen Verdienst suchen und konnte seine Bewohner nicht alle ernähren, war überdies den Anfällen der benachbarten Kaffern ausgesetzt, so daß die Anzahl der Einwohner durch Wegzug in bessere Gegenden sich minderte, und die Gemeine Ende 1844 nur 327 Seelen, darunter 262 Getaufte, zählte.

Dagegen hatte sich der Brüdermission um diese Zeit bereits ein anderes Feld zu segensreicher Thätigkeit unter den **Fingu's**[1]) in der Zitzikamma, einem von dem gleichnamigen Küstenfluß so benannten, etwa 2½ Stunden breit und 6 Stunden lang zwischen dem Meere und dem Gebirge längs der Plettenbergs-Bai sich erstreckenden Landstrich, eröffnet. Fingu bedeutet soviel als Flüchtlinge oder armselige Bettler, und ist die Bezeichnung für die Ueberbleibsel afrikanischer Volksstämme, welche früher im östlichen Afrika hausten, und durch die von 1810—1830 wüthenden innern Kriege im N. und O. der Kapkolonie und den Ländern der Kaffern, auf welche die mörderischen Zulufürsten Tschaka und Dingaan sich stürzten, vertrieben und zersprengt, oder, wie die Kaffern sagen, „aufgefressen" wurden, dann nach vielen Drangsalen in's Kafferland sich flüchteten, wo sie unter dem Namen Amafengu, Dienende, zum Viehhüten gebraucht und, ihrer 17—20,000, unter dem Häuptling Hintza in einer Art Sklaverei nach ihrem eignen Ausdruck „die Hunde der Kaffern" wurden. In dem Ende 1834 ausbrechenden Kafferkrieg stellten sie sich unter englischen Schutz und wurden ihrer etwa

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1838, IV, p. 632 ff. Missionsblatt der Brüder-Gemeine 1855, p. 80 ff; 1838, p. 167; 1839, p. 151; 1840, Nr. 24.

15,000 nach Beendigung desselben 1836 durch den Statthalter d'Urban auf englisches Gebiet theils bei Grahamstown, theils bei Fort Peddie und in die genannte holz- und wasserreiche, aber zur Rindviehzucht wenig geeignete Zitzikamma versetzt, wo sie unter 5 Häuptlingen in 102 Kraalen mit durchschnittlich je 20 Bewohnern sich niederließen, von dem mitgebrachten Vieh aber, etwa 8000 Stück, nach zwei Jahren schon fast die Hälfte durch Mangel und Krankheit verloren hatten, und von Acker- und Gartenbau sich nährten, wobei sie durch Abbrennen der Bäume und Büsche behufs Erweiterung ihrer Pflanzgründe freilich viele Verheerungen anrichteten. Die Gesichtsfarbe der Fingu's ist verschieden, dunkelbraun, oder bald wie schwachgebrannter Kaffee, bald fast schwarz, den ganzen Leib aber schmieren sie mit rother Thonerde sich ein. Ihre Größe ist verschieden, doch vorherrschend klein oder mittel, obschon es auch einzelne große und kräftige Gestalten unter ihnen giebt. Die Gesichtsbildung ist äthiopisch, mit schmaler Stirn, dicken Lippen und ziemlich hervorstehenden Backenknochen, die Nase aber fast europäisch. Das Haar ist wollig, dicht und schwarz. Die Kleidung der heidnischen Fingu's ist sehr einfach. Bei den Männern besteht sie einzig und allein aus einem Karoß von zusammengenähten Fellen, oder einer über die Schultern geworfenen wollenen Decke, die Frauen sind von der Herzgrube bis zu den Knieen durch eine hinten zusammen gebundene Decke oder Tuch bedeckt, mit einer Schürze von Fellen darunter; die Kinder weiblichen Geschlechts tragen eine mit Korallen verzierte Schürze, die des andern gehen völlig nackt. In den Ohren haben besonders die Frauen allerhand Ohrgehänge von Muscheln oder Metall, in den Haaren bunte Muscheln oder Korallen, um den Hals hängen sie Glaskorallenschnüre oder aufgereihete Hunde- oder Schakalzähne, und an den Armen sowie auch um die Fußgelenke sieht man oft metallene Ringe. Die Wohnungen der Fingu's sind bienenkorbförmige Hütten, ähnlich denen der Hottentotten. Lange Stöcke oder Stangen werden im Kreis in den Boden gesteckt, umgebogen und oben zusammengebunden. Dies Gerippe wird mit langhalmigem Gras bedeckt und dieses durch aus demselben Gras gedrehte Stricke überflochten und befestigt, die innere Seite aber mit Lehm beworfen und geweißt. Inwendig stehen als Stützen einige Baumstämme oder Pfähle, 4—6 oder mehr nach der Größe der Hütte, von denen die größte etwa 10 Schritt im Durchmesser hat. Der Fußboden, in dessen Mitte die Feuerstelle sich befindet, ist Lehm mit Kuhmist vermengt. Die Thür ist so niedrig, daß man sich tief bücken muß, um hineinzutreten, und da der Rauch nur durch sie einen Abzug hat, so pflegt der obere Theil der sonst sehr reinlich gehaltenen Wohnungen bald schwarz zu werden. Außer der Wohnung dient noch eine andere Hütte als Vorrathshaus zur Aufbewahrung der Lebensmittel, Geräthschaften und Kleider. Beide Hütten aber sind meist von einem 4 bis 5' hohen Schirm von Rohr, das mit Gras durchflochten ist, umgeben, und in dem Raum zwischen demselben und den Hütten werden häusliche Arbeiten verrichtet, Bohnen getrocknet u. dgl. — Von den Hottentotten wesentlich unterschieden haben die Fingu's zwar viel Gemeinsames mit den Kaffern, scheinen auch nach Sprache und der unter ihnen herrschenden Sitte der Beschneidung ursprünglich ein Kaffer-

Stamm zu sein, unterscheiden sich aber doch von diesen durch viele Stücke, dahin der Besitz besseren Ackergeräths, Seltenheit der Vielweiberei und Beerdigung der Todten gehört. Die meisten Fingu haben nur Eine Frau, einige auch wohl zwei; nicht leicht hat Jemand drei oder mehr. Indeß herrscht auch bei ihnen der Gebrauch, ihre Frauen zu kaufen, obschon sie bei ihrer Armuth selten mehr als eine Kuh, bisweilen auch nur eine Ziege, für ihre künftige Lebensgefährtin bezahlen. Vielleicht ist ihre Verarmung an der Seltenheit der Vielweiberei bei ihnen mit Schuld, doch scheinen sie dieselbe auch darum für thöricht zu halten, weil bei mehrern Frauen unaufhörlich Unfriede im Hausstande herrschen würde. Möglich, daß sie die Sitte der Todtenbeerdigung auch erst in der Kolonie angenommen haben. Zauberer gibt es unter ihnen, aber von dem Glauben an einen Gott nicht eine Spur, weßhalb die Missionare das Wort für Gott, tixo, aus der Hottentottensprache haben entlehnen müssen. Doch sind die Fingu's offenbar bildungsfähig, gelehrig, von Vorurtheilen heilbar, zu milderen Sitten geneigt.

Diese nach der Zitzikamma versetzten Leute nun wünschte der Statthalter d'Urban der Gesittung entgegenzuführen, und äußerte deßhalb im J. 1838 der Brüdergemeinde den Wunsch, in der Zitzikamma eine Station zu eröffnen. Nachdem eine desfallsige Untersuchungsreise den Platz Koksbosch, ziemlich in der Mitte der Fingu's gelegen, als den geeignetsten ausgewiesen, ward derselbe am 13. Februar 1839 als Station **Clarkson** mit 23 Hottentotten bezogen, und dem Posten vom Statthalter 1038 Morgen Landes zugemessen. Schon am 19. April 1840 konnte der erste Fingu getauft, und am 12. Dez. dess. Jahres die zum großen Theil aus Felsen gebaute Kirche eingeweiht werden. Außer dem am Fuße eines Berges eine halbe Stunde vom Fluß entfernten Missionsgebäude ward auch eine Mühle angelegt und ein Weg über das Karredoo-Gebirge geschlagen. Unter den sich bald einfindenden Fingu's, deren viele auch Holländisch verstanden, war u. A. ein alter Häuptling, der den Brüdern mit bewegter Stimme versicherte, wenngleich sein sämmtliches Vieh umkommen sollte, so werde er gleichwohl nicht aus der Zitzikamma wegziehen: „denn," fügte er, seine Hand auf's Herz legend, hinzu, „das Wort Gottes ist meinem Herzen süß, darum will ich mir meinen Unterhalt mit Pflanzen und Holzschneiden zu verdienen suchen." Ende 1839 wohnten in Clarkson bereits 41 Fingu's, 44 Neger und 25 Hottentotten; Ende 1844 aber zählte die dasige Gemeinde unter ihren 283 Gliedern bereits 157 Getaufte (mit Einschluß von 51 Kindern) und 126 im Unterricht stehende Heiden.

Während so die Brüdergemeinde ihre Seile weiter spannte, waren auch die **Methodisten** in der Kolonie nicht unthätig, nachdem sie schon seit 1826 ihre Wirksamkeit von der Kapstadt auf die Umgegend in Wynberg und Somerset ausgedehnt, 1834 eine Station zu Stellenbosch gegründet und 1836 eine zweite Kapelle in der Kapstadt, wo sie damals namentlich den Malaien sich zuwandten, erbaut hatten. Von Grahamstown aus besetzten sie im Albany-Distrikt außer Salem noch Bathurst, Institut Farmerfield, d'Urban, Haslope-Hill, wo eine Anzahl Freigelassener, ein Mischgeschlecht aus Negern und Ma-

laien, nebst Buschmännern, Fingu's und Tambukki's wohnt, und Cradock. Zu ihrem Missionsdistrikt „Kap der guten Hoffnung" gehörten 1845 die Stationen Kapstadt (mit 200 Gemeindegliedern und über 800 Schülern) und Rondebosch; Wynberg, Simon's Town und Diep River; Stellenbosch, Brackenburgs Valley und Cape Flats, mit zusammen 452 vollen Gemeindegliedern. Im „Albany-Bezirk" befanden sich auf den Stationen Grahamstown, Salem und Farmerfield, Bathurst und Nieder-Albany, Fort Beaufort, Port Elizabeth und Uitenhage, Graaf-Reinet und Beaufort, und Haslope-Hills zusammen 1000 Angehörige der engeren Gemeinde.

Der Missionar der **Pariser Gesellschaft**, Bisseux in Wagenmakers-Valley, erfuhr gleichfalls die erfreulichen Folgen der allgemeinen Sklavenbefreiung, indem von da ab Kirchen und Schulen fleißiger besucht wurden, vor Allem aber die kirchliche Einsegnung der Ehen — bisher hatten solche unter den Sklaven eigentlich gar nicht bestanden — in Gebrauch kam. Hatte er auch auf seinem Posten noch mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so wurde sein Herz doch auch durch manche liebliche Erfahrung gestärkt.

So ward er einst zu einem alten kranken Neger, Namens Saul gerufen, der früher den Gottesdienst fleißig besucht hatte, seit 2 Jahren aber daran verhindert gewesen war, und sich herzlich freute, als Bisseux zu ihm eintrat. „Wie geht's mit deiner Arbeit, Herr?" hob er alsbald an, „ich habe dich lange nicht gesehen." — Nicht besonders, sagte der Missionar. — „Nun, füge dich in den Willen Gottes," versetzte der Alte, „mit deiner Arbeit geht's wie mit dem Wetter; wir haben nicht alle Tage schönes Wetter. Gott schickt das gute und das böse Wetter, wie er es für gut findet; der wird auch deine Arbeit segnen, wenn es Ihm gefällt. Ich kann dir nicht sagen, wie oft und wie viel ich Ihn gebeten habe, während ich bei meinen Rindern auf dem Felde war, daß Sein Wort, welches du predigest, die Seelen der armen Schwarzen bekehren möge. Herr, sagte ich, hast Du nicht Deine Diener in dies ferne Land geschickt, um uns Dein Heil zu verkünden, und hast Du uns nicht aus fernem Lande hierhergeführt, damit wir hier Deinen Sohn, der für uns gestorben ist, kennen lernen sollten? — Als du, lieber Lehrer, hier ankamst, habe ich Gott gebeten, daß er dich schnell das Holländische lernen lasse; ich sagte: Ach Herr, mache, daß wir bald Alles verstehen, was er uns von Deinem guten Worte sagen wird; und in kurzer Zeit haben wir's vollkommen verstanden." Im weiteren Verlauf des Gesprächs fragte Bisseux den alten Saul nach dem Grunde seiner Hoffnung im Sterben, und ob er etwa durch seine Gebete und guten Werke den Himmel verdient zu haben meine. „Durch meine Gebete und guten Werke?" war die Antwort, „ach die rechne ich für nichts, wenn es sich um den Himmel handelt; nein, ihrer getröste ich mich nicht: Jesus ist der einzige Grund, auf den ich mich gründe; ich habe keinen andern Heiland."

Später ward diese Station nach Wellington, dem Hauptort von Wagenmakers-Valley verlegt, und die neue Kirche daselbst am 25. Sept. 1845 feierlich eingeweiht; doch sollte auch die alte, vor 25 Jahren eröffnete Kirche in Wagenmakers-Valley noch benützt und von Miss. Bisseux bedient werden.

Und welche Folgen hatte die Freilassung der Sklaven auf den Stationen der **Rheinischen Missions-Gesellschaft?** In der Stellenboscher Missions-Gesellschaft freilich war die Gleichgültigkeit in Betreff der Mission seit dem Tage gewachsen, als die Freilassung der Sklaven ausgesprochen wurde, und nachdem dieselbe nun (1838) wirklich eingetreten war, erklärten viele Mitglieder der Gesellschaft laut, für die Bekehrung

der Heiden nichts mehr thun zu wollen. Dagegen drang mit dem Tage ihres Freiwerdens in die Bekehrten aus den Heiden zu Stellenbosch ein neues Leben. Es erwachte in ihnen das Verlangen nach Bildung einer eignen kirchlichen Gemeinschaft, dem als einem wohlbegründeten und heilsamen die Missionare nicht widerstrebten und gern auf den Wunsch der kleinen Gemeinde eingingen, aus ihrer Mitte einen eignen Kirchenvorstand, 2 Aelteste und 2 Diakonen zu wählen, die sammt ihnen die Angelegenheiten der Gemeinde führen sollten. Da aber die bisherige Kapelle bei immer größerem Andrange zu klein wurde, beschlossen sie, aus eignen Mitteln eine größere zu bauen, und bald waren dazu 3300 Thlr. preuß. subscribirt und 80,000 Ziegel bereitet, auch Dienstleistungen aller Art beim Bauen zugesagt. Die dortige Missions-Gesellschaft aber that Einspruch, und man begnügte sich mit einer mäßigen Erweiterung der alten Kirche, deren neuerbauter Flügel am 1. Dez. 1840 eingeweiht wurde, zahlte auch ferner einen Theil der Kollekte an die Gesellschaft, während man einen andern Theil der Armenkasse zuwies, einen dritten auf die Einrichtung einer von der Stellenboscher Gesellschaft unabhängigen Schule verwandte. Die Früchte des neuen Lebens in Stellenbosch aber blieben selbst den weltlichen Behörden nicht verborgen; die Gemeinde wuchs und zählte 1840 schon 76 Abendmahlsgenossen, während in den Schulen an 400 Kinder sich befanden; zum Islam aber ward in Stellenbosch kein Einziger bekehrt. Mittlerweile war die Zahl der Farbigen in und um Stellenbosch auf bald 7000 gestiegen, was zur Folge hatte, daß nach Eintritt des Missionars Esselen auf dem 4 Stunden entfernten Außenplatz am Kuilsrevier unter den 400 dort in den Dünen zerstreut lebenden Farbigen eine Kirche gebaut und eine eigne Schule gegründet, und derselbe 1843 unter dem Namen **Sarepta** ein Filial von Stellenbosch wurde, dessen Schule von dem Eingebornen January als Lehrer wacker verwaltet ward, und dessen Gemeinde 1844 bereits 40 Glieder zählte.

In Worcester machte die Sklavenbefreiung nicht den ungünstigen Eindruck, wie anderswo, vielmehr hatte sie die Folge, daß die Worcesterer Gesellschaft ihre Selbstständigkeit aufgab, um fortan Hülfsverein der Rheinischen Missions-Gesellschaft zu sein, jedoch unter der Bedingung, daß die letztere, so lange sie besteht, die Missions-Gemeinde zu Worcester mit Lehrern versorge, oder die ganze Berechtigung mit derselben Verpflichtung an eine andre Gesellschaft übertrage. Doch hatte Worcester durch eine Masernseuche 1839, durch die Kränklichkeit seiner Missionare, durch die Proselytenmacherei der Muselmänner und sogar durch Emancipationsgedanken eines Missionars binnen zehn Jahren manche Krisis durchzumachen, wozu auch die dort entstehenden Cantinen oder Branntweinschenken gehörten, bis es, nachdem die Gemeinde 1843 erst 71 Seelen, darunter 40 Abendmahlsgenossen, zählte, im Aeußern und Innern endlich das wurde, was es jetzt ist, eine Zierde der Rheinischen Mission im Kaplande.

In Tulbagh, dessen dortiger Missions-Verein sich nicht mehr halten konnte, und, da auch der alte Arie Vos fast ganz taub geworden, bereits im Aug. 1837 zu dem Entschluß gekommen war, die dasige Kapelle und

Missionshaus, sammt allen Gerechtsamen, Pflichten und Schulden an die Rheinische Missions-Gesellschaft zu übergeben, wies in Folge der Sklavenfreilassung die bisherige Kirche sich als unzureichend aus. Ein Freund schenkte ein Stück Land zum Bau einer größeren, etwa 80,000 Ziegel wurden von Miss. Zahn mit seinen Leuten verfertigt, und im März 1845 konnte die neue schöne Kirche eingeweiht werden. Besonders segensreich wirkte die schon früher eingerichtete Krankenkasse, deren Mitglieder zum fleißigen Kirchen- und Schulbesuch sich verpflichten mußten. Um aber den um Tulbagh sich sammelnden Farbigen ein Unterkommen zu verschaffen, gründete Zahn, nachdem er 1842 in Miss. Alheit einen dringend nöthigen Gehülfen bekommen, im J. 1844 das mit Tulbagh in engster Verbindung stehende und nur ½ Stunde östlich davon unweit der großen Hauptstraße nach dem Inneren gelegene Institut **Steinthal**, wozu der Platz für 3500 Thlr. gekauft wurde, und wo in wenigen Jahren an 270 Farbige sich sammelten. Langsamer ging es in Tulbagh-Steinthal mit dem geistlichen Aufbau: Leute genug, an denen heilsame und auch nachhaltige Eindrücke der Wahrheit sichtbar wurden, aber nur Wenige, die zur Taufe gelassen werden konnten. Leider ward auch in Tulbagh eine Schenke angelegt, die Manchem ein Fallstrick wurde, doch hatte Zahn die Freude, daß von Allen, die mit ihm in Verbindung standen, Getauften wie Ungetauften, Keiner sich dort sehen ließ.

Weniger vortheilhaft wirkte die Emancipation von 1838 auf die schon freien Hottentotten, die lieber als „freie englische Bürger" vagabondiren, als der christlichen Ordnung des Institutes in Wupperthal sich fügen wollten, dessen kleine Gemeinde daher 1840 erst aus 46 Seelen, davon 11 bei ihrem Anzug schon getauft waren, bestand. Die Oekonomie des Instituts war zwar schon entschieden vorangekommen, aber erst die Jahre 1842—44 brachten Wupperthal nach dem Eintreffen von 4 neuen Gehülfen äußerlich und innerlich in Flor. Die Einwohnerzahl stieg auf 400 Seelen, eine große Erweckung entstand, und am Ostertag 1844 konnte Miss. Leipoldt 60 Kommunikanten das h. Abendmahl reichen, während es vier Jahre zuvor blos 7 gewesen waren, und das neue Leben trug in den Bekehrten die lieblichsten Früchte, so daß sie selbst einen Missions-Verein mit einem jährlichen Beitrag von 80—100 Thlr. preuß. bildeten. Auch in der Umgegend besuchten die Missionare, und von weither kamen die Leute, unter ihnen auch Boeren, zur Kirche. Vor Allem aber blühte die in der Regel von 100 Kindern besuchte Schule, die auch unter sich einen kleinen Missions-Verein bildeten und dazu jährlich für etwa 12 Thlr. Holz aus den Bergen holten; auch ward im Jahre 1842 der Anfang mit einem Seminar zur Bildung von Missionsgehülfen gemacht. Damit ging denn auch das zeitliche Emporkommen des Institutes Hand in Hand, in welchem, da Landbau und Viehzucht wegen der ungünstigen Bodenbeschaffenheit nicht im erwünschten Umfang betrieben werden konnte, besonders die Gerberei und Hutmacherei gewinnbringend war.

Auch für Eben-Ezer, das armselige und dürre, kam in den Jahren 1842—44 eine Blüthezeit, da die Todtengebeine lebendig, fast die Hälfte

der Leute daselbst erweckt, und in einem Jahre 78 Erwachsene und Kinder getauft wurden, so daß die Zahl der Getauften auf 100 stieg, von denen die Erwachsenen bis auf 2 Ausgeschlossene auch Abendmahlsgenossen waren. Ein geordnetes Gemeindeleben, eine Armen- und Krankenkasse trat in's Leben, eine schöne neue Kirche ward am 5. April 1843 eingeweiht, ein kleiner Missions-Verein bildete sich, auch ein solcher von Kindern, wie in Wupperthal. Fünf Reihen von Hütten, darunter auch 16 kleine Häuser von Lehm und Stein, liefen regelmäßig auf die Kirche aus, dazu gab der Herr durch reichliches Austreten des Flusses noch fruchtbare Zeiten, so daß Anfangs 1844 auf Ebenezer über 300 Menschen in 53 Häusern lebten, und an 60 Kinder die Schule besuchten. Leider aber trat in diesem Jahre wieder große Hungersnoth ein, und die schöne Blüthe des Ortes begann alsbald zu welken.

Dagegen entfaltete sich in der Hand der **Berliner Missions-Gesellschaft**, die im J. 1840 zu Beaufort West abermals vergebens eine gedeihliche Wirksamkeit anzuknüpfen versuchte,[1]) eine neue liebliche Blume der Mission in dem etwa 90 Stunden östlich von der Kapstadt, südlich von der Kette der schwarzen Berge gelegenen **Zoar.**[2]) Die vielen von jenen Bergen in's Meer rinnenden Bäche bilden frische Thäler mit Bauerhöfen, Kornfeldern und Gärten voll Trauben, Pfirsichen, Feigen und Granatäpfel. In einem dieser Thäler hatte ein Haufe Hottentotten, welche als Knechte auf den umliegenden Bauerhöfen arbeiteten, das Dörfchen gebaut, welches nun Zoar heißt. Aus Anlaß einiger christlichen Regungen unter diesen Leuten setzte die Süd-Afrikanische Missions-Gesellschaft in der Kapstadt um 1816 oder 17 zuerst einen Missionar, Joubert, hierher und bauete eine kleine Kirche und andre nothwendige Gebäude. Als aber dieser um 1823 seines Amtes entsetzt worden war, und ein erst nach langem Zwischenraum etwa 1836 hingesandter farbiger Lehrer schon nach 2 Monaten wegen seiner Sittenlosigkeit abgesetzt werden mußte, auch der Gesellschaft die Mittel ausgingen, überließ sie den Platz 1837 an die Berliner Missions-Gesellschaft, deren erster Missions-Superintendent Pehmöller[3]) im Oktober d. J. in der Kapstadt landete. Diese sandte im Mai 1838 den Miss. Gregorowsky nach dem von 250 Seelen bewohnten Zoar, wo er wohl manch schönes Stück äußeren Christenthums, aber keine Erkenntniß und keine Bekehrung, die Gebäude zum Theil, die Sitten aber noch weit mehr verfallen fand. Viehische Trunkenheit erzeugte tiefes Elend, Mord und Ehebruch, und machte stumpf gegen alle Eindrücke des Evangeliums. Mit der Polizeigewalt ausgerüstet führte Gregorowsky alsbald eine strenge Zucht ein und verbot den Besuch der Branntweinläden. Nach 2 Jahren war die Trunkenheit fast ausgerottet, und es war wunderbar, wie nun äußerlich der Wohlstand zunahm, innerlich aber

[1]) cf. Berliner Jahresber. 1840, p. 26. Missionsber. 1840, p. 134 ff. 186 ff.

[2]) cf. Jänicke, die Berliner Missionsstation Zoar-Amalienstein. Berlin 1857. — Berliner Missionsberichte 1853, p. 9 ff; 1854, p. 35 ff. 170 ff. Jahresbericht 1853, p. 27 ff. — Missionsfreund 1846, p. 41 ff.

[3]) cf. Berliner Missionsber. 1844, p. 142 ff.

das Wort Gottes Boden gewann. Als Gregorowsky nach 5 Jahren abging, zählte Zoar unter 370 Seelen 45 Getaufte. Unter seinem Nachfolger Radloff aber fing ein wahres geistliches Leben an sich zu regen, und als nun die Süd-Afrikanische Missions-Gesellschaft die Gebäude — wozu sie sich verpflichtet hatte — nicht mehr zu erhalten vermochte, die Berliner Gesellschaft sie aber nicht blos auf 10 Jahre übernehmen wollte, da erklärte sich die arme Gemeinde bereit, jene Gebäude die 10 Jahre hindurch zu erhalten, wenn ihnen nur der Missionar bliebe. Darauf ging denn die Gesellschaft ein, und der Kontrakt zwischen der Süd-Afrikanischen und der Berliner Missions-Gesellschaft ward 1843 auf 10 Jahre abgeschlossen, während deren die Station volles Eigenthum der letzteren sein, 1853 aber an die erstere zurückfallen sollte. Von da an verwandte die arme Gemeinde jährlich 500 Thlr. auf die Gebäude, das Werk der Bekehrung aber schritt an Einzelnen und im Ganzen mächtig fort.

So stand denn das Missionswerk in der Kolonie fast aller Orten im schönsten Flor, als im April 1846 ein neuer verheerender **Kaffernkrieg** losbrach, der bis zum Ende des folgenden Jahres währte, und besonders die an der Gränze des Kaffernlandes liegenden Stationen in Gefahr und Schaden brachte, doch auch die entfernteren, die, wie Gnadenthal u. a., ihr Kontingent zum Kriege stellen mußten, in mannigfache Aufregung versetzte[1]. Dennoch ging auch in dieser bewegten Zeit das Werk des Herrn auf den verschiedenen Arbeitsgebieten der Mission im Kaplande nicht zurück, gewann vielmehr an Ausdehnung und tieferer Begründung.

Nachdem schon Anfangs 1846 das Hospital für Lazaruskranke von Hemel en Aarde nach dem früher zu einem Verbannungsort für Sträflinge benutzten **Robben-Island** (Robben-Insel), etwas nördlich von der Kapstadt einsam gelegen, verlegt worden war[2]), wo die armen Kranken den am 6. Februar eintreffenden Missionar der **Brüdergemeinde** mit dem Lobgesange: „Nun danket Alle Gott" begrüßten, machte derselbe unter hingebender Arbeit ebenso erfreuliche Erfahrungen, wie seine Vorgänger in Hemel en Aarde; auf den übrigen Stationen der Brüder aber ging, nachdem die in den Krieg gezogenen Gemeindeglieder zurückgekehrt, Alles seinen stillen, gesegneten Gang fort, und belief sich Ende 1848 die Gemeinde zu Gnadenthal auf 2795 Personen, darunter 890 Kommunikanten, 438 getaufte Erwachsene, 862 getaufte Kinder, 168 Taufkandidaten und 437 neue Leute, während die Gemeinde zu Groenekloof 1338, Elim 1186, Enon, das diesmal im Kriege verschont geblieben, 392, und Clarkson, von wo gleichfalls eine Schaar christlicher Fingu's mit gegen die Kaffern in's Feld gezogen war, aber schon Ostern 1847 zurückkehrte, 320 Personen zählte.

In demselben Jahre bat der nunmehr 74jährige, geistig noch kräftige, obwohl körperlich geschwächte Dr. Philip, nachdem er fast 30 Jahre

[1]) cf. Evang. luth. Missionsbl. 1850, p. 362.
[2]) cf. Missionsbl. der Br. Gem. 1846, Nr. 20. Calwer Missionsbl. 1852, p. 74 ff. Bibelblätter der Basler Bibelgesellschaft 1856, Nr. 3.

in Süd-Afrika gearbeitet, die **Londoner Missions-Gesellschaft** ernstlich, ihm vor seinem Heimgange einige Freunde zu senden, denen er seine letzten Gedanken und Wünsche in Bezug auf die südafrikanische Mission mittheilen könnte. In Folge dessen ward der bisherige Sekretär der Gesellschaft, Miss. **Freeman**, mit ähnlichen Aufträgen wie früher John Campbell nach Süd-Afrika abgeordnet[1]). Sein Aufenthalt in der Kapstadt (1849) fiel in eine Zeit ernster öffentlicher Fragen, deren besonders zwei auch im Kaplande eine große Aufregung mit sich führten. Die Sturmzeit des Jahres 1848 hatte auch hier das Verlangen nach einer ständischen Verfassung geweckt, von welcher, als sie nach etlichen Jahren durch die englische Regierung gewährt ward, auch die Farbigen, sobald sie den Besitz eines bestimmten Vermögens nachweisen konnten, nicht ausgeschlossen wurden. Zunächst aber handelte es sich um die von der Regierung beabsichtigte Erklärung des Kaplandes zu einer Strafkolonie, gegen welche von allen Seiten ein so wohlbegründeter, nebenbei in völlig gesetzlichen Schranken sich bewegender Widerspruch[2]) in der Kolonie selbst sich erhob, daß die Regierung auf die Ausführung ihres Vorhabens verzichtete. Da der ehrwürdige Dr. Philip sich bereits aus der Kapstadt nach Hankey in die Stille zurückgezogen, wo er am 27. August 1851 sein thatenreiches, dem Wohl Süd-Afrika's geweihtes Leben beschloß, setzte Freeman, den erhaltenen Aufträgen gemäß, den gerade von Ostindien zurückkehrenden Missionar W. Thompson zu seinem Nachfolger ein.

In der Kapstadt mit ihren 22,000 Einwohnern, darunter über 12,000 Farbige, der Religion nach 15,000 Christen, über 6000 Muhamedaner, gewöhnlich Malaien genannt, für die noch immer nicht ausreichend gesorgt war, der Rest Juden und Heiden, fand Freeman für die christlichen Bewohner folgende gottesdienstliche Anstalten: 2 holländisch-reformirte Kirchen, 1 evangelisch-lutherische, 1 separirt-lutherische (die St. Stephans-) Kirche, 2 englisch-bischöfliche Kirchen mit einem Bischof, 1 schottische (die St. Andreas-) Kirche, 2 Congregational-Kirchen, wovon die eine, die Unionskapelle genannt, die des Dr. Philip war, dem W. Thompson als Prediger an derselben folgte, 2 Methodisten-(wesleyanische) Kapellen, die Kirche der Süd-Afrikanischen Missions-Gesellschaft, 1 schottische freie Kirche und 1 römisch-katholische Kirche mit einem Bischof. Außerdem zahlreiche Schulen, Kleinkinderschulen, ein Süd-Afrikanisches Kollegium, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, literarische und wissenschaftliche Anstalten, eine Bücher- und Traktaten-Gesellschaft, eine Gesellschaft für Beförderung christlicher Erkenntniß, ein Waisenhaus, eine Wittwenkasse und eine große Reihe wohlthätiger Lokal-Anstalten. Und diese christliche Physiognomie der Kapstadt war vorzugsweise ein Segen von der in den letzten 30 Jahren in ihren Mauern begonnenen und gepflegten Missionsthätigkeit.

---

[1]) cf. Berliner Missionsberichte 1849, p. 40 f.
[2]) Ebendas. 1849, p. 145 ff.

Von der Kapstadt aus machte Freeman eine Rundreise[1]) durch das Missionsgebiet seiner Gesellschaft, und kam, nach südafrikanischem Brauch meist mit Ochsenwagen reisend, über das zu einer blühenden Stadt von fast 4000 Einwohnern herangewachsene Gnadenthal und die gleichfalls blühende christliche Hottentotten-Stadt Zwellendam zu dem nächsten Missionsplatz der Londoner Gesellschaft, Zuurbrak, einem saubern Hottentottendorfe von 1100 Einwohnern, sah in der von 270 Erwachsenen besuchten Schule alte Leute mit der Brille das Alphabet lernen, und erquickte sich an dem lieblichen Gesang und herzlichem Gebet der Eingebornen. Von da ging's nach Pacaltsdorp, wo er, mit schönem Gesang empfangen, den 80 jährigen, bereits 50 Jahre in Süd-Afrika arbeitenden Miss. W. Anderson mit seiner der Kleinkinderschule vorstehenden Tochter und einem Gehülfen thätig fand und eine von 250 Gemeindegliedern besuchte Versammlung hielt; weiter über die naheliegende kleine Stadt Georg mit 1500 Einwohnern und leider neun Branntweinhäusern durch den wilden Kamphurpaß über die Craddockberge nach Dysselsdorp (Dysalsdorp), wo der Sohn des alten Anderson arbeitete, mit 80 Einwohnern und vielen Hunderten bei den Bauern umherwohnenden Hottentotten, deren 3—500 allsonntäglich die Kirche besuchten. Einfachheit, Mäßigkeit und Reinlichkeit waren die Grundzüge der an 1500 Seelen starken Gemeinde, an deren Gottesdiensten Freeman sich herzlich erfreute, auch eine Kollekte von 120 Fl. für den Bau einer Kapelle in dem Dorfe Oudshorn sammelte, wo die Gemeinde ein kleines Grundstück gekauft und ganz mit eigenen Kräften unter Anderson's Leitung diesen Bau ausgeführt hatte. Von Oudshorn ging die Reise 32 Stunden weit nach der Station Avontuur in der Lange Kloof, noch im Distrikt Georg, wo Miss. Hood, zugleich Arzt, zuerst nur 6 Zuhörer, jetzt aber im Ganzen 700 Seelen in seiner Pflege hatte, und die Leute eben auf eigne Kostrn eine Kapelle für 400 Zuhörer bauten. Von da ging's nach Kruis-Fontein (Kreuzquelle), einer von dem Kaffer-Missionar Williams errichteten, mit Kirche und blühender Schule versehenen Nebenstation von Hankey, welche letztere besonders durch ihr Seminar für eingeborne Missionare wichtig ist. Hier in Hankey hatte 1847 durch das Anschwellen des Klein- und Groß-Gamtus-River eine furchtbare Ueberschwemmung stattgefunden, wobei auch 13 Angehörige der Station um's Leben kamen, darunter eine alte Frau, die ein christlicher Hottentott damals auf einer Matte dahinschwimmen sah, ohne sie retten zu können. „Sie fing an zu singen", so erzählte er jetzt, „Jezus neemt de Zondaars aan, sang das ganze Lied durch und rief dann aus: O großer Gott! legte ihr Haupt auf die Matte wie auf einem Kissen, und versank." — Eine in Hankey, wo der ehrwürdige Dr. Philip im Kreise der Seinen damals noch lebte, gehaltene Missions-Versammlung ward von 250 Eingebornen besucht, und der Bau einer neuen Kapelle beschlossen. Weiter ging's nun erst zu Pferd, dann in Ochsenwagen 30 Stunden an Einem Tage nach Bethelsdorp und dann nach dem rasch anwachsenden Städtchen

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1852, III, p. 153 ff.

Port Elizabeth an der Algoabai, in dessen Nähe die in der Stadt arbeitenden Fingu ein Dörflein von etwa 300 Seelen in ihren bienenkorbförmigen Hütten bewohnten. In Bethelsdorp mit 300 Seelen mußte man leider bemerken, wie die Schlaffheit und Trägheit des Volks auch auf die Mission und auf die Missionare nicht ohne Einfluß bleibt; die Gemeinde war im Stillstande, doch konnte Freeman mit der Zuversicht abreisen, einen Anstoß zum Fortschritt gegeben zu haben. In Uitenhagen, nur 5 Stunden weiter nach Osten, einer schönen, regelmäßigen Stadt mit 5000 Einwohnern, einem holländischen und wesleyanischen Geistlichen außer dem Missionar Patterson, wo am Abend ein von 400 meist farbigen Personen besuchtes Theemahl, bei dem herrlicher Gesang und christliche Ansprachen wechselten, gehalten ward, verrieth Alles den segensreichen Einfluß christlichen Geistes und Lebens, und sah man so recht, was das Evangelium aus rohen Menschen machen kann. Von hier gelangte Freeman über Bethelsdorp und Langbusch, eine Nebenstation von Grahamstown, nach Theopolis, meist von Holzhauern bewohnt, das durch den letzten Kaffernkrieg und durch Dürre sehr gelitten hatte, dennoch des Sonntags in seiner Kapelle fast 400 Besucher zählte, und weiter nach Grahamstown, der Hauptstadt von Albany, mit schönen Straßen und Häusern und 5—6000 Einwohnern, unter denen die Methodisten die überwiegende christliche Gemeinschaft bildeten, darnach die Independenten, endlich die Baptisten, die aber in innerm Zwiespalt lagen. Von hier aus ging die Reise über die Hottentotten-Niederlassungen am Kat-River weiter in das Kafferland (s. C. §. 2.) hinein, aus welchem der Rückweg durch die Winterberge, wo ein Schneesturm die Reisenden in große Gefahr brachte, wieder hinüber in die reich bewaldeten und wohlbewässerten Schluchten führte, die bereits zum Gebiete von Philipton, dem Hauptort am Kat-River gehörten, wo der von Bethelsdorp gekommene alte Miss. Read seinen Sitz hatte, von dem aus Balfour, Blinkwater (Tidmanton) und 11 andere Nebenstationen angelegt waren, mit Kirchen, die, im Kaffernkrieg zerstört, alsbald wieder aufgebaut wurden. In 12, durch den Krieg auf 8 herabgesunkenen Schulen, deren Lehrer in Philipton selbst ausgebildet wurden (in 10 Jahren 40), sammelten sich 700—1000 Schüler; engere Gemeindeglieder zählte man zu Philipton 600, Zuhörer in den Gottesdiensten an 1000. Missions-Vereine von allen Altern und Geschlechtern wirkten in Segen, eine Mäßigkeits- und eine Ackerbau-Gesellschaft bestand, eine Druckerpresse gab ein Wochen- und ein Monatsblatt heraus, und das Alles meist auf Kosten der Eingebornen. Ueber das 34 Wegstunden entfernte Cradock, dessen Gemeinde er in schönem Gedeihen fand, und über Somerset, wo er mit der farbigen Gemeinde eine Festversammlung hielt, gelangte Freeman nun nach der aufblühenden wohlhabenden Stadt Graaf Reinet mit einem englischen und einem holländischen Geistlichen, wo um Miss. Merrington die Eingebornen sich sammelten, und von da über Colesberg mit 700 Einwohnern, wo neben einer wesleyanischen Mission und 2 Geistlichen der holländischen und bischöflichen Kirche Miss. de Kock eine kleine Heerde von Eingebornen weidete, nach Philippolis

jenseit des Orange-Stromes, womit er das Griqua-Land betrat, dahin wir ihm für jetzt nicht folgen können, vielmehr mit diesem kurzen Ueberblick der Hottentotten-Stationen seiner Gesellschaft im Jahre 1849 uns begnügen.

Bald nach Freeman's Besuch kamen durch einen Weihnachten 1850 abermals ausbrechenden, erst nach einem am 24. December 1851 abgehaltenen allgemeinen Buß- und Bettag eine glücklichere Wendung nehmenden und bis in's Jahr 1852 sich hineinziehenden **Kaffernkrieg**, in welchem die Stationen Philipton, Blinkwater, Balfour und Theopolis zerstört wurden, und auch die Bewohner von Enon eine Zeit lang in die Nähe von Clarkson flüchten mußten, neue Stürme über die Kolonie, für welche dieser Krieg um so gefährlicher war, als in demselben die Hottentotten vom Kat-Rivier und aus den nordöstlichen Distrikten der Kolonie zu den Feinden übergingen[1]), sei es, daß sie bei der gänzlichen Uneinigkeit der Kolonie einen baldigen Bürgerkrieg erwarteten und kein Vertrauen mehr zu den vorhandenen Zuständen hatten, sei es, daß sie von den Kolonisten aus ihren schönen Wohnsitzen am Katzfluß verdrängt zu werden fürchteten, sei es, daß als Nachwehen des Revolutionssturmes in Europa auch sie mit Mißtrauen und Abneigung gegen die Regierung erfüllt waren. Während aber zu Anfange des Krieges ein allgemeiner Schrecken die Bauern an der Gränze ergriff, daß sie Haus und Hof verließen, während die andern, die helfen konnten und sollten, nur schwach dem Aufruf des Gouverneurs Folge leisteten, waren die Hottentotten im Westen um so bereitwilliger zu bewaffneter Hülfe, und zogen allein von Gnadenthal 335, von Groenekloof 270 und von Elim 170 Freiwillige der Regierung zu Hülfe, von denen Viele während des Krieges gar liebliche Briefe[2]) in die Heimath schrieben. Von den aufrührerischen Hottentotten wurden nach Beendigung des Krieges Viele in andere Gegenden verbannt und anderweitig bestraft, die Gemeinde von Enon aber, von der kein Einziger der Regierung untreu geworden, war im Juni 1853 beinahe wieder vollzählig an dem alten Wohnort versammelt. Sämmtliche Stationen der **Brüdergemeinde** wurden noch in demselben Jahre von dem Bischof Br. Breutel mit seiner Gattin besucht, der zu dieser Visitationsreise[3]) am 1. October 1853 in der Kapstadt landete. Gleichzeitig erhielt die Station Groenekloof von jetzt ab den Namen Mamre oder Mamre in Groenekloof, weil Groenekloof der Name des ganzen Distrikts geworden war und die Station nicht mehr ausschließlich bezeichnete. In der aus etwa 3000 Seelen bestehenden Gemeinde von Gnadenthal konnten fast alle junge Leute lesen; Mamre (Groenekloof) war wie eine Oase in der Wüste, beschattet von großen europäischen Bäumen, Alles ländlich, aber rein und wohnlich; nur an die ungedielten, mit dünnem Kuhmist lackirten und gebohnten Fußböden mußte man sich erst gewöhnen. Elim mit seiner etwa 800 Menschen fassenden Kirche, der

---

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1851, p. 218 ff. Missionsbl. d. Br.-Gem. 1851, p. 96.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1851, p. 61 ff., p. 75.
[3]) cf. Missionsbl. der Br.-Gem. 1854, Nr. 2 u. ff.

Schule, den Missionshäusern, den in schnurgraden Reihen liegenden, sämmtlich von Bruchstein und Lehmziegeln gemauerten Wohnungen der Hottentotten erschien dem Bischof als die schönste von allen Missionsstationen, die er in Süd-Afrika gesehen, wogegen die Häuser und Hütten von Enon, dessen Bewohner im letzten Kaffernkrieg 1100 Stück Vieh verloren hatten, ihm weit ärmlicher vorkamen, als auf den andern Stationen der Brüdergemeinde, was eben in der Lage des Ortes seinen Grund hat. Die Häuser der Hottentotten und Fingu's zu Clarkson, wo sie im Jahre 1853 ein neues Gebäude für Schmiede, Tischlerei und Bäckerei aus gebrannten Ziegeln eigenhändig errichteten, bildeten eine breite Gasse; beim Gottesdienst erschienen die Fingu's alle ordentlich angezogen, die Männer meist in weißen oder karirten Beinkleidern und Westen, mit blauem Tuchüberrock, die Sonntagsschule zählte etwa 120 Schüler, und das jüngere Geschlecht unterrichtete meist die Alten im Lesen. Robben Island zählte nur wenige Kommunikanten, doch hatte auch das Lazarus-Hospital Seelen aufzuweisen, an denen die Gnadenarbeit des Herrn, wie der dortige Missionar hoffte, nicht vergeblich war. Die Hottentotten-Christen aber auf den Brüder-Stationen erklärten sich selbst für Kinder, die immer geleitet und erinnert werden müßten und, wenn man ihnen die Lehrer nähme, wie Schafe ohne Hirten sein würden.

Die **Methodisten** mußten um diese Zeit klagen, daß 3 in der Kapstadt, wo auch der Muhamedanismus seit Erbauung einer neuen Moschee stolzer sein Haupt erhob, und die Goldminen Australiens gleichfalls eine dem Gedeihen des Missionswerkes keineswegs günstige Aufregung hervorriefen, eingetroffene Mormonen-Missionare eine Anzahl Leute aus der Nachbarschaft von Rondebosch verführt hatten; im Kreise Stellenbosch versprach die Außenstation Raitby ein Missionsposten von Bedeutung zu werden; der jüngste Ableger von Stellenbosch war Sand-Fleet-Bridge, wo der Gottesdienst zur Zeit noch in einer Werkstätte gehalten wurde. Im Albany-Distrikt, wo der letzte Krieg besonders wüthete, hatte sich auch nicht ein einziges Mitglied der wesleyanischen „Gesellschaften", oder auch nur ein Bewohner ihrer Stationen zum Treubruch gegen die Regierung verleiten lassen, und die Missionare leiteten ihre Pflegebefohlenen nicht blos zur Selbstbestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, sondern auch zur Unterhaltung der Missionen an, was ihnen um so leichter gelingt, als ihre „Gesellschaften" neben den schwarzen eine große, wenn nicht gar überwiegende Menge von weißen und farbigen Gliedern enthalten.

Wellington, die neue Station des Miss. Bisseux von der **Pariser Gesellschaft**, ward um 1853 immer bedeutender, da die Hauptstraße vom Cap nach dem Innern hier durchging. Es waren damals 400 Verbannte dort, welche Brücken über die Flüsse bauten und Felsen sprengten. Durch diese Straße ward Worcester der Kapstadt so nahe gebracht, daß man schon Omnibusse baute, um an Einem Tage über Wellington — in der Mitte des Weges — von einer zur andern zu gelangen, eine Verbesserung, die natürlich den Missions-Stationen jener Gegend sehr zu Statten kommen mußte. Ueber Wellington gelangen denn auch wir wieder zu den Stationen der **Rheinischen Missions-**

Gesellschaft, die wir über den anderen eine Zeit lang aus den Augen verloren. In Stellenbosch und Sarepta war hier, nachdem die farbigen Christen eine eigene Gemeinde gebildet und die Stellenboscher Missions-Gesellschaft im Jahre 1846 mit der Rheinischen zu einem festen Abschluß gekommen und ihr die Station unter gewissen Bedingungen übergeben hatte, die geistliche Entwicklung der Gemeinde ziemlich gleichmäßig vorwärts gegangen, obschon der in der Kolonie immer mehr um sich greifende Weltsinn unter der farbigen Bevölkerung auch in Stellenbosch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das dortige Missionswerk blieb. Die Besuche auf den Außenplätzen mußten wegen Mangel an Arbeitskräften aufgegeben werden: nur Sarepta ward noch bedient und die dortige kleine Gemeinde blieb im Wachsen. Gegen fünftehalbhundert Kinder besuchten die Schule, und da in früheren Jahren ihrer viele getauft worden, kamen Konfirmationen jedes Jahr, nicht ganz so häufig Taufhandlungen von 12, 20, 30 Erwachsenen auf einmal vor. Die Gemeinde glich in äußerer Ordnung und innerer Entwicklung so ziemlich den meisten europäischen Christengemeinden: viel Trägheit, Lauheit und Weltsinn, aber auch eine nicht kleine Zahl wahrhaft erweckter Seelen, als ein lebendiges Salz für die ganze Gemeinde. — Ebenso gleichmäßig verlief das Werk des Herrn in dem bereits zu einer Stadt gewordenen Worcester mit allein 1500 Farbigen, auf die besonders Miss. Esselen ungemeinen Einfluß hatte, auch mit ihnen 1851 eine neue Kirche zu bauen begann, die bald als die größte bis dahin in der ganzen Kapkolonie für Heiden gebauete dastand. Etwa die Hälfte der Farbigen wurden allmälig Gemeindeglieder, eine Sonntagsschule für Jünglinge und Erwachsene, die Kinderschule und Kleinkinderschule gedieh, und die Gemeinde im Ganzen bot das Bild eines jugendlich frischen, in gesundem Wachsthum begriffenen Lebens. — Zu Tulbagh-Steinthal, wo das Jahr 1848 ein rechtes Jahr geistlichen Segens gewesen, im November aber die alte Kirche und das Missionshaus in Tulbagh von einem fürchterlichen Brand verzehrt worden war, begann 1850 durch Verlegung einer Magistratur in den letzteren Ort und Einrichtung etlicher Cantinen eine schwere Zeit für die Tulbagher Mission, während Steinthal immer lieblicher erblühte. Neuen Segen brachte das Jahr 1854, wo in Tulbagh 25 auf einmal getauft werden konnten; im Jahre 1855 aber feierte Zahn sein 25jähriges Jubiläum, wozu ihm die Tulbagher Gemeinde als Zeichen ihrer Dankbarkeit durch den Kirchenrath eine Bibel überreichte. — Nahe beim Honigberg, im Gebiet der 24 Rivieren, nur 4 Stunden nordwestlich von Tulbagh, war mittlerweile bereits 1846 durch Ankauf des Landgutes Löwenfels vom Miss. Külpmann das Institut **Saron** gegründet worden, dessen Kaufpreis ganz ebenso wie zu Steinthal durch die jährliche Pachtsumme der sich dort niederlassenden Familien verzinst und nach und nach amortisirt werden sollte. Hottentotten und Schwarze drängten sich herbei, und schon nach 3 Monaten wohnten über 300 Leute da, deren Zahl sich bald verdoppelte und verdreifachte. Schon Weihnacht 1847 konnten die vier Erstlinge getauft werden, denen binnen 10 Jahren über 250 folgten, während die Kirche und Schule zu klein wurde für die Menge der Be-

sucher. — Wupperthal ward seit 1851 durch Ankauf zweier benachbarter Plätze vergrößert, und konnte allmählich nicht blos den Unterhalt der daselbst befindlichen Missionsfamilien aufbringen, sondern noch außerdem an 1500 Thlr. preuß. jährlich zur Missionskasse beisteuern, und die etwa 400 Seelen zählende Bevölkerung, darunter etwa die Hälfte getauft, gab 1853 aus ihren Mitteln einen Missionsbeitrag von 227 preuß. Thalern. Der Kirchenbesuch war gut, der äußere Wandel meist ehrbar, doch gab es auch hier Zeiten, wo über Erkaltung und ein mattes, laues Wesen geklagt werden mußte. — In Eben-Ezer hatte Miss. Juffernbruch bei seiner Ankunft 1846 nur noch 241 Bewohner, davon 69 Erwachsene und 54 Kinder zur Gemeinde gehörten, angetroffen, und bei äußerer Armuth sah es auch mit dem geistlichen Leben sehr dürftig aus. Doch griff er die Arbeit rüstig an, und der Herr gab Gedeihen; jährlich konnten 4—5 Erwachsene getauft werden; 1852 besuchten 100 Kinder die Schule, und von den 350 zum Orte gehörigen Leuten fand man, außer zur Winterszeit, durchschnittlich 200 in der Kirche. Neue Noth aber brachte neue Rückschritte, und das arme Eben-Ezer mußte sein erstes Vierteljahrhundert in großer Schwachheit beschließen.

Weit erfreulicher hatte unterdessen das Werk der **Berliner Missions-Gesellschaft** in Zoar sich entwickelt. Hier betrug die Zahl der Getauften im Jahre 1848 bereits 500, und diese brachten 159½ Thlr. unter sich auf, als Miss. Prietzsch ihnen die Pflicht der Betheiligung an der Mission an's Herz legte und einen Missionsverein in Zoar stiftete. Nach der weichen Gemüthsart der Hottentotten blieb zwar das christliche Leben noch immer weit hinter ihrer innern Erregung zurück, und Ausschließungen aus der Gemeinde wegen grober Sünden fielen dann und wann noch vor. Als aber der Freiheitsschwindel im letzten Kaffernkrieg über die ganze Kolonie sich verbreitete und selbst viele getaufte Hottentotten mit fortriß, zu den Kaffern überzugehen, hat der Geist des Aufruhrs in Zoar keinen Boden gewinnen können, und die 80 Mann, welche von da mit gegen die Kaffern zogen, haben stets das Lob einer guten Führung erhalten. Die edelsten Gemüther fanden sich unter den Frauen, stille, demüthige, in Leiden geduldige, opferwillige Seelen, die jede alte Christengemeinde zieren würden. Zur Hülfe in der geistlichen Pflege der über 600 Gemeindeglieder (1853) hatte der Missionar seit 1847 Diakonen und Diakonissen; für Erhaltung der Ordnung und Beaufsichtigung der Gemeinde-Arbeiten bestanden schon länger 4 Ortsvorsteher oder Korporale mit 4 Stellvertretern, wozu später noch 4 Rathsleute oder Richter ernannt wurden, die jeden Monat einmal mit den Diakonen und Korporalen bei dem Missionar sich versammelten, um alle Klagen über Unordnungen, welche diese anbrachten, zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Der würdigste und tüchtigste unter ihnen war der Küster Adam Stoffels[1], dem selbst alle Bauern das Zeugniß eines unsträflichen Wandels, alle lebendigen Christen aber das Zeugniß eines wahrhaft demüthigen und glaubensvollen Herzens und einer innigen Liebe zum Herrn geben mußten. Eine Leichenkasse und

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1845, p. 120 f.

ein Bibelverein war gleichfalls eingerichtet, als man 1849 an den Bau einer neuen Kirche dachte. Aber ehe diese noch zu Stande kam, war bereits vor etlichen Jahren wegen der wachsenden Bevölkerung und im Hinblick auf die 1853 bevorstehende Rückgabe des Ortes an die Süd-Afrikanische Missions-Gesellschaft der nur eine halbe Stunde entfernte Bauernplatz Ylandsfontein angekauft, zu dessen Bezahlung das Vermächtniß einer edlen Missionsfreundin, Amalie von Stein, eine treffliche Hülfe war, weshalb er auch den Namen **Amalienstein** bekam. Nach Abschließung dieses Kaufes munterten die Gemeindeglieder selbst ihren Missionar, der Bedenken trug, sie bei ihren vielfachen Ausgaben noch mehr zu belasten, zum Kirchenbau auf, der denn in einer Gemeinde-Versammlung am 14. Januar 1850 einstimmig beschlossen, und durch freiwillige Beiträge und unentgeltliche Arbeit der Gemeindeglieder, wie durch Beisteuern von Missionsfreunden in Europa, bis zum Jahr 1852 unter allen Kriegsstürmen im Rohen vollendet wurde. Am 17. September 1853 aber ward die neue Kirche auf Amalienstein feierlich eingeweiht, wobei 7 Erwachsene getauft und 14 junge Leute, die ersten in Zoar-Amalienstein, konfirmirt wurden. Am folgenden Tag, einem Sonntag, ward des Abends in festlich erleuchteter Kirche vor mehr denn 200 Abendmahlsgästen der Tod des Herrn verkündigt, am dritten Tage aber ein Missionsfest gehalten. Die Gemeinde zählte damals 660 Getaufte. Mittlerweile hatten schon die Verhandlungen der Berliner Missions-Gesellschaft mit der Süd-Afrikanischen begonnen, um wo möglich Zoar noch länger zu behalten, und die Rückgabe ward vorläufig bis zum 1. September 1854 hinausgeschoben, diese Zeit aber fleißig benutzt, um, da die ganze Gemeinde fast einstimmig ihren Wunsch und Willen aussprach, in der Lehre und Pflege der Berliner Mission zu bleiben, auf Amalienstein ein neues Dorf zu bauen, das, wenn Zoar wirklich aufgegeben werden müßte, ein neues Zoar für die Gemeinde würde. So geschah es denn, und nach noch weiteren Verhandlungen, während deren die Berliner Gesellschaft noch einmal, und wiederum nur auf kurze Zeit, in Beaufort-West einen Missionar stationirte[1]), die aber eben so erfolglos waren, ja sogar Zwietracht zwischen die Missionare und in den Schooß der Gemeinde zu Zoar-Amalienstein brachten, ward endlich im Mai 1856 Zoar an die Süd-Afrikanische Missions-Gesellschaft zurückgegeben, während über 500 Seelen, mit Einschluß der Ungetauften, unter die Pflege der Berliner Mission in Amalienstein[2]) sich stellten. Die von Miss. August Schmidt bediente Gemeinde zählte 1857 bereits 279 Getaufte; Anfangs 1859 aber waren unter den 608 Bewohnern von Amalienstein 308 getauft, die alte Spannung mit den in Zoar Zurückgebliebenen vorüber, eine neue Schule gebaut, ein Gärtner und ein Kaufmann als Gehülfen der Mission eingetroffen. Noch gehört zu Amalienstein die nur ein Paar Stunden entfernte Nebenstation auf dem Dorfe Lady Smith, gleichfalls von Schmidt bedient, wo etwa 250 Farbige sich aufhalten (dar-

---

[1]) Berl. Missionsber. 1855, p. 72 f. 86. Jahresber. 1855, p. 62 ff.
[2]) cf. Berl. Jahresber. 1854, p. 56 f.; 1855, p. 60 f.; 1856, p. 50 f.; 1857, p. 16 f.

unter 14 zur Amaliensteiner Gemeinde gehörende Getaufte), von denen zwischen 50—70 den Gottesdienst besuchen.

Und wie das Werk der jüngsten in Süd-Afrika eingetretenen Missions-Gesellschaft auf ihrer einzigen Station in der Kapkolonie, so ist auch die Arbeit der ältesten Missions-Gesellschaft daselbst, der **Brüdergemeinde**, auf ihren 6 Stationen, Gnadenthal, Mamre, Elim, Robben-Island, Clarkson und Enon, bis auf diesen Tag in Segen fortgegangen. Gnadenthal mit seinen fast 4000 Einwohnern ward am 3. Januar 1855 durch einen Besuch des Gouverneurs Grey nebst seiner Gattin erfreut.

Bei ihrem Einzug von der farbigen Kinderschaar mit Segensversen empfangen, war ihr erster Gang nach dem Platze, wo des seligen Br. Schmidt Birnbaum stand, an dessen Stelle seit 1837 ein Sprößling desselben steht, der auch schon groß ist, und eben reifende Früchte trug. Ein einfaches kleines Kästchen, aus dem Holz des alten Baumes gefertigt, ward ihnen als liebes Geschenk überreicht. Im gemeinschaftlichen Speisesaal der Brüder nahmen sie hierauf ein Frühstück ein, und besuchten dann die größere Schule, wo sie von den Kindern mit „God save the queen" empfangen wurden, und einige Hottentotten ihnen eine Beglückwünschungs-Adresse überreichten. Von da ging es in die Kirche, wo die versammelte Gemeinde sie wieder mit Segensversen empfing und ein Hottentott die Orgel spielte. Der Statthalter richtete einige Worte an die Versammelten: Er habe in fernen Landen — er war von Neuseeland nach dem Kap gekommen — schon viel von Gnadenthal gehört und gelesen, und freue sich, nun selbst hier zu sein und seine Erwartungen nicht getäuscht zu finden. Er habe von ihrer Tapferkeit im Kriege gehört und wünsche nur, daß sie sich immer so betragen möchten, daß er ihr Freund bleiben könne. — Seinem freundlichen Lebewohl dankte einstimmig die ganze Gemeinde.

Im folgenden Jahre besuchte auch der englische Bischof Gnadenthal, und stellte der Brüdermission und besonders ihrem Schulwesen öffentlich das günstigste Zeugniß aus. Doch wurden um diese Zeit auf die Einrichtung der Brüderstationen mit ihren nach dem Vorbilde der „Ortsgemeinden" in der Heimath um die Missionskirchen her wohnenden gesonderten Gemeinden heftige Angriffe gemacht[1]). Kolonisten, die noch nicht vergessen konnten, daß die Farbigen einst ihre Sklaven gewesen, klagten über zu große Anhäufung derselben auf den Plätzen der Brüder, wobei sie aber außer Acht ließen, daß die Leute derselben ihnen jetzt zur Zeit der Arbeit immer zu Diensten stehen, in der übrigen Zeit aber ihnen nicht zur Last fallen, was für sie selbst offenbar vortheilhafter ist, und übelgesinnte Spekulanten suchten sich namentlich in Gnadenthal einzudrängen. Dem allen ward 1857 durch Ausfertigung des vom Gouverneur erbetenen gerichtlichen Besitztitels für das Gnadenthaler Land ein Ende gemacht und so die Abweisung fremder, der Gemeinde durch Handel mit starken Getränken ꝛc. schädlicher Eindringlinge und die Aufrechthaltung ihrer Ordnungen den Brüdern ermöglicht. In demselben Jahre ward auch die blühende Gehülfenschule von Gnadenthal, die den an sie ergehenden Nachfragen gar nicht mehr genügen konnte, erweitert, so daß nun 22, und im Nothfall 30 Zöglinge darin aufgenommen werden konnten, und **Goedverwacht**[2]), das bisher als Filial von Mamre aus bedient worden, und im Jahre 1856 unter 366 Einwoh-

[1]) cf. Missionsbl. der Br. Gem. 1855, p. 153; 1856 p. 101.
[2]) cf. Ebendas. 1855, p. 94 ff.

nern bereits 42 Getaufte, 58 Taufcandidaten und 13 getaufte Kinder zählte, durch Niederlassung eines eigenen Missionars daselbst zu einer selbstständigen Station.

Westlich und nördlich von Gnadenthal liegen die uns schon bekannten Stationen der **Rheinischen Missions-Gesellschaft.** In Stellenbosch, jetzt einem nicht unbedeutenden Städtchen, das demnächst ein theologisches Seminar für junge holländische Theologen im Kapland erhalten soll, steht um Miss. Lückhoff nun (1858) eine Gemeinde von 1400 freien Farbigen, die zwar zu arm sind, um ihren Prediger selbst zu erhalten, aber doch nach Vermögen beisteuern, und der geistliche Stand der Gemeinde ist im Allgemeinen befriedigend: unter den 240 Getauften des Filials Sarepta aber sind manche „Zierden und Stützen der Gemeinde." Die Schule wird hier von 550 Tag- und 220 Abendschülern besucht; außerdem besteht eine Strick- und Nähschule für Mädchen. — Worcester, eine kleine Stadt mit weißer Bevölkerung und einer viermal größeren von Farbigen (hauptsächlich Negern und Hottentotten), zählt 700 Gemeindeglieder und ist die blühendste Station der Gesellschaft im Kaplande, die nicht nur ihren Pastor (Esselen) selbst unterhält, sondern auch sonst viel zu kirchlichen Zwecken steuert. Kirche und Schule sind in trefflichem Stande, und es findet sich hier eine gute Anzahl treuer und inniger Jüngerseelen.

Einen ganz besonders anziehenden und eindruckmachenden Anblick gewährt es, die Gemeinde an hohen Festtagen oder an Abendmahlsfeiertagen im Gottesdienst zu sehen. Man denke sich eine Kirche voll schwarzer, schwarzbrauner, brauner, gelblich und weißlich brauner und weißer oder doch weißlicher Gesichter; die Männer alle schwarz gekleidet mit weißen Halstüchern, fast ausschließlich, die Frauen desgleichen schwarz gekleidet und fast alle mit weißen Kopftüchern. So singen sie ihr „O heil'ger Geist kehr bei uns ein" und „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", erheben sich zum Bußbekenntniß und Glaubensbekenntniß, antworten dem Prediger volltönend auf seinen Gruß und Segen, und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit der biblischen Vorlesung und der einfachen, aber vollen und kräftigen Predigt des Evangeliums.

Ein Kirchenrath, bestehend aus 2 Aeltesten und 4 Diakonen, übt eine sehr strenge Kirchenzucht, und die Fälle der Ausschließung vom Abendmahl sind gar nicht selten, aber auch eben so wenig selten die Wiederaufnahme reuiger Gemeindeglieder in die Gemeinde. — In Tulbagh, dessen Bevölkerung aus Weißen und Farbigen gemischt ist, zählt die Gemeinde 300 Seelen. Hier wohnt der Superintendent der Rheinischen Missionen in Süd-Afrika, Miss. Zahn. Kirche und Schule sind ziemlich blühend, und die Gemeinde trägt viel zum Unterhalt der Missionare bei, obschon sie sich nicht allein zu unterhalten vermag. Die zur Kirche von Tulbagh sich haltende Gemeinde von dem Filial Steinthal läßt nach den neuesten Berichten im Aeußern und Geistlichen manches zu wünschen übrig; in Saron mit seinen 600 Bewohnern, davon bereits 300 getauft sind, mit seiner neuen freundlichen Kirche, Schule, Missionswohnung, Schmiede, Mühlen ꝛc. ist der Kirchenbesuch erfreulich, während auch die Regierung etwas für die Kirche und Schule thut. — In Wupperthal, wo seit seiner Gründung 478 Seelen getauft wurden, lassen Ordnung und Zucht in der Gemeinde wenig zu wünschen übrig, die Schule wird von 55 Kindern, zur größern

Hälfte Mädchen, besucht. Der Missions-Oekonom besorgt die Felder, Heerden und Gärten, und überwacht die Gerberei, Hutmacherei, Schusterei 2c., deren schöner Ertrag, wie schon erwähnt, der Missionskasse zu Gute kommt. — Mit Eben-Ezer endlich will's immer noch nicht recht vorwärts, da alle Versuche, den Ort mit einer Wasserleitung zu versehen, bis jetzt nicht geglückt sind. Von den 300 Seelen der Gemeinde sind bisweilen nur 30—50 anwesend, um die Kirche besuchen zu können. — Im Ganzen aber hört die Arbeit der Rheinischen Missions-Gesellschaft im Kaplande nachgerade auf, Mission zu sein, und geht in die regelmäßige Pastoren-Arbeit über.

Obgleich nun den weiter östlich gelegenen Missionen der Kapkolonie im Jahre 1857 aus dem Zuströmen von vielen Tausenden halbverhungerter Kaffern, die, von einem falschen Propheten verführt, ihre Viehheerden geschlachtet und ihre Felder nicht bestellt hatten, viele Unordnung und Schaden erwuchs, und obgleich unmittelbar vorher durch eine Seuche viel Vieh zu Grunde gegangen war, so ist doch im Ganzen der sociale Wohlstand der Gemeinden in stetem Fortschreiten begriffen. Und so lauten denn auch die neuesten Berichte aus den 19 Stationen der **Londoner Missions-Gesellschaft** in der Kap-Kolonie (Kapstadt, Paarl, Caledon, Pacaltsdorp, Dysalsdorp, Hankey, Kruis Fontein, Bethelsdorp, Port-Elizabeth, Uitenhage, Grahamstown, Graaf Reinet, Kat River, Cradock, Long Kloof oder Avontuur, Colesberg, Somerset, Fort Beaufort, George Town) mit ihren im Ganzen 2595 Kommunikanten — bei einer natürlich noch viel größern Zahl von Getauften — und 26 Schulen mit 2639 Schülern (im Jahre 1858) erfreulich. Die Gemeinden haben fast ohne Ausnahme an Zahl zugenommen, und eifrige Vorkehrungen wurden getroffen, den Segen des Evangeliums auch den Fingu's und andern Fremdlingen aus dem Innern zu bringen. Mehr als die Hälfte der Gemeinden aber innerhalb der Gränzen der Kolonie unterhalten ihre Prediger aus eigenen Mitteln durch freiwillige Beiträge, und die übrigen strengen sich ernstlich an, es gleichfalls dahin zu bringen.

So ist denn schließlich das Ergebniß der gesammten evangelischen Missions-Anstrengungen in der Kapstadt und dem Kaplande dieses, daß der Einfluß des Evangeliums in der Kolonie jetzt eben so allgemein ist, als er früher selten und beinahe unbekannt war. „Afrika aber, wie es schon jetzt vor unsern Augen der Schauplatz der größten Aufbietung menschlicher Kräfte im Dienste des Herrn Jesu ist, wird ebenso künftig ein immer reicherer Schauplatz der größten Thaten unseres lebendigen Gottes sein. Ja, die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien. Wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein, und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen."

§. 3. Die nördlichen und nordwestlichen Hottentotten-Stämme.

1. **Die Buschmänner:** Basler Missionsmagazin 1816, III, p. 367 ff.; 1829, II. p. 245 ff.; 1852, III, p. 12 ff. — Evang. luth. Missionsblatt 1849, p. 152 ff. — Berliner Missionsberichte 1840, p. 90 f. cf. 1841, p. 89. — Missionsfreund 1850, p. 41 ff. — Ausland 1850, p. 799 f.

2. **Die Griqua's:** Missionsfreund 1850, p. 29 f.; 8. Jahresbericht der Berliner Gesellschaft rc. p. 29. 59 f. — Calwer Monatsblätter 1841, p. 19. f.

3. **Die Koranna's:** Basler Missionsmagazin 1826, I, p. 109 ff.; 1852, III, p. 56 ff. — Evangel. luth. Missionsblatt 1849, p. 280 ff. cf. 1850, p. 123; 1853, p. 239. — Brauer, Missionswesen rc. II, p. 487 ff. — Berliner Missionsberichte 1848, p. 33 f.; 1852, p. 3; 1850, p. 212, ff.; cf. p. 4. p. 194; 1852, p. 14 ff.

4. **Die Namaqua's und Damara's:** Basler Missionsmagazin 1823, I, p. 99 ff. — Brauer, Missionswesen rc. II, p. 371 ff., 381 ff., 396 ff. — v. Rhoden, Geschichte der Rhein. Missionsgesellschaft p. 148 ff., 169 f. — Evang. luth. Missionsblatt 1849, p. 172 ff., 188 ff., 278 ff. — H. C. Knudsen, Groß-Namaqualand. Barmen 1848. — Henry Tindall, Two Lectures on the Great-Namaqualand and its Inhabitans. Kapstadt 1856. — Ausland 1856, Nr. 32 ff. — Rheinische Missionsberichte 1857, p. 328 ff. — Missions-Nachrichten der Ostind. Missions-Gesellschaft zu Halle 1855, p. 24 ff.

Atlas der Rheinischen Missions-Gesellschaft Nr. 3. 4. 5. Karte des Koranna- rc. Landes in dem Berliner Jahresbericht für 1853.

Nördlich von den Hottentotten des Kaplandes, jenseits der großen Karroo, zwischen dieser und dem Orangeflusse, wohnen die Buschmänner, östlich und nordöstlich von diesen die Bastarder oder Griqua's, noch weiter nordöstlich das Wandervolk der Koranna's, westlich und nordwestlich von den Buschmännern aber bis an's Atlantische Meer hin die kleinen und großen Namaqua's[1]) und nördlich von diesen die Damara's oder Damra's.

Jenseits der großen Karroo-Wüste, über 150 Stunden von der Kapstadt, dehnt unabsehbar, viele Tagereisen weit, die Einöde sich hin. Kein Blättchen Grün ist hier im heißen Sommer zu sehen, kein Baum, keine Staude erhebt sich, selbst der Schatten des dürren Felsens ist ein köstliches Labsal in der unerträglichen Sonnenglut. Sogar der Löwe und der wilde Büffel flieht diese trostlose Ebene, dieses Erdmeer, das in lautloser Stille brütet, wie vom Fluche des Himmels belastet, außer wenn der wilde Wirbelsturm brausend und Alles in Staub erstickend darüber fährt. Hier wohnen in Felsklüften und elenden Löchern

die Buschmänner

oder Saab's, wie sie selbst sich nennen, aus ihren uralten Wohnsitzen, den Winterbergen, in deren Felsenhöhlen noch alte Bildwerke, namentlich von Thieren, auf eine frühere Selbstständigkeit und höhere Bildung dieses jetzt ganz verkommenen Hottentottenstammes hinweisen, durch innere Völkerbewegungen und fremde Einwanderer längst verdrängt. Von den immer weiter vordringenden Boeren ihrer Heerden und Weideplätze gewaltsam beraubt, zogen die Buschmänner in die Hochgebirge und unwirthbarsten Steppen der Wüste sich zurück, bis nach etwa 70 Jahren die zunehmende Bevölkerung der Kolonisten auch eine Vermehrung ihrer Knechte nöthig machte, und die Boeren nun die armen Buschmänner

---

[1]) cf. Monatsbl. der Nordd. Missions-Gesellschaft 1841, p. 79 ff., 109 ff., 151 ff., 187 ff.; 1843 p. 253 ff., 285 ff., 329 ff.

auf ihren wilden Steppen aufsuchten, die Männer, deren Liebe zur Freiheit sie nicht zu vertilgen vermochten, auf die grausamste Weise ermordeten, und die Weiber und Kinder mit sich auf ihre Bauernhöfe schleppten, um in ihnen ein zu ewiger Dienstbarkeit verdammtes Sklavengeschlecht sich zu erziehen. Da nun auch die gejagten Buschmänner sich zusammenrotteten und von Hunger und Verzweiflung getrieben, rachedürstend die Heerden ihrer Dränger plündernd überfielen und diesen selbst nach dem Leben trachteten, faßte endlich die holländische Regierung auf stetes Drängen der Boeren im Jahre 1774 den Beschluß, alle Buschmänner auszurotten und nur die Weiber und Kinder als Sklaven leben zu lassen. Drei Militär-Commando's wurden gebildet, um die Unglücklichen unversehens zu überfallen, und in einer fortgesetzten blutigen Jagd die Vertilgung derselben zu bewirken. Dabei sollten einmal etliche gefangene Buschmänner die Führer nach den abgelegenen Schlupfwinkeln ihrer Brüder sein, führten aber die Mörder eine andere Richtung und warfen sich endlich wie todt auf den Boden. Kein Befehl, keine Drohung, keine Mißhandlung vermochte sie zum Aufstehen zu bewegen. Sie ließen sich todtschlagen aus Liebe zu ihren verfolgten Brüdern. Kein Tag aber ging nun ohne schändliche Mordthaten vorüber; die Jagd auf Buschmänner wurde zum Vergnügen der Boeren, und recht Viele dieser Unglücklichen ermordet zu haben, galt ihnen als rühmliches Verdienst. Ein Reisender erzählt, daß selbst ein neunzehnjähriges Mädchen mit Freuden ihren Vater zu Pferde begleitete, und diese Wilden schießen half. Ein Kolonist aber rühmte sich, bei 300 derselben erlegt zu haben, und ein Anderer erwiederte auf die Frage, ob auf seinem Reisewege viel Gefahr von Buschmännern ihm begegnet sei, mit größter Seelenruhe, als ob sich's um Rebhühner handle: „Nein, ich habe nur vier geschossen." Die armen Gejagten waren endlich durch diese, bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts fortdauernden Verfolgungen so scheu und flüchtig geworden, daß der Führer eines der erwähnten Commando's an die Regierung schrieb: „Die Buschmänner leben in den Bergen wie Pavian's. Wir können 50 oder 100 Mal schießen, ehe einer fällt. Wir richten daher an Euch die demüthige Bitte, uns 600 Pfund Pulver und 1200 Pfund Blei zu senden." — Erbittert über ihre langen Leiden, kannten auch die Buschmänner am Ende kein süßeres Vergnügen, als an ihren Widersachern sich zu rächen, und ihr tödtlicher Haß traf nicht bloß die Bauern, sondern auch die Hottentotten, die in deren Diensten standen.

„Gejagt wie die Raubthiere," sagt der Reisende Barrow, „sahen sie sich zur Verzweiflung getrieben. Der Refrain eines jeden ihrer Lieder war Rache gegen ihre Feinde. Kein Wind rauschte durch die Blätter, kein Vogel ließ sich hören, ohne daß sie Gefahr besorgten. Sie wußten, daß sie von Jedermann gehaßt waren, und daß Alles um sie her auf ihre Vernichtung dachte. Sogar die gute Jahreszeit brachte für ihr Elend wenig Erleichterung. Wenn aber Kälte und Schnee sie hinderte, auf Beute gegen die Boeren auszugehen, sahen sie oft ihre Weiber und Kinder Hungers sterben, ohne ihnen das Geringste bieten zu können." War es zu verwundern, daß das Angesicht eines weißen Mannes diesen in Schluchten und Einöden Verdrängten und wie das Wild des Feldes Gejagten ein Gegenstand des Schreckens wurde? So wenig erwartete ein Buschmann von einem Weißen etwas Gutes, daß als einst ein Geistlicher zu einem solchen in's Gefängniß trat, um ihn auf seinen Tod vorzubereiten, der Gefangne ihn für seinen Mörder hielt und rief: „Ich weiß, du willst mich tödten, du Mörder! Mein

Vater hat mir immer gesagt, ich soll mich hüten vor den weißen Leuten, denn sie würden mich tödten, und ich sehe, er hat recht gesprochen."

Daß nun unter solchen Umständen die Buschmänner als einer der elendesten und verkommensten, rohesten und wildesten, den Thieren am nächsten stehenden Volksstämme uns entgegentreten, wer sollte das nicht erklärlich finden? Noch immer verrathen ihre Gesichtszüge den hottentottischen Ursprung, nur daß ihre Augen und alle ihre Gebärden beweglicher sind. Klein von Natur und nicht ohne alle geistige Anlage haben sie doch von dem steten Verkehr mit Raubthieren und Schlangen und von der harten Behandlung, der sie ausgesetzt sind, ein scheues Ansehen und einen wilden, häufig sehr argwöhnischen Blick. Dazu pflegen sie gleichfalls ihren Leib mit Thierfett, darunter Ocker, oft auch schwarzes Pulver gemischt ist, einzuschmieren, und lassen, indem sie niemals sich waschen, den Schmutz auf demselben sich so anhäufen, daß er oft in beträchtlicher Länge von ihren Ellbogen herabhängt. Ihre Sprache hat weder mit der hottentottischen noch mit irgend einer andern Landessprache entschiedene Aehnlichkeit, so daß man sich gegenseitig nur durch Dolmetscher versteht. Ihre einzige Bekleidung ist der uns schon bekannte Karoß. Ihre Wohnungen sind elende Löcher, etwa 3 Fuß tief in die Erde gegraben und nicht breiter als ein Straußnest, darüber sie in buschiger Gegend ein Dach von Zweigen, das jedoch nicht vor dem Regen schützen kann, zusammenbinden, sonst aber es mit Schilf und Gras überdecken. Da liegen sie denn, Mann und Weib und Kind, auf etwas Gras als Unterlage dicht zusammengeduckt, wie Thiere in einem Stalle. Ihre Waffen sind Wurfspieße, 5 Fuß lange Bogen und 2 Fuß lange, mit Schlangengift und Wolfsmilch- oder einem giftigen Zwiebelsaft vergiftete Pfeile, die sie mit großem Geschick auf eine Entfernung von 200 Schritten zu schießen wissen. Gemeiniglich legen sie sich in Hinterhalt hinter einen Busch und strecken unvermerkt mit ihrem tödtlichen Geschoß die Vorübergehenden nieder. Ihren Unterhalt nehmen sie gewöhnlich von der Jagd, wobei sie eine große Geschicklichkeit zeigen, die verschiedenen zahlreichen Thiere zu erlegen, namentlich die Strauße zu überlisten, und mit der Schnelligkeit eines Pferdes dahinzueilen im Stande sind, und vom Raube. Von den Höhen der Berge durchspähen sie mit scharfem Blick die Ebene, um entweder ein gutes Wild zu entdecken, oder die Bewegungen derjenigen zu beobachten, deren Heerden sie stehlen wollen. Ermüdet ein Thier der geraubten Heerde, die sie in Höhlen oder sonst unzugänglichen Orten schleunig zu bergen suchen, so stechen sie es nieder; sehen sie sich aber entdeckt, so wird, wenn die Zeit es irgend erlaubt, das ganze Vieh auf der Stelle getödtet. Fehlt es ihnen an Beute, so leben die Buschmänner auch von wilden Wurzeln, Beeren und Pflanzen, besonders etlichen Zwiebelgewächsen, die sie mit einem Stock ausgraben, von weißen Ameisen, Heuschrecken, Schlangen, Eidechsen u. dgl., auch Fische, die sonst in Süd-Afrika kaum genossen werden; verschmähen sie nicht, und da sie oft dem Hunger ausgesetzt sind, so sehen sie meist abgehärmt und abgezehrt aus. Vier bis fünf Tage können sie hungern, essen aber auch dann desto mehr; fünf Buschmänner können in einer Stunde ein halbes Schaf und in einer halben Nacht

einen Quagga (von der Größe eines Esels) verzehren. Nach solcher Mahlzeit überlassen sie sich dann der völligsten Trägheit, bis der Hunger sie nöthigt, neue Beute zu suchen; doch muß derselbe erst sehr heftig werden, sonst schnüren sie sich lieber den Bauch, um nur in ihrer angenehmen Ruhe zu bleiben.

Häusliches Glück ist dem Buschmann natürlich völlig unbekannt. Sie leben meist in einer Doppelehe und wissen wenig von ehelicher Liebe. Ehebruch ist ihnen kein Verbrechen, und der Stärkere raubt oft dem Schwächeren die Frau; ja ihre Sprache hat gar keine unterscheidende Bezeichnung für Jungfrau und Frau. Für die Kinder tragen sie keine große Sorge und weisen dieselben niemals zurecht, außer in einer Anwandlung von Wuth, wo sie dieselben beinahe tödten. Bricht zwischen Vater und Mutter oder zwischen den Weibern eines Mannes Streit aus, so läßt der unterliegende Theil seine Rache an den Kindern dessen aus, der gewonnen hat, und in der Regel werden sie das Opfer. Auch bei andern Anläßen ermorden die Buschmänner ohne Gewissensbisse ihre Kinder, sei es, daß sie mißgestaltet sind, oder wenn keine Nahrung für sie da ist, oder wenn der Vater des Kindes die Mutter desselben aufgegeben hat, oder wenn sie vor den Boeren flüchten müssen, in welchem Falle sie die Kleinen erdrosseln, durch Rauch ersticken, in die Wüste sie wegwerfen oder lebendig begraben. Buschmannseltern haben schon die eignen Kinder dem hungrigen Löwen vorgeworfen, der brüllend vor ihrer Höhle stand, um sich zu retten. Um Nahrung zu suchen, gehen die Weiber des Morgens aus und lassen bis zu ihrer Rückkehr am Abend ihre kleinen Kinder, auf einem Schaffell liegend, in einer Felsenhöhle zurück, auch sorgen sie nicht länger für dieselben, als bis sie im Stande sind, auf dem Boden herumzukriechen. Stirbt aber eine Mutter, deren Kind noch nicht im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, so wird es ohne Weiteres mit dem Körper seiner Mutter lebendig begraben. Sind die Buschmänner genöthigt, nach andern Stellen zu fliehen, so bleibt ihnen gewöhnlich nichts übrig, als ihre alten Eltern und die Kranken bei einem Stück Fleisch und etwas Wasser in der Schale eines Straußeneies zurückzulassen. Nur in einigen wenigen Fällen trifft man einen Funken von natürlicher Liebe, wodurch denn das Volk der Buschmänner etwa auf gleiche Stufe mit den unvernünftigen Thieren kommt.

Die Buschmänner leben in kleinen Horden, ohne bleibende Oberhäupter; die zeitweilige körperliche Ueberlegenheit verleiht Diesem und Jenem nur eine vorübergehende Obergewalt. Im Kampfe mit den Boeren pflegen sie mit erbitterter Wuth so lange zu fechten, bis der Letzte unter ihnen erschlagen ist. Freiwillig wirft sich wohl ein Theil von ihnen mitten unter die Feinde hinein, um Verwirrung und Bestürzung unter denselben zu verbreiten und ihren übrigen Waffengefährten Gelegenheit zu machen, ihre tödtlichen Pfeile auf die Feinde zu entsenden. Mit bewundernswerthem Geschick wissen sie auch besonders bei Nacht durch Feuer auf den Bergen in weite Entfernung hin sich Zeichen zu geben von dem, was um sie her geschieht. Dabei ist ihr Auge durch Uebung so geschärft, daß sie auf eine Weite hin, in welche das Auge des Europäers lange nicht hinausreicht, die Gegenstände auf's Genauste zu unterscheiden wissen.

In dem unaufhörlichen Kriege zwischen ihnen und den Ansiedlern erscheinen sie auch manchmal feig und grausam und thun — auch aus bloßer Schadenfreude — Böses so viel und wo sie können. Nachdem sie lange im Hinterhalt gelegen und mit unermüdlicher Geduld den günstigen Augenblick erkundschaftet, brechen sie plötzlich hervor, besonders zur Zeit des abnehmenden Mondes, wo sie erst im Finstern rauben und dann den Mondschein zur Flucht benutzen. Auch die Regenzeit pflegen sie wahrzunehmen, weil sie wissen, daß die Flinten dann öfters versagen. Naht sich Gefahr, so erklimmen sie mit der Behendigkeit der Affen beinahe unzugängliche Bergabhänge, wo die Büchsenkugel sie kaum erreicht, und von wo sie den herankommenden Feind unter Hohngelächter mit Felsenstücken zerschmettern. Werden sie aber hart bedrängt, so pflegen sie ihre Zuflucht zu Höhlen und Grotten zu nehmen, in denen freilich ihre rücksichtslosen Verfolger oft ganze Haufen erstickt haben, indem sie die Eingänge mit Gesträuch verstopften und dieses dann in Brand setzten.

Anerkennenswerth ist die Beharrlichkeit, die der Buschmann bei allen Unternehmungen an den Tag legt. Einen ganzen Tag vermag er mit seiner Hand auf eine Tiefe von 6 Fuß den Boden aufzukratzen, um Wasser zu finden, und fühlt sich für alle seine Arbeit reichlich belohnt, wenn er nur für sich und die Seinen einen schlammigen Trunk zur Stillung des Durstes gewonnen hat. Tage lang läuft er der Spur eines Wildes nach, bis es ihm gelingt, dasselbe zu erlegen. Auf den nackten Steppen der Wildniß scharrt er sich in den Sand, deckt sich damit zu, und wartet in dieser Stellung Tage lang, bis die menschenscheue Antilope so nahe gekommen ist, daß er sie mit seinem Wurfspieße nicht verfehlen kann. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab, um das, wozu ihn die Nothdurft treibt, auszurichten, und hat er nur einmal seinen Hang zur Trägheit so weit überwunden, daß der erste Schritt gemacht ist, so verfolgt er seinen Zweck mit einer Kühnheit, Umsicht und Beharrlichkeit, welche des besten Zieles werth wäre.

Traurig aber und hart ist des Buschmann's Loos; freundlos, verlassen, ausgestoßen von der Welt, zieht er die Gesellschaft der Raubthiere dem Verkehr mit den civilisirten Menschen vor. Nur seine G o r a h versüßt ihm manche einsame Stunde, obgleich ihre Töne oft von dem Brüllen der Löwen oder dem Geheul der Hyänen beantwortet werden. Die Gorah nämlich ist ein Instrument, einem Violinbogen ähnlich, nur etwas mehr gerundet; daran ist eine Darmsaite aufgespannt, und an dieser wieder ein kleines Stückchen Federkiel befestigt. Diesen nimmt der Spieler in den Mund, und bringt durch ein starkes Ein- und Ausathmen einige sanfte Töne, ähnlich denen einer Aeolsharfe oder eines in der Ferne geblasenen Hornes, in den Schwingungen der Darmsaite hervor. — Der Buschmann kennt keinen Gott, weiß nichts von Ewigkeit, und doch verabscheut er den Tod; er hat kein Heiligthum, wo er seinen Kummer und seine Sorgen niederlegen könnte. Nur Beschwörer hat er, die um seine Kranken lärmen, um den Geist der Krankheit aus dem Leibe zu verbannen. Und dennoch, obschon die Buschmänner so tief gesunken sind, können auch sie unter Umständen liebreich und gastfreundschaftlich sein, dazu brav in der Arbeit, dankbar für Wohlthaten und empfänglich für Güte

und Wohlwollen. Ein Beispiel von Buschmannstreue aber haben wir oben schon erwähnt, und wer seine Angehörigen und Stammgenossen, mit denen er hungrig und schlottrig durch die Wüste läuft, Heuschrecken, Maden und Zwiebeln sucht, so lieben kann: der muß auch den lieben können, mit dem er wohl eine kleine Zeit leiden, mit dem er aber auch endlich zur Herrlichkeit erhoben werden, herrschen und regieren soll. —

In der Nähe der Buschmänner, jenseits des Orangeflusses, treffen wir

die Griqua's,

welche gleichfalls den Sünden der Holländer ihr wildes Dasein verdankten. Als diese die Hottentotten zu ihren Knechten, und deren Weiber und Töchter zu Werkzeugen ihrer bösen Lust gemacht hatten, gab es schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Kaplande eine große Menge von Kindern, welche die Herren mit ihren Sklavinnen erzeugt hatten. Ihre Väter kümmerten sich nicht um sie, Grundeigenthum durften sie nach holländischen Gesetzen nicht erwerben; sie sollten eben wieder Sklaven werden, und wurden von den Holländern selbst Bastarde oder Bastard-Hottentotten genannt. Aus ihnen bildeten sich allmälig Räuberbanden, die das Erbe, was ihre Väter ihnen versagten, mit Gewalt sich nehmen wollten, und von einem wilden Geiste erfüllt waren. Da ihrer aber doch gegen die Holländer zu wenige waren, zogen sie um's Jahr 1770 aus dem Kaplande aus und gingen hinauf über den Orangefluß, wo sie nun, ihre Faust gegen Jedermann erhebend, voll trotzigen Muthes von den Vätern her, ohne Spur eines Glaubens an irgend einen Gott, plündernd das Land durchstreiften und bald gegen die Bassuto's und Betschuanen im N., bald gegen die benachbarten Buschmänner und Koranna's, bald gegen die Kolonie selbst ihre Raubzüge richteten. Sie waren eine Heerde nackter, wandernder Wilder, den Leib mit rother Farbe bemalt, die Haare mit Fett beschmiert und Glanzpulver darüber gestreut, nur mit einem Schafpelz voll Schmutz und Ungeziefer bekleidet. Liederlichkeit, Zauberei, Trunkenheit und was damit zusammenhängt herrschte unter ihnen; Ehen gab es gar nicht, und im Diebstahl that's Einer dem Andern zuvor. Kein Erbe hatten sie von ihren Eltern, kein Evangelium, kein Gesetz, kein Gut; nur ihre Sünden hatten sie geerbt und wandelten darinnen, bis (im J. 1800) auch zu ihnen Missionare kamen (s. §. 4.), die herumziehende Bande ansässig wurde und nach einem Manne, von dem Viele unter ihnen herstammten, sich selbst Griqua's und ihre Niederlassung Griquastadt nannte. Der Name Griqua's ist dann auch auf andere **Bastarder,** die z. B. östlich vom Hartebeest-Flusse nach den Karree-Bergen zu und weiterhin zwischen dem Zusammenflusse des Ky-Gariep und Nu-Gariep oder Orange- (Oranje-) Flusses herumstreifen, übertragen worden. Diese Bastarder[1]) bestehen aus einem Geschlechte, das aus der Vermischung der verschiedenen afrikanischen Stämme hervorgegangen ist, an vielen Stellen innerhalb und außerhalb der Kapkolonie angetroffen wird, aber nirgends eigentliche feste Wohnsitze hat, sondern bald hiehin bald dorthin wegen der Weidung gezogen

[1]) cf. Brauer, Missionswesen 2c. II., p. 410 ff.

oder durch seine Dränger getrieben wird. Und das sind auch hier die Boeren, die oft, um das eigne Weideland zu schonen, auf den Gedanken kommen, den Platz, auf welchem der Bastard sich gerade niedergelassen hat, mit ihren Heerden zu überziehen und kahl fressen zu lassen. Diesen Plackereien fortwährend unterworfen, sieht sich der Bastard, trotz seiner Neigung zum Ackerbau und zur Ansiedlung und trotz seines Fleißes in die Nothwendigkeit versetzt, von einem Platze zum andern zu ziehen und ein Nomadenleben zu führen, kann sich deshalb auch kein gesundes, festes und reinliches Haus erbauen, sondern ist auf die kleinen, schmutzigen, ekelhaften Mattenhütten verwiesen, die er beim Weiterziehen leicht auf seinen Wagen oder Packochsen laden kann.

Ein rechtes Wandervolk aus eigner Neigung sind dagegen

die Koranna's,

ein Hottentotten-Stamm, der seinen Namen entweder von einem Manne, Namens Korab, der der Oberhäuptling des ganzen Volkes gewesen sein soll, oder, was wahrscheinlicher ist, von einem Worte hat, das in der Hottentotten-Sprache so viel als „Schuh" bedeutet, indem die Koranna's, im Unterschiede von den andern Hottentotten, Schuhe tragen, und fast jeder Koranna solche zu machen versteht. Das Koranna-Land liegt zwischen den beiden Quellflüssen des Oranje oder Gariep, Nu-Gariep oder Cradock und Ky- (Kei-) Gariep oder Vaal, und jenseits dieses letzteren nördlich bis an den Malarin oder Hart-Fluß. Sonst wohnen auch noch Koranna weit im Westen, jenseit des Hartebeest-Flusses zwischen diesem und dem Oranje. Längs den Ufern des Oranje-, Vaal- und Hart-Flusses haben sie sich auf 10 Breitengrade ausgedehnt, wohnen aber eigentlich nicht über das ganze Gebiet hin, sondern nur längs der Ufer der genannten und dazwischen fließenden, in diese ausmündenden kleinern Flüsse, wie des Riet und des Modder; und von einem Wohnen im strengen Sinne kann ebensowenig die Rede sein, da sie als ein Hirtenvolk auf dem sehr dürren Boden in beständigem Umherziehen begriffen sind und selten länger als einen Monat an demselben Orte bleiben. An den Ufern des Oranje- und Vaal-Flusses wachsen verschiedene Baumarten, besonders Weiden, die ein gutes Bauholz geben, und das Feld längs den Ufern des letzteren hat schönes Gras. Auch findet man dort die Aloe, verschiedene Blumenzwiebel-Gewächse und andere Pflanzen. Noch vor 12—15 Jahren waren die genannten Flüsse voll von Nilpferden, die sich später weiter nach oben gezogen haben, ebenso wie die Heerden von Giraffen, Elephanten, Büffeln und Nashörnern, die man früher am Vaal- und Hartfluß fand. An den Ufern des Vaal und in der Umgegend hatten auch viele Löwen, Quagga's und anderes Wild, z. B. mehrere Arten Antilopen, Wildebeeste u. s. w. sich auf.

Das Koranna-Volk theilt sich in 17 kleinere Stämme[1]), jeder mit seinem besonderen Namen und Häuptling, davon jedoch einige bis auf etliche hundert Seelen zusammengeschmolzen sind. Die stärksten umfassen etwa 2000 Seelen, und das ganze Volk mag 20,000 Seelen

[1]) Berliner Missionsber. 1818, p. 35.

zählen; auch finden sich die Genossen eines Stammes selten alle zusammen, sondern gewöhnlich theils unter anderen Stämmen ihres Volks, theils unter den benachbarten Völkern zerstreut. Die Koranna's haben früher wahrscheinlich im Westen oder Nordwesten der jetzigen Kapkolonie gewohnt, etwa da, wo jetzt die Rhein. Stationen „Eben-Ezer" und „Kommagas" liegen, von wo sie vor den sich immer weiter ausbreitenden Europäern nördlich an die Ufer des untern Orangeflusses zogen. Hier stießen später die Griqua's mit ihnen zusammen, die durch ihre geistige Ueberlegenheit bald die Herrschaft unter ihnen erlangten, und unter denen sie noch wohnten, als die ersten Missionare (s. §. 4.) zu ihnen kamen. Von den Griqua's immer mehr unterdrückt, zogen sie allmählich theils wieder westlich in ihr ehemaliges Land, theils auch nordöstlich den Vaal-, Hart- und Modderfluß hinauf; einzelne blieben jedoch auch unter den Griqua's, von denen sie die Feuergewehre zu brauchen und Raubzüge zu machen gelernt hatten, zurück, wie denn heute noch eine Anzahl von ihnen zerstreut unter diesen wohnt. Als Anführer in der Zeit der erwähnten Raubzüge hat besonders Jan Blum, Sohn eines Weißen, der, wie man sagt, von einem als Verbrecher aus der Kolonie entlaufenen Preußen abstammte, Häuptling der Kung-tei-eis oder Springböcke, sich einen Namen gemacht.

Die Koranna's sind von mittlerem Wuchs, die Hautfarbe schmutzig gelb, das Haar wollig, der Kopf mehr dreieckig als rund mit stark hervorragendem Hinterhaupt, die Augen klein, in's Schwarze übergehend, die Backenknochen stehen hervor, die Nase ist platt, die Lippen dicklich. Ihre Sprache ist außerordentlich schwierig, theils wegen der verschiedenen Zungenschläge, welche den meisten Wörtern vorangehen, theils wegen der zahlreichen Kehllaute, theils wegen der mannigfachen Aussprache eines und desselben Vokals, wie denn z. B. das Wort A, je nachdem es mit einem Zungenklapp oder mit einem Kehllaute oder in einer bestimmten Länge oder Kürze ausgesprochen wird, neunerlei Bedeutung hat: ja, lieben, hungern, schlachten, naß, stehlen, dürsten, weinen, trinken. Glücklicherweise sind die Koranna's mit der holländischen Sprache zum großen Theil so ziemlich bekannt und haben sogar schon viele Wörter derselben in ihre Sprache aufgenommen, so daß man vermittelst jener mit ihnen fortkommen kann. Die Kleidung der Koranna's besteht bei Männern und Frauen, die außerdem noch einen Schurz um die Lenden tragen, in einem Karoß, der ihnen zugleich des Nachts zur Decke dient. Eine Kopfbedeckung tragen nur die Männer; früher das abgezogene Fell eines Schakals oder Hasen, neuerdings Tücher oder Hüte. Zum Abtrocknen des Schweißes dient ihnen ein Schakalsschwanz. Als Zierrath tragen die Frauen Ringe von Messing an den Armen und unten an den Beinen, um den Hals Perlenschnüre; zur Erhöhung der Schönheit färben sie die Wangen roth und die Augenbraunen schwarz. Ihre Waffen bestanden, ehe sie den Gebrauch des Feuergewehrs kennen lernten, nur aus einem Stock mit einem dicken Knopfe, heis genannt, Pfeil und Bogen und einer Assagai (Wurfspieß); zur Abwehr der Schläge mit dem heis hatten sie einen kleinen Schild. Als ein Nomadenvolk, dessen größtes Glück in dem Besitz von recht vielem Vieh be-

steht, haben sie nur äußerst wenige Bedürfnisse des Lebens. Ihre Wohnungen oder vielmehr Hütten sind so leicht gemacht, daß sie dieselben in einer Stunde abbrechen, aufladen und alsbald damit fortziehen können. Die von Binsen geflochtenen Matten, die den bienenkorbförmigen Bau bedecken, werden zusammengerollt, die krummgebogenen Stäbe aus der Erde gezogen, und Beides an beiden Seiten des Packochsen festgebunden, und daran wieder ihre Milchgeschirre, Bambusse genannt, Schüssel und Löffel, alles von Holz gemacht, befestigt. Vorräthe haben sie nicht fortzuschaffen. Ihre Nahrung besteht meist aus Milch und Butter, ohne irgend etwas dazu; jene bewahren sie in großen hölzernen Gefäßen auf, diese dient ihnen außerdem zum Einreiben des Körpers, wozu sie sonst auch Fett und Bucho, einen röthlichen Staub, nehmen, und so das Ungeziefer etwas von ihrem Leibe abhalten. Fleisch, das sie durch die Jagd sich verschaffen oder von ihren Heerden nehmen, genießen sie selten, und sind mit dem Schlachten sehr sparsam, weil nach Volksgebrauch Alle daran theilnehmen und das geschlachtete Stück Vieh oft bei einer Mahlzeit verzehrt wird. Denn auch die Koranna's können auf einmal sehr viel essen, dagegen aber auch lange hungern. Die Ehe wird unter ihnen eben so leichtsinnig geschlossen, als wieder getrennt. Will ein junger Mann heirathen, so tritt er mit ein oder mehreren Stück Vieh vor die Hütte seiner Erkorenen, die es mit ihrem Vorschurz verjagt, wenn sie ihn nicht mag; willigt sie ein, so läßt sie das Vieh stehen, was dann sofort geschlachtet und vom ganzen versammelten Kraal verzehrt wird. Vielweiberei ist nicht herrschende Gewohnheit, sondern nur Sache Einzelner; doch stehen die Frauen in einem sehr untergeordneten Verhältniß zu dem Mann, der sie um jeder geringen Ursache willen verlassen kann, weshalb denn auch mancher Koranna 6 bis 8 Frauen hintereinander hat. Die Arbeit der Männer besteht meist in Nichtsthun, außer daß sie auf die Jagd gehen, die Reitochsen einüben und zuweilen ein Fell zurechtmachen oder mit einem leichten Handwerk, Holzschnitzerei, Karoßverfertigung oder Schuhmachen sich beschäftigen. Dagegen liegt den Weibern die meiste regelmäßige Arbeit ob, Mattenflechten und Hüttenbauen, Brennholzholen und Kühemelken, wobei sie die kleinen Kinder in einem Schaffell auf dem Rücken gebunden mit sich herumtragen. Wassertragen und Viehhüten haben die Kinder zu besorgen. — Ist ein Kind geboren, so wird ein Stück Vieh geschlachtet und ein Theil seines Fettes dem Neugebornen um den Hals gehängt, um ihm Reichthum und Glück, brieb, wie sie es nennen, zu verschaffen, was um so größer sein wird, je mehr Vieh auch von den dazu eingeladenen nächsten Freunden geschlachtet wird. Etwa im 18. Jahre wird der junge Koranna unter die Männer aufgenommen, wobei abermals geschlachtet wird, der, dem es gilt, aber nur Milch trinken muß, bis er nicht mehr kann. Die Hauptsache dabei indessen ist das kau oder Schneiden; der älteste Mann im Stamme bringt dem jungen Mann mit einem Messer mehrere Schnitte unter die Herzgrube bei, die durch hineingestreuten Kohlenstaub lebenslang sichtbar bleiben. Darauf bekommt derselbe einen Speer, einen Pfeil, einen Bogen und einen Schakalsschwanz in die Hand, wobei ihm die Gesetze gesagt werden mit der Ermahnung, sie zu halten. Diese Ge-

setze, welche die Koranna durch Ueberlieferung von ihren Vätern her bekommen haben, sind sehr einfach. Sie lauten: Du sollst nicht stehlen; Du sollst keinen Hasen und Schakal essen, auch keine Ziegenmilch trinken; wenn du deines Nächsten Kuh oder Schaf im Felde verirrt findest, sollst du es wieder zurückbringen. In allen andern vorkommenden Streitfällen gilt Faustrecht. Den miteinander streitenden Männern stehen gewöhnlich ihre nächsten Blutsfreunde bei, und schließlich entsteht ein allgemeines Gefecht der beiden Parteien, entweder mit dem heis, oder mit dem Speer und mit Pfeil und Bogen. Aehnlich, wenn zwei Frauen sich streiten, nur daß dann Steine die Waffen bilden. In Krankheiten wird ein Zauberer gerufen, gewöhnlich ein Buschmann, so sehr man diese sonst verachtet, der dann ein Stück Vieh schlachtet und dabei seinen Hokuspokus macht, der zur Besserung verhelfen soll. Bei dem Tode eines Koranna erheben die Frauen ein entsetzliches Klagegeheul, nehmen Speere und Messer und bringen dem Vieh damit Wunden bei. Das Grab machen sie 4 bis 5 Fuß tief, und der Leichnam wird gerade hineingelegt, den Kopf nach Osten. Ist ein Mann im Kriege geblieben, so sitzen die aus dem Kampfe zurückgekehrten Männer die ganze Nacht still beisammen, während die Frauen fürchterlich heulen. Bei dem Ableben eines Mannes sind übrigens nicht die Frau und die Kinder seine Erben, sondern der nächste Verwandte (ausgenommen die Söhne, die bereits mündig sind) erbt Alles, auch die Kinder, für die sein Wille fortan Gesetz ist, nur die Frau nicht, die als blutarme Wittwe allein gelassen wird.

Hat ein Koranna irgend eine große und wichtige That vollbracht, etwa ein Nilpferd erlegt u. dergl., so erhält er eine Auszeichnung, darin bestehend, daß ihm einige Schnitte am Leibe gemacht werden; auch wird dabei geschlachtet. Das Schlachten bei dieser wie bei jeder anderen bereits erwähnten Feierlichkeit ist von dem gewöhnlichen Schlachten ganz verschieden, heißt auch nicht a, wie dieses, sondern kù üb, und sie verbinden damit den Begriff der Reinigung; die Knochen und das Fell des geschlachteten Thieres wird verbrannt, der Mensch aber in den Rauch gestellt, was bedeuten soll, daß seine Uebertretungen gegen das Gesetz hinweggenommen werden. Auch eine Art Salbung haben sie, die sie au nennen. Wenn nämlich entfernte Freunde einander besuchen, so küssen sie sich erst; dann nimmt der, welcher den Besuch bekommt, ein Horn, in welchem sich dünnes mit Bucho, dessen Geruch sie sehr lieben, angemachtes Fett befindet, und bestreicht den Kopf und Gesicht seines Gastes damit.

Mehrere Volksspiele bestehen unter den Koranna's, die zwei vornehmsten aber sind das Rohr- und das Wolfsspiel. Bei dem ersteren stellen sich Alle, die daran Theil nehmen wollen, meist bei mondheller Nacht vor eine Hütte und blasen auf Rohrflöten, die alle nur Einen Ton haben. Dann versammelt sich der ganze Kraal, und es beginnt ein Tanz, wobei die Frauen mit den Händen klappen und ihre Schurzfelle in die Luft werfen und wieder auffangen. Gegen Morgen werden dann alle Kühe gemeinschaftlich gemolken und auch ein Schlachten findet Statt; man ißt, trinkt und tanzt den ganzen folgenden Tag hindurch, und dann

artet das Vergnügen in Unzucht aus. Das Wolfsspiel besteht darin, daß ein Mann mitten in der Nacht oder bei Tagesanbruch wie ein Wolf heult, dann mit einem Messer unter das Vieh läuft und schlachtet, was ihm in den Weg kommt. Das getödtete Vieh wird hernach gemeinschaftlich verzehrt, und dabei geht es wie beim Rohrspiel. Auch ein anderes gräuliches Spiel gibt es, wobei sie durch Schlachten eines Stückes Vieh sich das Recht erkaufen, Einer des Andern Frau zu besitzen.

Von Religion findet sich auch bei den Koranna's so gut wie nichts; doch sagen die Alten unter ihnen, daß sie von ihren Großvätern gehört hätten, Cü koab (Gott) habe zwei Menschen gemacht, einen Mann „Kanima", d. h. Straußfeder, und eine Frau, „Hau Na Maos", gelber Messing, und ihnen Kühe gegeben, deren Milch sie trinken sollten, einen Schakalsschwanz zum Abtrocknen des Schweißes, einen Heis-Stock mit dickem Knopfe, Pfeil und Bogen, um Wild zu schießen, Keule und Schild, um sich zu schützen. Von diesem Cü koab erwarten sie alles Gute; er wohnt jenseits des blauen Himmels in einem weißen Himmel, und wenn er den Menschen zürnt und sie strafen will, so kommt der blaue Himmel dazwischen und wendet es ab. Diesem Cü koab gegenüber sprechen sie auch von einem Kau naam, der böse ist, und vor dem sie sich fürchten; er wohnt im Feuer und die Bösen kommen zu ihm. Dem Zaubereitreiben sind sie sehr ergeben, doch besteht dasselbe meistens im Anrichten und Verursachen von Schaden, in Vergiftung und Hervorbringung von Krankheiten, indem sie den Saft schädlicher Pflanzen unbemerkt in die Milchgefäße thun; auch durch Händedruck wissen sie unheilbare Krankheiten beizubringen, indem sie einen Schnitt in ihre Hand machen und etwas da hineinstreuen, dessen Berührung solche Folgen nach sich zieht.

Schon daraus ergibt sich für den Charakter der Koranna, daß sie bei aller Trägheit und Schlaffheit, welche sie mit den übrigen Hottentotten theilen, listig und verschlagen sind. Dabei haben sie etwas Verschlossenes, und angethane Beleidigungen vergessen sie nie, sollten sie dieselben auch erst nach Jahren rächen. Der Zustand des Volkes aber ist in Wahrheit ein elender und bejammernswürdiger, und es geht, so scheint es, seiner völligen Auflösung entgegen. Aber es herrscht unter ihnen eine Stumpfheit und Gefühllosigkeit ohne Gleichen, und bei all ihrem Elende sind sie von einem Hochmuthe besessen, der kaum zu glauben ist.

Mit den Koranna's verwandt ist der Hottentottenstamm, zu dem wir nun, im W. und N. W. der Buschmänner, nach dem Atlantischen Meere zu, uns wenden; wenigstens erzählen die ältesten der noch lebenden Koranna fast einstimmig, daß ihre Väter von Süden her längs der Meeresküste aus der Kolonie gekommen seien, ein Theil derselben aber sei da unten am Meere geblieben,

die Namaqua's,

oder richtiger Nama's, denn die Endsilbe „Qua" bedeutet in den Sprachen des südwestlichen Afrika's eine Gesammtheit, ein Volk. So heißen die Bewohner des untern Flußgebietes des Oranje oder Gariep, der nach einem langen, Süd-Afrika quer durchschneidenden Laufe in das

Atlantische Meer sich ergießt und das Land in zwei Theile scheidet, in das südliche Klein- und in das nördliche, bis zur Wallfischbucht unter dem Wendekreis des Steinbocks sich ausdehnende Groß-Namaqualand. Ein im Ganzen verödeteres und elenderes Land läßt sich aber kaum denken; wo man nur seine ausgedehnten Ebenen, seine wellenförmigen Flächen durchschreitet und zu dem Bette seiner wasserlosen Flüsse hinabsteigt, „ein Land der Dürre", wo die dünn zerstreute, beständig an Wassermangel leidende Bevölkerung nach dem Ausdruck eines Reisenden, der mehrere Jahre dort zugebracht, „auf den Ebenen und Hügeln bratet wie geröstet Brot, unter den sengenden Strahlen einer wolkenlosen Sonne." Das Land ist durchschnitten vom Großen Fisch- oder Aupflusse, mit zahllosen Nebenbächen, wenn man das trockne und oft glühende Bett dieser Flüsse so nennen kann. Manchmal weiß man Jahre lang nicht, daß sie Wasser haben. Wenn dann auch die stehenden Teiche ausgetrocknet sind, so versammeln sich die Eingebornen in diesen Flußbetten, graben Löcher oder Brunnen in einiger Entfernung bis zur Tiefe von 20 Fuß, und mit großer Mühe unter der brennenden Sonnenhitze schöpfen sie das spärlich hervorquellende Wasser mit einem hölzernen Gefäß in einen Trog; die keuchenden und blökenden Heerden aber nahen sich herzu, um ihren Durst wenigstens einigermaßen zu löschen. Regen fällt nur bei Gewittern; häufig aber gehen auch ängstende Gewitterstürme mit fürchterlicher Heftigkeit vorüber, ohne daß ein einziger Tropfen Wasser die verschmachtete Wüste erquickt. Und wenn der Himmel wirklich seine Wasserschätze herabsendet, so ist es gemeiniglich nur ein besonderer Landstrich, welchen die elektrische Wolke durchzieht, so daß der Reisende häufig beinahe in einem Augenblicke von einem Boden, auf welchem es keinen Grashalm gibt, auf Strecken mit dem frischesten, nach einem Gewitterregen aufgeschossenen Grün gelangt. Die wenigen Quellen im Lande liegen weit auseinander, dazu sind auch die besten nur unbedeutend, häufig sehr salzig, einige auch heiß, während der angränzende Boden gewöhnlich so mit Salpeter geschwängert ist, daß es unter den Füßen knistert wie Reif, und irgend eine Art von Gewächs nur sehr schwer fortkommen kann. Das ganze Land, und zwar im Norden noch mehr als im Süden, ist großentheils hart und steinig, von tiefen Sandebenen durchzogen, wie denn auch der flache Küstenstrich durchaus sandig ist. Granit giebt es viel, und Quarz ist in solcher Menge hie und da zerstreut und wirft dabei im Strahl der Sonne einen solchen Lichtglanz zurück, daß der Reisende namentlich zur Mittagszeit kaum seine Augenlider hinlänglich öffnen kann, um nicht vom Wege abzukommen. Außerdem findet man Eisenstein, und zwar in sehr reinem und, nach den Beschreibungen, welche die Eingebornen davon machen, vermuthlich meteorischem Zustande. Sonst sind die Ebenen ununterbrochen sandig, und es giebt sogar Berge von bloßem Sande. Viel wachsen kann da natürlich nicht; nur einige Knollen und Zwiebeln, die auch im dürrsten Boden gedeihen und dennoch einen reichlichen, zugleich nährenden und Durst stillenden Saft enthalten, kommen fort, an Korn und Brot aber ist nicht zu denken, und die Missionare, die dort hinzogen, bekamen oft lange keins zu sehen, viel weniger zu essen. Von

Thieren finden sich in großer Menge Zebra's, weniger zahlreich wilde Esel und Rhinocerosse, dagegen desto mehr Giraffen und viele Arten Springböcke[1]), von der Größe der Rehe bis zur Größe der Hirsche, die auf den grasigen Strecken zu Tausenden umherschwärmen, in ihrem Gefolge aber auch Löwen, Hyänen und andere reißende Thiere haben.

Das Reisen in solchem Lande ist natürlich sehr beschwerlich. Während man in Klein-Namqualand sich noch des Pferdes zum Reiten bedienen kann, muß man in Groß-Namaqualand entweder auf Ochsen reiten[2]) oder mit einem Ochsenwagen fahren. Im erstern Falle hat man mit allen Launen und Nücken dieses Thieres, welches den Esel darin weit übertrifft, zu kämpfen, fortwährend muß man darauf bedacht sein, daß sie stoßen, abweichen, nicht vorwärts wollen, umkehren, in die Dornen laufen oder sich gar in den Schatten eines einsamen Baumes oder Felsenstückes niederlegen. Bei Tage der glühendsten Sonnenhitze ausgesetzt, erstarrt man bei Nacht vor Frost, auch wenn man dicht am Feuer läge, denn die Nächte sind hier meist so kalt, daß am Morgen oft der ganze Boden bereift ist. Fährt man dagegen mit Ochsenwagen, so hat man allerdings unter dem Zeltdache desselben Schutz gegen Sonnenbrand, Regen und Kälte, und ist deshalb den Folgen der Erkältung in jenem Lande, Rheumatismus und Kolik, nicht so ausgesetzt, allein dafür hat man mit dem schweren, plumpen Ochsenwagen desto mehr anderes Ungemach. Bald bleiben die massiven Räder hinter den Steinblöcken hangen, bald schieben sie sich in dem unergründlichen Sand fest und müssen wieder ausgegraben werden, bald bricht die Deichsel, bald die Achse, dann laufen die Ochsen weg, dann verschmachten ihrer etliche vor Durst. Vielfach muß, wer zu Wagen weiter kommen will, im Sande neben den hungrigen, müden, mageren Ochsen einherwaten, um schreiend, schlagend, drohend sie anzutreiben, und selber etwa mit seinen Leuten den Wagen schieben zu helfen. Freilich kommt's andrerseits auch nicht selten vor, daß der Reiter selbst den Sattel seines vor Durst gefallenen Ochsen auf seinen eigenen Rücken laden und damit zu Fuße fürbaß wandern muß. Wer keinen Wagen bei sich hat, auf dem er übernachten kann, bereitet sich also ein Nachtlager: man macht eine Vertiefung in den Sand, wirft Gras hinein, am Kopfende etwas höher, legt die Jacke oder den Reisemantel darauf und wickelt sich dann in einen Schaffell-Mantel; ein Feuer wird daneben angezündet, und ein Zaun von Dornen um das ganze Lager gemacht.

Die Bewohner des Landes, die Namaqua's, bilden eine eigene Abtheilung der sogenannten Hottentotten, die sich selbst Khoi-Khoin, d. h. Mensch der Menschen, oder: Freund der Freunde (Quae-Quae) nennen, mit besonderer Mundart nicht nur, sondern auch mit besonderer Eigenthümlichkeit in der leiblichen Gestaltung. Ihre Sprache[3]) ist schwierig, besonders durch die uns nun schon bekannten Schnalzlaute (Klappe), deren einer vor jedem Selbstlaute zu Anfang eines Wortes und einer Silbe ausgestoßen wird, den Gaumenklapp, bei welchem die Zunge nach der linken Seite, den Drehklapp, bei welchem sie vollkommen umgedreht wird, den Nasenklapp, der durch die Nase zu hören ist, und dem Zahnklapp, der durch die Zähne geht. Einer klingt (nach Knudsen) wie ein Peitschenknall, der zweite wie der Knall eines aus der Flasche gezogenen Pfropfens, der dritte geht zur Seite, wie wenn man Pferde ermuthigt, der vierte gegen die Zähne, der Interjektion beim Verdruß oder bei Störung ähnlich. Durch diese Schnalzlaute, durch Aussprache und Betonung erhält ein- und dieselbe Silbe die entsprechende, vielfältige Bedeutung, wie denn der Buchstabe A je nach der Aussprache 12 verschiedene Wörter bildet. Zum Glück befleißigen sich auch die Namaqua's,

[1]) cf. Entdeckungen und Abentheuer in Afrika. Leipzig. Baumgärtner 1835. p. 638 ff.
[2]) Dies geschieht auch im Korannalande. cf. Berl. Missionsber. 1849, p. 191.
[3]) cf. Wallmann, die Formenlehre der Namaqua-Sprache. Berlin 1858.

trotz ihres sonstigen Hochmuths, die eigne Sprache Andern gegenüber verachtend, gern des Holländischen, singen auch viel lieber Lieder in dieser, als in ihrer eigenen Sprache, deren indeß ein Missionar für seine Wirksamkeit besonders unter den zerstreut umherwandernden Namaqua's nicht wohl entrathen kann. Von den übrigen Hottentotten unterscheiden sich die Namaqua's in ihrer aufrechten, wohl proportionirten und ziemlich schlanken Leibesgestaltung, durch eine flache Nase und hervortretende Backenknochen, die das Gesicht von der Seite her wie ein Dreieck erscheinen lassen, sowie durch ihre blaßgelbe, dem Weiß sich nähernde Farbe, welche man indeß nur an Händen und Füßen gewahr werden kann, indem am ganzen übrigen Leibe das eingeriebene Fett und der unabgewaschene Schmutz die natürliche Farbe kaum durchblicken lassen. Die Frauen bemalen ihr Gesicht auch mit verschiedenen Farben, roth, braun, weiß, schwarz, oder alle durch einander, und daneben fehlt es nicht an solchen, welche dazu Viehdünger allen andern Farben vorziehen, oder ihren ganzen Leib mit der wohlriechenden Wurzel der Buchu-Pflanze bestreichen. Dem entspricht nun auch die Kleidung dieser Leute. Von einem ledernen Gürtel um die Hüften hängt vorn das Fell eines Schakals, das Rauhe auswärts, und hinten ein Stück steifen Leders herab; über die Schultern ist ein Karoß aus Schaf-, Ziegen- oder Schakalsfell geworfen; eine kugelförmige Kappe bedeckt das wollige Haupthaar; unter den Füßen trägt man Sandalen oder zieht Stiefel von ungegerbtem Felle an. Ein in der Hand getragener Stab hat oben einen Schakals-Schwanz, um Staub und Schweiß damit aus den Augen und Gesicht zu wischen. Ihre Waffen waren früher Bogen und vergiftete Pfeile, Speer und Schild; jetzt haben sie auch Feuergewehre. Die Frauen tragen einen Schurz von 12 Zoll in's Geviert, von welchem 6—8 kupferne oder eiserne Ketten, in Ermangelung derselben Streifen von Schaf- oder Ziegenfell bis an's Knie herabhängen, die beim Gehen rasseln; um den Hals werden Reihen von Porzellan- oder Glasperlen gehängt, und um das Haar ein gestreiftes Kattuntuch gewickelt. Als besonderer Schmuck dienen Ringe von Elfenbein, Kupfer und Eisen um Arme und Beine; Viele setzen auch Muscheln zur Zierde in's Haar und reiben einen mit Fett vermischten rothen Staub hinein. Ihre Nahrung besteht vornehmlich aus Fleisch und Milch, die sie meist gerinnen lassen. Jagden stellen besonders die Groß-Namaqua's bald allein, bald in Gesellschaft an, wo dann eine ganze Horde auszieht, das Wild immer enger einkreist und endlich mit Lanzen und in Wolfsmilchsaft getauchten Pfeilen, wodurch das Fleisch nicht verdorben wird, erlegt. In Folge der Landesbeschaffenheit sind die Namaqua's mit ihren Heerden fast beständig in Bewegung, und darum auch ihre Wohnung und Hausrath, ganz wie bei den Koranna's, auf's Wandern eingerichtet. Die Armuth des Landes zwingt sie auch, besonders die Groß-Namaqua's, sich so viel als möglich zu vereinzeln, in geringer Zahl in kleinen Lagern oder Werften zusammenzuleben, und auch hier nur so lange, als das spärlich vorhandene Futter ausreicht. Zwischen zwei Horden pflegt immer eine Strecke von zwei, öfters auch zwölf Tagereisen zu liegen. Jede Horde oder Stamm hat in der Regel seinen bestimmten Häuptling, dessen

Würde erblich ist. Er ist selbst der Staat, und bekommt für seine Mühe entweder als Ehrenlohn oder als Abgabe das beste Stück Fleisch (Kreuzstück). Alle Klagen werden vor ihn gebracht, auch hat er zu bestimmen, wo sie hinziehn sollen oder dürfen. Die Frauen haben auch hier die meisten Geschäfte zu besorgen, und der Mann nimmt sich in der Regel erst eine Frau, die bald die alte genannt wird, darauf eine oder zwei oder mehr junge Frauen, unter denen nicht immer die beste Eintracht herrscht. Mit der Kinderzucht ist's auch nicht weit her. Eltern loben ihre Kinder, wenn dieselben stark genug sind, sie durchzuprügeln und also auch mit wilden Thieren sich in Streit zu wagen; Kinder setzen ihre Aeltern zurück, wenn sie sich nicht mehr selbst ihre Speise suchen können. Verläßt aber eine Horde ihren bisherigen Platz, so werden die Kranken und Schwachen nicht selten von ihren eigenen Kindern in einer kleinen Umzäunung mit wenigen Nahrungsmitteln und einem Krug Wasser zurückgelassen, wo sie dann bald Hungers sterben oder eine Beute der Raubthiere werden, und ihre Gebeine in der Sonne bleichen.

Alle Namaqua's haben einen großen Hang zur Trägheit, und in Folge davon auch nur wenig Leidenschaften. Nur nach Taback sind sie so begierig, daß sie dafür selbst ihre Frauen preisgeben, und nicht selten eine Rolle Taback um einen Ochsen erstehen. Auch Wollust und Unkeuschheit herrschen unter ihnen in hohem Grade, besonders bei den Groß-Namaqua's. Rachsucht und Blutdurst liegen nicht in ihrem Charakter, und freundlich wird der Fremde aufgenommen; dennoch darf er ihnen nicht zu viel zutrauen, da sie ihn doch wohl angreifen, wenn sie unbemerkt und ungestraft es thun können. Außer dem Tabackrauchen als dem liebsten Zeitvertreib, verstehen sie sich nur zum Tanzen, wozu die Gorah in höchst eintöniger und schwermüthiger Weise gespielt wird.

Unwissend und stumpfsinnig sind die Namaqua's im höchsten Grade, nicht einmal die Zeit können sie berechnen. Will Einer angeben, zu welcher Zeit des Tages etwas geschehen ist, so weist er mit dem Finger nach der Stelle am Himmel, wo damals die Sonne oder der Mond gestanden hat. Keiner weiß, wie alt er sei, und von der Vergangenheit kann er keine genauere Angabe machen, als daß das Besprochene vor oder nach einem andern merkwürdigen Vorfalle stattgefunden habe. Die Jahreszeit berechnet er allenfalls nach der Zahl der Vollmonde, die seit der Zeit vergangen sind, da die Zwiebeln und Knollen hervorsproßten.

Auf die Frage, wer das Meer gemacht habe, erwiederte ein Namaqua: „Ein Mädchen hat es gemacht, als sie zu ihrer Reife kam und mehrere Kinder auf einmal hatte. Vorher waren die süßen und bittern Gewässer geschieden. Eines Tages aber schickte sie einige von ihren Kindern, um süßes Wasser zu holen, während die übrigen auf dem Felde waren; allein die Kinder waren widerspenstig und wollten das Wasser nicht holen. Darüber wurde sie ärgerlich nnd mischte das süße und bittere Wasser untereinander; und seit diesem Tage sind wir nicht länger mehr im Stande, das Wasser zu trinken, und die Leute (die Europäer) haben auf dem Wasser schwimmen nnd geben gelernt." Und auf die Frage, wer die Sonne gemacht habe, lautete die Antwort: „Wir haben immer gehört, daß jene Leute am Meer sie gemacht haben; wenn sie untergeht, so schneiden sie sie in Stücke und braten sie dann in einem Topfe und setzen sie dann wieder zusammen, und bringen sie auf der andern Seite wieder herauf. Manchmal ist die Sonne über unserm Kopfe, und ein ander Mal muß sie dem Monde Platz machen, damit er vorüber kann u. s. w."

Das Bewußtsein von einer Gottheit ist bei dem Namaqua tief vergraben und offenbart sich fast gar nicht; Zauberei und Aberglauben aber findet sich auch bei ihnen. Um die Hände und Füße tragen sie allerlei kleine Hörner, Klauen &c., um Glück zu haben. In Krankheitsfällen besonders wendet man sich an die Zauberer, die immer an der Stelle, wo der Schmerz seinen Sitz hat, ein Stück Holz herausgezaubert zu haben behaupten. Damit laufen sie denn weg, um die Krankheit in die Erde zu graben, und rennen hauchend und blasend in allen Richtungen hin und her, wie toll und rasend. Wenn sie dann Gesichte haben, sehen sie gewöhnlich ein fettes Schlachtvieh, das nur von ihnen gegessen werden darf. Oft wird das erste Gelenk am kleinen Finger, bisweilen auch ein zweites dem Patienten abgeschnitten, um ihn zu heilen. Vor einer Sonnen- oder Mond-Finsterniß, auch vor den Sternschnuppen fürchten sie sich sehr, und sehen darin Vorboten von Krankheiten unter ihrem Vieh, das sie dann an eine andere Stelle treiben. Unter ihren mancherlei Fabeln und Sagen, die sie kaum noch verstehen, ist auch folgende[1]): Der Mond stirbt und wird wieder lebendig. Der Mond sprach zum Hasen: „Gehe zu den Menschen und sage ihnen: Wie ich sterbe und wieder lebendig werde, so sollt ihr auch sterben und wieder lebendig werden.“ Der Hase ging zu den Menschen und sagte: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, so sollt ihr auch sterben und nicht wieder lebendig werden.“ Als er zurückkam, fragte der Mond: „Was hast Du gesagt?“ Und der Hase berichtete, was er gesagt hatte. „Was?“ sagte der Mond, „das hast Du gesagt?“ Und er nahm einen Stock und schlug ihm auf den Mund. Der Mund spaltete sich, der Hase floh und flieht noch. „Wir sind jetzt böse auf den Hasen“, sagen die alten Namaqua's, „weil er solche schlechte Botschaft gebracht hat, und wollen sein Fleisch nicht essen.“ Auch hört man unter ihnen noch von einem gewissen Heizi Eibib. Der soll gestorben, begraben und wieder auferstanden sein. Im ganzen Lande sieht man seine Steinhaufen oder Gräber, Heisaheirreib genannt; überall soll er begraben liegen. Die Alten warfen einen Stein oder Busch auf den Haufen und sagten: „Heizi Eibib, hilf mir!“ oder: „Das gebe ich Dir; gieb Du mir Glück, Wild &c.“ Die Historie aber löst sich auf in allerlei Schmutz; er habe eine Frau und mehrere Kinder mit sehr schmutzigen Nasen gehabt &c. Ist auch diese Geschichte vielleicht ein Strahl von dem Lichte, das in die Finsterniß schien, gewesen, so ist sie es jetzt nicht mehr, und die Finsterniß hat es nicht begriffen.

Die Namaqua's sind übrigens nicht die einzigen Bewohner des Groß-Namaqualandes, von dem sie in früheren Zeiten nur die südliche Hälfte inne gehabt zu haben scheinen, während die nördliche von den Haukoin oder Bergdamra, die wir sogleich näher kennen lernen werden, bewohnt war. Diese sind aber allmählich von den Namaqua's unterjocht worden und haben sogar die Sprache ihrer Herren angenommen. Zwischen die Stämme der Groß-Namaqua's, zu denen die Topnaar und das rothe Volk, die Horden des Zwartboi, Arnold, Franz-

---

[1]) cf. Ausland 1856, p. 1008.

mann, Zeib, des Bandelzwart und Paul Links gehören, hat sich nun aber seit 40—50 Jahren ein neuer Keil hineingeschoben, nämlich die hottentottischen **Orlam**-Stämme von den Gränzen der Kapkolonie und aus dem Klein-Namaqualand, mit der Familie des bereits erwähnten Afrikaner (s. §. 2.) an ihrer Spitze, welche von den weißen Kolonisten schon ein wenig europäische Kultur, einige Kenntniß von europäischer Denk- und Lebensweise und einige Brocken der holländischen Sprache angenommen haben.

Theils noch im Lande der Groß-Namaqua's, wie eben erwähnt, theils nördlich von ihnen wohnen

die Damara's

oder Damra's, deren südliche Abtheilung, die **Bergdamra's** oder Haukoïn, von den Namaqua's wegen ihres Schmutzes und ihrer Verkommenheit Kaup-Damap, d. h. Mist-Damap, genannt, die geistige Verdumpftheit und die Sprache, wenn auch in etwas abweichender Mundart, mit den Hottentotten gemein haben, mit ihrer schwarzen Farbe aber und dem hervortretenden Schienbein, dem schlanken und schönen Bau und dem wolligen Haar den Negern verwandt sind. Sie treiben weder Viehzucht noch Ackerbau, halten sich nicht einmal Hunde zur Erjagung des Wildes, sondern machen nur Fallgruben. Ihre Hauptnahrung besteht aus wilden Wurzeln und kaum fingerdicken, kartoffelähnlich schmeckenden Zwiebelknollen, die sie für die Regenzeit, wo sie im Boden ungenießbar werden, in den Nestern der Gesellschaftsvögel[1]) aufbewahren und, weil ihr alleiniger Genuß ihnen Sodbrennen verursacht, mit Mäusen, Fröschen und Eidechsen zusammen verzehren. Ihre ganze Beschäftigung besteht in Knollensammeln, Mäusefangen und Tanzen zur Gorah, davon jenes den Frauen obliegt, mit dem letzteren aber, hier einer besonders angreifenden und Kraft erschöpfenden Belustigung, blos die Männer sich befassen. Ihr Tanz besteht nämlich darin, daß die Männer, mit ihren Sandalen an den Händen und mit Springbockshörnern an den Köpfen, mit den Füßen stampfend, sich langsam vorwärts bewegen und sämmtlich grunzen, während die Frauen, in einem Halbkreise daneben stehend, mit den Händen klappen und hei he hei ha! hei he hei ho hu! singen. Von der Küste entfernt und mehr nach dem Innern zu lebend, nur ihr eigenes Land kennend und es nie verlassend, mit Niemand Verkehr haltend, und auf einer wo möglich noch tiefern Stufe des rohen Heidenthums stehend, als die Namaqua's, ihre Unterdrücker, tragen diese Bergdamra's das schwere Joch ihrer gelben Herren mit dumpfer Unterwürfigkeit.

Wesentlich verschieden von ihnen sind die sogenannten Ebenen-Damara's, Kamaka- oder Komagga- (d. h. Vieh-) Damap von den Hottentotten, sonst **Owaherero** (sing. Umuherero) genannt, die auf der weiten, zwar wasserarmen, doch nicht unfruchtbaren, nördlich vom Zwachaub- (Swakey-) Flusse beginnenden Ebene, auf der nur hie und da vereinzelte Bergkuppen sich finden, während im Süden

---

[1]) cf. Rennie, die Baukunst der Vögel. Leipzig 1833. p. 246 ff.

gebirgiges Hochland ist, mit ihren großen Viehheerden nomadisch hin und her ziehen. Das Land ist reich an Weide, hat aber fast keine Waldungen. Nur die Flüsse und einige Ebenen sind mit Bäumen besetzt, und beinahe alle Gewächse tragen Dornen. Heuschrecken sind Landplage. Die Witterung ist im Winter angenehm, zuweilen auch sehr kalt; im Sommer dagegen manchmal sehr heiß. Die in den September bis etwa März fallende Regenzeit bringt allein die uns schon von Groß-Namaqualand her bekannten Gewitterregen, wie denn solche nördlich vom Oranje an herrschend sind, während südlich desselben vom März bis August Landregen vorkommt.

An Gestalt und Farbe gleichen die Owaherero ganz den Bergdamra, die Sprache aber[1]) ist von der der Hottentottenstämme durchaus verschieden und hat Verwandtschaft mit den meisten durch das südliche Afrika verbreiteten Negersprachen, so weit man solche bisher schon erforscht hat. Durchgehends sind die bräunlich-schwarzen Owaherero stärker und schöner als die Namaqua's, und es ist gar nicht ungewöhnlich, unter ihnen Männer von 6 Fuß und einigen Zollen Länge zu finden, die in jeder Hinsicht wohl proportionirt sind. Besonders die Frauen sind meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen runden Formen und sehr kleinen Händen und Füßen; doch bei ihrem unsteten Leben und unter der brennenden Sonnenhitze verschwindet ihre Schönheit bald und im vorgerückten Alter sehen sie desto abscheulicher und häßlicher aus. Die Gesichtszüge der Owaherero sind fast europäisch, einige ausgenommen, die durch Vermengung mit den nördlichen Negerstämmen auch deren Züge mehr oder minder tragen. Ihr wolliges Haar lassen die Männer lang wachsen, während die Frauen es abschaben und nur auf dem Scheitel ein Büschel übrig lassen, daran sie Fäden von Thiersehnen befestigen. Beide Geschlechter sind außerordentlich unsauber, und schmieren mit Fett und Ocker Leib und Haare reichlich ein, letztere so reichlich, daß bei heißem Sonnenschein die Salbe vom Haupt über den ganzen Leib rinnt und der Umuherero glitzernd dasteht. Als Kleidung werfen beide Geschlechter ein Schaf- oder Ziegenfell über die Schultern; um die Hüften winden sie einen bisweilen über 100 Ellen langen, bleistiftsdicken und ausgenähten Riemen, an den sie vorn und hinten ein anderes Fell befestigen; an den Füßen tragen sie Sandalen. Eine Art Fellmütze, einer halben Melone ähnlich, setzen die Männer meist nur bei Nacht auf, um ihr Haar in Ordnung zu halten, und wenn es kalt ist oder regnet. Die Frauen dagegen tragen eine helmartige Kappe aus steifem Leder mit drei aufrechtstehenden Blättern und vorn mit einer Art Schleier von weichem Leder auf dem Kopf; auch haben sie bisweilen eine Art Leibchen, das aus einer Unzahl kleiner, runder, auf Fäden gereihter Stückchen von Straußeneierschalen zusammengenäht ist. Die Knaben gehen gewöhnlich ganz nackt, die Mädchen aber tragen eine Art Schurz, daran eine Menge feiner Streifen hängen, mit Eisen- und Kupferkügelchen verziert, womit auch die Erwachsenen, wenn sie vermögend sind, ihre Fellmäntel schmücken.

---

[1]) cf. H. Hahn, Grundzüge einer Grammatik des Herero, nebst Wörterbuch. Berlin 1856.

Fast alles Kleidungs-Fellwerk ist übrigens von den Haaren befreit, und mit dicken Massen von Fett und Ocker beschmiert. Als Schmuck dienen Glas- und Eisenkorallen, kupferne, eiserne und elfenbeinerne Ringe, auch Blechplatten, die an Kopf, Hals, Armen, Fingern, Füßen und Beinen befestigt werden. Selbst eine zerbrochene Tasse und der Rest eines zerbrochenen Thermometers diente einem Umuherero zum Schmuck des Hauptes und der Brust. Ihre Waffen sind Assagai's, Kierie's, Bogen und Pfeile, einige haben auch Schießgewehre. Der Assagai mit breiter, eiserner Spitze und hölzernem, bisweilen auch eisernem Stiel, dessen Ende gewöhnlich mit dem Büschel eines Ochsenschwanzes versehen ist, wird auch als Messer benutzt; der Kierie, ein Stock mit einem Knopf am Ende, den wir als heis schon bei den Koranna's kennen gelernt haben, ist ihre Lieblingswaffe, die sie sehr geschickt handhaben und Vögel und kleinere Vierfüßler damit erlegen, mit einem einzigen wohlgezielten Schlage aber auch den stärksten Mann zu Boden strecken können. Als Nomaden leben die Ovaherero (auch kurzweg Hereró genannt) vom Ertrage ihrer oft sehr bedeutenden Heerden; es gibt Leute unter ihnen, die 10,000 Stück Rindvieh besitzen. Ihre Wohnungen sind halbkugelförmige Hütten, am Boden 10, 15 und mehr Fuß im Durchmesser, aus dünnen Pfählen, durch die Frauen aufgerichtet, mit Baumrinde u. dgl. bedeckt und mit Kuhmist überzogen. Eine Oeffnung oben, die gelegentlich mit einem Fell verschlossen wird, läßt den Rauch wohl abziehen; der Fußboden besteht aus festem Kuhmist. Den ganzen Hausrath bilden einige schmierige Felle, auf welchen sie liegen und auch bei der größten Kälte des Nachts nur die Kleidung, welche sie am Tage tragen, zur Decke haben, und etliche hölzerne, oder von Wurzeln sehr geschickt geflochtene, unbeschreiblich schmutzige Milchgefäße, wozu auch die Schalen der kürbisartigen Früchte eines Rankengewächses, davon besonders die Topnaars an der Küste sich nähren[1]), als Kalebassen benutzt werden; der Trinktrog des Viehes aber dient dem Hausvater zum Kopfkissen. Ihre Dörfer sind stets mit einem Verhau von Dornen zum Schutze gegen Menschen und wilde Thiere umgeben. —

Vielweiberei gilt auch bei ihnen, ja selbst Blutschande kommt vor, und es ist nichts Seltenes, daß ein Mann Mutter und Tochter zugleich zur Frau hat. Gefällt ihnen eine Frau nicht mehr, so wird sie fortgeschickt; aber auch die Frauen laufen nach Belieben von ihren Männern. Von ihren Heerden rühren sie auch in der größten Noth kein Stück an; nur wenn Jemand krank ist oder stirbt, wird geschlachtet. Die Hörner der beim Leichenmahl geschlachteten Ochsen und Kühe werden nebst einigen anderen Dingen in der Nähe des Grabes an einen Baum aufgehangen; das Grab selbst, wahrscheinlich gegen Hyänen und Wölfe, sorgfältig mit Sträuchern bedeckt. — Mit ihrer Staatseinrichtung ist's nicht eben sonderlich bestellt, und von einem wirklichen Regiment der Häuptlinge ist keine Rede. Jeder reiche Heerdenbesitzer spielt die Rolle eines Häuptlings; um ihn sammeln sich die Hungerleider und Schmarotzer, und so ist bald hie bald da ein kleiner Staat fertig. Aber er hat

[1]) cf. v. Rhoden a. a. O. p. 171.

keinen Bestand, denn mit dem Tode oder der Verarmung des Reichen stiebt Alles auseinander. Von Gesetzen werden blos gewisse Speisegesetze beobachtet, und aus dem Bambus des Hauptmannes darf ohne seine Erlaubniß kein Anderer trinken.

Geistlich sind die Owaherero sehr tief gesunken, aber ein Gottesbewußtsein haben sie. Sie nennen ihr höchstes Wesen „Umukuru" d. h. der Alte, und schreiben ihm die Schöpfung und Erhaltung der Dinge zu. Von einem bösen Geiste wissen sie nichts. Dagegen haben sie mancherlei absonderliche Gebräuche, Beschwörungen, Ceremonien, einen Ueberrest von Opferdienst, eine Art Amulette und viel Zauberkram. Auch haben sie eine dunkle Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, und wissen zu erzählen von Gespenstern, die aus den Gräbern wieder aufgestiegen und den Leuten erschienen seien. Besonders die Seelen der Häuptlinge spielen nach ihrem Tode eine Rolle bei ihren Söhnen und Nachkommen. In Charakter und Sinnesweise endlich gleichen die Owaherero ganz dem Neger: ein kindisches Volk, voll Lachens und Tändelns, Schwatzens und Prahlens, Zankens und Schreiens, neugierig im höchsten Grade, zum Tanzen und Spielen jeden Augenblick bereit, aber ohne Ernst und Ausdauer. Dabei furchtsam und lüstern, geizig und gierig, eitel und putzsüchtig, sonst aber, wie alle Heiden sind, schamlos und unzüchtig im höchsten Grade, feig und grausam, diebisch und lügnerisch; keine Spur von Dankbarkeit, von Treue, von Erbarmen, sondern eine wüste Rohheit an allen Enden. — Was könnte Einen wohl reizen, unter solchen Leuten und in ihrem Lande zu wohnen? Nur ein Herz voll brennender Jesusliebe vermag in solcher Umgebung es auszuhalten, ja Freude und Genüge zu haben; und an solchen Herzen hat es Gott sei Dank auch für die armen Buschmänner, Koranna's, Griqua's, Namaqua's und Damra's seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nicht gefehlt.

§. 4. Die Mission im Norden und Nordwesten des Kaplandes.

1. **Die Buschmänner:** Basler Miss.-Mag. 1852, III, p. 45 ff; 1854, III, p. 161 ff. u. a — Monatsbl. der Nordd. Miss.-Ges. 1844, p. 287 ff. — Calwer Monatsbl. 1847, p. 35 ff. — Missionsfreund 1850, p. 45 ff. 55 f.
2. **Die Griqua's:** Basler Miss.-Mag. 1817, IV, p. 478 ff; 1818, IV, p. 531; 1820, III, p. 327. 378 ff; 1823, I, p. 26 ff. 43 ff; 1826, I, p. 32. 90; 1829, II, p. 204. 309 ff; 1831, I, p. 129; 1852, III, p. 133 u. a. — Missionsfreund 1850, p. 29 ff. — v. Rhoden, a. a. O. p. 129 ff.
3. **Die Koranna's:** Basler Miss.-Mag. 1852, III, p. 57 ff. 113 ff. — Monatsbl. d. Nordd. Miss.-Ges. 1844, p. 297 ff. — Berliner Missionsber. 1850, p. 212 ff. cf. 1848, p. 117 ff; 1852, p. 2 ff. u. a. — Brauer, Missionswesen 2c. II, p. 499 ff.
4. **Die Namaqua's und Damara's:** Shaw, Memorials of South-Africa. London 1840. — Salfeld, Nachrr. aus der Heidenwelt. H. 3. 1845. — Basler Miss.-Mag. 1820, III, p. 329. 418 ff. 1823, I, p. 33. 76 ff. u. a. — Calw. Monatsbl. 1849, p. 37 ff. — Missionsfreund 1850, p. 65 ff. — Brauer, Missionswesen 2c. p. 381 ff. — v. Rhoden, a. a. O. p. 150 ff. 165 ff.

Müde des ewigen Mordens und Blutvergießens hatte im J. 1799 ein frommer Bauer an der Nordgränze der Kapkolonie, Florus Fischer, eine Art Frieden zwischen den Kolonisten und den **Buschmännern** zu Stande gebracht, nach dessen Abschluß er und seine Leute auf dem Felde niederknieten, beteten und ein Danklied sangen. Mit Erstaunen fragten die anwesenden Buschmänner, was das zu bedeuten habe, und als

ihnen gesagt ward, es sei dies eine Danksagung an Gott und eine Freudenbezeigung über den Frieden mit den Buschmännern, da weinten sie, daß sie von Gott nichts wüßten, und baten um Zusendung von Lehrern, welche sie im Christenthume unterrichteten, damit sie sich zu dem Preise desselben Gottes mit ihnen vereinigen könnten. Und kaum war der edle van der Kemp mit seinen 3 Gefährten, Kicherer, Edmonds und Edwards, (1799) in der Kapstadt gelandet, als zwei Buschmannshäuptlinge, Vigilant und Slaporm, und ein Korannahäuptling, Orlam, alle 3 aus der Gegend des in den Oranje sich ergießenden Zack (Sack)-flusses, daselbst sich einfanden und so ungestüm und anhaltend um Lehrer baten, daß Dr. van der Kemp endlich die Missionare Kicherer und Edwards zu ihnen ziehen ließ, während er selbst mit Edmonds zu den Kaffern sich begab. Am 22. Mai 1799 verließen sie die Kapstadt, und nachdem in Rodezand noch ein in der Kolonie geborener Holländer, Kramer, zu ihnen gestoßen, trafen sie endlich am 6. August bei einer Doppelquelle in der Nähe des Zack-flusses ein, wo sie sich niederließen und zunächst eine Rohrhütte bauten. Sie nannten den Platz Quelle der glücklichen Aussicht, und nachdem zuerst etwa 30 scheue Buschmänner sich bei ihnen eingestellt, Edwards aber später, nachdem Edmonds heimgekehrt, zu van der Kemp gegangen war, nahm die Zahl derselben bald beträchtlich zu, und mit Erstaunen hörten sie, was Kicherer, den sie Ebo (Vater) nannten, von dem großen Gott und der Auferstehung der Todten ihnen erzählte. Nicht lange währte es, da fingen sie auch an zu beten: „O Herr Jesu, du hast die Sonne und den Mond, die Berge und die Flüsse und die Sträucher erschaffen, du hast auch Macht, mein Herz zu ändern. O mach es doch ganz neu!" Sie erzählten auch den Missionaren von mancherlei Herzensbewegungen, „worüber diese," wie Kicherer sagt, „sich freuten, aber doch sich hüteten, Alles gleich für Wahrheit zu nehmen." In dem Hottentotten Wilhelm Fortuin, der mit seiner Frau, einem Buschmannsweibe, sich bei ihnen niederließ und das Holländische gut verstand, schenkte Gott ihnen einen tüchtigen Dolmetscher; um aber die Namen ihrer sich immer zahlreicher sammelnden neuen Freunde behalten zu können, schrieb sie ihnen Kicherer mit Kalk auf den Rücken, wonach dann die Besuchenden sich sogleich bei der Begrüßung rückwärts darzustellen pflegten, um über ihre Person die nöthige Auskunft zu geben. Uebrigens erkannten die Missionare auch hier, daß, so lange sie nur durch Verstandesgründe die Heiden zu überzeugen suchten, sie wenig Frucht schafften; sobald sie aber herzlich und einfältig die Liebe des gekreuzigten Erlösers bezeugten und die Sünder freundlich zu ihm einluden, ward das Wort kräftig an vielen zuvor harten Seelen.

Im Januar 1800 machte Kicherer eine Reise nach der Kapstadt, um sich Lebensmittel und namentlich Kleidungsstücke für seine Buschmänner zu verschaffen. Einige derselben, welche ihn dahin begleiteten und Zeugen des Ansehens wurden, welches er dort genoß, ihn auch vor einer großen wohlgekleideten Versammlung predigen sahen, erhielten dadurch Gelegenheit, ihre irrige Ansicht, als ob er in Ermangelung anderweitiger Hülfsquellen nur um seinen Unterhalt zu suchen in ihr Land gekommen

sei, zu berichtigen. Auch staunten sie nicht wenig über das, was sie dort sahen; die Kirche mit den Versammelten erschien ihnen wie ein großer Ameisenhaufen, und den Ton der Orgel hielten sie anfänglich für das Schwärmen eines Bienenstocks. Reich beschenkt verließ Kicherer im März mit seinen Begleitern die Kapstadt und kehrte nach seinem Missionsposten zurück, dem ein wilder Buschmannshäuptling mittlerweile mancherlei Störungen und Gefahr gebracht. Nachdem er mit seinem neuen Gehülfen Scholz die Ordnung hier bald wiederhergestellt, und Kramer die Aufrichtung einer neuen Missionsstelle am Hexflusse beschlossen, setzten jene ihre Arbeit unter den Buschmännern am Zackflusse fort.

Einer der ersten Bekehrten an dieser Stelle war ein alter Bastardhottentott, der in der Taufe den Namen Johann erhielt. Schon seit langer Zeit hatte er, obschon ein greulicher Mensch, einen starken Trieb in sich gefühlt, das Wort Gottes zu hören, obwohl die rohen Bauern der Umgegend ihn davon durch die Versicherung zurückzuhalten suchten, daß der Missionar ihn verkaufen oder um's Leben bringen würde. Als er aber dennoch hingegangen war und das Evangelium vernommen hatte, begann er zu weinen über seine Sünden, deren Zahl er mit dem Sand der Wüste verglich, und bald ward sein Herz von der Liebe zu Gott und göttlichen Dingen so hingenommen, daß er nicht ohne Thränen davon reden konnte und weltliche Gespräche oft mit den Worten abbrach: „Ach, ich habe zu viel von der Welt gesprochen, laßt mich nun auch ein Wort von meinem Christus reden." Seine Weiber entließ er, bis eine von ihnen sich bekehren würde, die er dann behalten wollte, „weil Christus ihm näher sei, als 10,000 Weiber;" doch sorgte er für ihren Unterhalt. Wenige Monate nach seiner Bekehrung erkrankte er, ließ sich aber, so lange es irgend anging, in die christlichen Versammlungen tragen, und da er starb, sprach er zu dem Missionar: „Lieber Herr, jetzt erkenne ich, daß der Herr Christus mich je und je geliebt, daß Er mich angenommen hat und mein Theil in Ewigkeit sein und bleiben wird; und nun, obgleich ich der elendeste Sünder auf Erden bin, sterbe ich im Vertrauen auf Sein Blut und Seine Gerechtigkeit, und komme zu Ihm, und da will ich denn auch auf Sie warten." An seinem Todestage kam gerade sein Sohn Cornelius, der bei einem benachbarten Bauer diente, und da er seinen Vater so freudig sterben sah, rief er aus: „Ach, mein Vater stirbt so selig durch Jesum, und ich kann das Evangelium nicht hören!" Kicherer vermittelte es, daß sein Herr ihn dort wohnen ließ, und das Wort von der Versöhnung bewies auch an diesem Cornelius seine Gotteskraft. Selbst bekehrt, verließ er, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, Weib und Kind, und zog eine Zeit lang als Verkündiger des Evangeliums umher, bis er wieder nach Hause zurückkehrte und der Verpfleger der Seinigen und ein musterhaftes Beispiel für Andere wurde.

Unter solchem Segen von oben schwebten die Missionare in ihrer Abgelegenheit mehrfach in großer Lebensgefahr. Einmal drohte eine benachbarte Horde, die dem Frieden nicht beigetreten war, sie zu plündern und zu ermorden; ein andermal wollte Vigilant selbst den Miss. Kramer erstechen, weil er ihm kein Schaf geben wollte; die treuen Buschmänner aber wachten sorglich über das Leben ihrer Lehrer, und Gott selber schützte sie. So kam einst ein entlaufener Sklave zu ihnen, der, weil er nach dem Befehl der Regierung wieder ausgeliefert werden sollte, während die Andern dem Gottesdienste beiwohnten, das Brunnenwasser vergiftete; ein kleines Mädchen aber hatte es gesehen, zeigte es an, und rettete so Alle vom Tode. Bald hernach saß Kicherer an einem offnen Laden seiner Hütte, als einige Buschmänner heimlich herbeischlichen, um ihre vergifteten Pfeile auf ihn abzuschießen; jenes selbe Mädchen aber bemerkte es, machte Lärm, und die Buschmänner flohen. Endlich kam auch ein schlechter Betrüger, ein Grieche von Geburt, der sich Stephanos nannte und wegen Falschmünzerei in der Kapstadt zum Tode verurtheilt worden,

aber aus dem Gefängniß entflohen war, auf die Niederlassung am Zackflusse, während Kramer und Scholz in der Wildniß umherwandernd den Buschmännern das Evangelium verkündigten. Kicherer traute ihm anfangs nicht recht, weil er aber so fromm redete, gestattete er ihm schließlich, in seiner Nähe zu schlafen. Um Mitternacht aber trat der Schändliche an sein Lager, um ihn zu ermorden und mit seinen wenigen Habseligkeiten davon zu gehen, als der Missionar plötzlich erwachte und Lärm machte, worauf jener entfloh, in der Wüste aber grade den Missionaren Kramer und Scholz in die Hände lief, die ihn nach dem Zackflusse zurückbrachten. Kicherer indeß sprach dem Elenden an's Herz, gab ihm eine Bibel und Lebensmittel auf den Weg und ließ ihn ziehen; eine Gelindigkeit, die ihm und der kleinen Gemeinde später große Drangsal zuzog.

So waren die Missionare fast 2 Jahre lang unter mancherlei Gefahren und Entbehrungen am Zackfluß thätig gewesen, als eine Anzahl **Koranna's** vom Oranjefluß aus einer Entfernung von etwa 60 Meilen zu ihnen kamen und sie in ihre zwei, von den Häuptlingen Cornelius Kok und einem Berends regierten Kraale einluden. Dahin machte sich denn zunächst der Ende des Jahres 1800 in der Kapstadt angekommene Miss. Anderson im März 1801 auf den Weg durch die Wildniß, wo er den Händen des wilden Raubmörders Afrikaner glücklich entkam, durch angeschwollene Ströme setzte und endlich am Zackflusse mit Kicherer, Kramer und Scholz sich vereinigte, die mit ihren Leuten (im Mai 1801) gleichfalls nach dem Korannaland aufbrachen, dessen Weideplätze reicher und bewässerter, und dessen Bevölkerung ungleich stärker war, als die Gegend ihres bisherigen Aufenthaltes. Nachdem sich unterwegs noch ein Hottentott, Cornelius Koopmann, an sie angeschlossen hatte, der, anfangs sehr hochmüthig, im Umgang mit Kicherer aufrichtig bekehrt und von Herzen demüthig wurde, so daß er öfters ausrief: „Ach, lieber wollte ich an dieser Stelle hängend sterben, wo Christus gepredigt wird, als zu den Christen der Kolonie zurückkehren, welche mir nie etwas von Gott und Christus, noch von dem Weg zur Seligkeit gezeigt haben!" erreichten sie im Juli den Oranjefluß, über den sie, da er um diese Zeit stark angeschwollen war, mit Flößen setzten und an der Riet (Schilfrohr)-Quelle ihre Zelte aufschlugen. Hier, wo sie bald von Koranna's, Namaqua's, Bastardern, Hottentotten und Buschmännern sich umgeben sahen, bauten sie von Holz, Schilf und Lehm einen großen Schuppen, dessen mittlerer Theil als Kirche, die beiden Enden als Missionarwohnungen dienten, und legten einen Garten an. Die Verkündigung der Freudenbotschaft von Christo aber machte auf viele dieser Naturkinder einen so überwältigenden Eindruck, daß sie unter der Macht desselben zu Boden fielen, während zahllose Thränen über ihre Wangen rollten. Die Missionare mußten daher stets eine Flasche Weinessig neben sich stellen, um die in Ohnmacht Gefallenen wieder emporzurichten. Hinterließen auch diese, aus der Natur eines rohen Volkes erklärlichen Erschütterungen häufig keinen bemerklichen Eindruck, so waren sie doch wenigstens bei Manchen die Vorboten einer wahren Bekehrung.

Während seines Aufenthalts an dieser Stelle war Kicherer schon mehrmals aus den Klauen ihm nachstellender Löwen errettet worden, als eine noch ungleich größere Gefahr von Seiten jenes Stephanos, gegen den er am Zackflusse sich so großmüthig bewiesen hatte, ihm drohte. Dieser Mensch nämlich hatte sich in verschiedenen Hottentotten-Kraals für einen Propheten ausgegeben, welcher viele tausend Meilen weit von Gott gesandt sei, um ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. In der That erzählte er ihnen von der evangelischen Geschichte, ließ aber zugleich einen Tempel aufbauen, in welchem die bethörten Wilden ihm die fettesten Ochsen und Schafe zum Opfer bringen mußten. Auch umgab ihn eine Zahl auserwählter Schüler, die angeblich Träume und Visionen hatten, und wenn der Betrüger seine Lust, Habsucht oder Rache befriedigen wollte, gab er dazu eine Beglaubigung vom Himmel vor. Um diesem Unwesen, von welchem die Missionare, da der Häuptling des Kraals, in welchem der falsche Prophet sich aufhielt, ein sehr einflußreicher und gewaltiger Mann unter den Hottentotten war, das Aeußerste für sich und ihr Werk zu fürchten hatten, entschieden zu steuern, machte Kicherer sich mit mehrern Bewaffneten zu ihm auf den Weg. Stephanos empfing ihn inmitten einer Versammlung seiner Anhänger, und vier Stunden lang disputirten beide im Schatten eines Baumes mit einander, von ihren Bewaffneten umgeben, wobei Kicherer mit der Bibel in der Hand ihn zu widerlegen suchte, Stephanos aber, seine Eingebungen mit wilder Heftigkeit behauptend, auf solche Beweise sich nicht einlassen wollte. Endlich, da Worte nichts fruchteten, ließ Kicherer ihn als einen bereits verurtheilten Verbrecher ergreifen und binden, worauf Stephanos in französischer Sprache auf's demüthigste um seine Freiheit bat, mit dem Versprechen, das Land zu verlassen. Dieß ward ihm zugestanden unter der Bedingung, daß er vorher ein öffentliches Bekenntniß seiner Schuld ablege, worauf er mit kreischender Stimme allem Volk verkündigte, daß er ein Betrüger sei, und daß sie, auf dem von ihm gewiesenen Wege fortgehend, mit Sicherheit der Hölle entgegen gehen würden, und Gott danken sollten, daß er ihnen Lehrer der Wahrheit gesandt habe. Dieß Bekenntniß machte auf die Leute einen gewaltigen Eindruck, und sie dankten Kicherer auf's herzlichste für die Befreiung von diesem Betrüger, den jener bis an die Meeresküste geleiten zu lassen für zweckmäßig hielt. Unterwegs aber entfloh der schlaue Grieche seinem Begleiter und schloß nun an die Räuberhorde des wilden Afrikaner sich an, wo er später ermordet wurde.

Der Aufenthalt an dem Oranjeflusse war übrigens für die Missionare eine Zeit großer Entbehrungen; es verfloß einmal ein halbes Jahr, daß sie kein Stück Brod gesehen hatten. Da überdies auch die Weideplätze daselbst für die Menge des dort allmählich zusammenkommenden Viehes nicht mehr zureichten, und die zurückgebliebenen Bewohner der Niederlassung am Zackflusse dringend um seine Wiederkunft baten, kehrte Kicherer, indem er die Fortsetzung des Werkes unter den Korana's seinen Gehülfen Anderson und Kramer überließ, im Frühjahr 1802 mit Scholz und seinen Leuten nach dem Zackflusse zurück, um hier nun eine bleibende Niederlassung für dieselben einzurichten.

Während er in der Kapstadt war, um dazu Bau- und Ackergeräthe einzukaufen, bot ihm der Statthalter die einträgliche Pfarrstelle in dem benachbarten Städtchen Rodezand an, die er aber ausschlug, um seine armen Wilden nicht zu verlassen. Nun ging es rüstig an den Bau einer großen Kirche, um welche her die bekehrten Hottentotten ihre Wohnungen aufrichteten, bald aber wieder in die alte Trägheit versanken. Da drohte ihnen Kicherer, nach Rodezand zu gehen und dort Pfarrer zu werden. Das wirkte; unter Thränen baten sie ihn, zu bleiben, und eine Kirche für 800 Zuhörer und ein Missionshaus aus Stein wurde aufgerichtet, ringsumher die Wohnungen der Gemeindeglieder, und dahinter im Kreise die kleinen Hütten der noch ungetauften Hotentotten. An den Ufern des kaum eine Viertelstunde entfernten Zackflusses wurden die Kornfelder angelegt, und wenn diese auch nicht recht gedeihen wollten und die Weideplätze umher für den Anwuchs der Viehheerden nicht zureichten, so hatte Kicherer doch Ende 1802 die Freude, 30 Erwachsene und 24 Kinder taufen zu können, und die holländischen Christen selbst sagten: „Gott thut Wunder in unsern Tagen in dieser Wüste! Was ist das für eine Zeit, in der wir leben! Wie groß ist die Freundlichkeit des Herrn, der sich solchen armen blinden Geschöpfen offenbart!"

Geschwächte Gesundheit und andere dringende Bedürfnisse nöthigten Kicherer im Frühjahr 1803 zu einer Reise nach Europa. Rührend war der Abschied von seiner aus 83 Getauften und 500 Katechumenen bestehenden Gemeinde, die er einem wackern Christen, Herrn Bosmann, der zuvor Gutsbesitzer im Lande gewesen war und freiwillig Alles verlassen hatte, um den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen, übergab, und von diesen auch im September 1803 günstige Nachrichten empfing. Leider verzögerte sich seine Rückkehr bis zum Januar 1805, wo er mit den beiden Brüdern Albrecht, Seidenfaden und Ulbricht als neuen Missionaren am Kap eintraf, und nach 14 Tagen an den Zackfluß kam. Hier stand es traurig. Anhaltende Dürre und Besitznahme von Land an diesem Flusse durch die Kolonisten hatte mit Ausnahme der 84 Getauften, die entschlossen aushielten, alle andern Leute von dem Platze verscheucht, und je länger Kicherer sich nun dort aufhielt, desto größer ward bei dem Anhalten der Dürre und dem Ueberhandnehmen der Plünderungen von Seiten der wilden Buschmänner die Noth, so daß er endlich nicht umhin konnte, die ihm angebotene reformirte Predigerstelle zu Graaf Reinet anzunehmen, wohin seine noch übrigen 80 Bekehrten, was er sich ausdrücklich ausbedungen hatte, ihn begleiteten.

Auch die von Kicherer und seinen Gefährten unter den **Koranna's** am Oranje 1801 gegründete Niederlassung hielt sich nur noch kurze Zeit, da Kramer und Anderson den Gedanken an einen festen Wohnsitz unter diesem unstet umherziehenden Hirtenvolk aufgeben mußten. Bald bekamen sie es mehr mit **Bastardhottentotten** als mit Koranna's zu thun, und da auch diese fest entschlossen schienen, ihr herumziehendes räuberisches Leben fortzusetzen, zogen sie mit ihnen umher und waren dabei beständig bemüht, ihnen klar zu machen, welche großen Vortheile sie von dem Feldbau und festen Wohnungen haben würden. Die Dürre

des Jahres 1803, welche die meisten Familien nöthigte, die nördlicher gelegenen Weideplätze aufzusuchen, kam den Vorstellungen der Missionare, daß sie noch andere Hülfsquellen, als die Viehzucht, sich eröffnen müßten, zu Hülfe; Saatkorn wurde gekauft, Ackergeräth angeschafft, und so gelang es endlich 1804, die Bastardhottentotten zu einer festen Niederlassung an dem Platze Klaarwater, eine Tagereise nördlich vom Oranje, zu bewegen, wo nun die Missionsarbeit ihren geregelten Fortgang hatte.

Im folgenden Jahre, 1805, machten die neuangekommenen Missionare der **Londoner Gesellschaft**, Christian und Augustin Albrecht und Johann Seidenfaden, nach dem Lande der **Groß-Namaqua's** unter vielen Beschwerden sich auf[1]. 30 Stunden nördlich vom Oranje fanden sie in der Nähe eines Häuptlings Tschakub, der zum Hören des Wortes sich geneigt zeigte, eine Quelle, bei der sie sich niederließen und ihr den Namen Blijde Uitkomft (frohe Auskunft) gaben. Nach zwei Jahren aber begaben sie sich nach Warm Bath (Warmbad), einer heißen Quelle nur 10 Stunden nördlich vom Oranje, wo schon im ersten Jahre 1200 Personen verschiedener Stämme, außer den Namaqua's besonders auch Orlam's, solche Hottentotten, die bei Christen gedient hatten und als Gebildetere und Geschicktere unter den Andern in Ansehen standen, sich sammelten, und unter mehr denn 700 Hörern bald eine kleine Gemeinde von 20 Abendmahlsgenossen sich bildete. Allein schon 1810 starb Augustin Albrecht, nachdem Seidenfaden bereits das Jahr zuvor nach Khamiesberg diesseits des Oranje zu den Klein-Namaqua's sich zurückgezogen hatte, und noch mehr hatte die Mission von dem schon mehrfach erwähnten Jager Afrikaner[2]) zu leiden. Dieser Mann stand einst nebst Vater und Brüdern in Diensten eines holländischen Bauern am Elephantenflusse, Namens Pinaar, der durch Grausamkeit und Zügellosigkeit sich auszeichnete, und lernte unter den Commando's gegen die Buschmänner das Rauben und Morden. Einmal weigerte er sich, auszuziehen, weil Pinaar in der Zwischenzeit die Weiber der Ausziehenden zu mißbrauchen pflegte. Wüthend ergriff Pinaar die Flinte, Afrikaner aber schoß ihn nieder, floh dann mit den Seinen nach Groß-Namaqualand, sammelte hier Mißvergnügte und entronnene Verbrecher und machte sich durch unaufhörliche Raubzüge zum Schrecken des Landes, so daß endlich, da er auch die Kolonie angriff, ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Auch die Missionsplätze waren ihm ein Dorn im Auge, und so drohte er auch Warm Bath zu zerstören, wie er später Khamiesberg gleichfalls zerstörte. Dadurch erschreckt zerstreuten sich die Ansiedler, und die Niederlassung ward 1811 von ihm wirklich überfallen und gänzlich verwüstet. Viele Flüchtlinge von hier ließen in Pella, etliche Stunden südlich vom Oranje sich nieder, wo nach der Ankunft Christian Albrecht's und Ebner's (1813) in wenigen Monaten 50 Erwachsene getauft wurden. Andre

[1]) cf. Missionsfreund 1858, Nr. 1.

[2]) S. Basler Miss.-Mag. 1831, I., p. 148 ff.; 1855, II., p. 102 ff.; Ev.-luth. Missionsbl. 1849, p. 235 ff.; Missionsfreund 1846, p. 45 ff.

fanden in Byzondermeid im Klein-Namaqualande, dem späteren Steinkopf, einen Zufluchtsort. Nur Schmelen[1]) blieb als umherziehender Reiseprediger im Groß-Namaqualande zurück, wo er später (1814) in der Nähe des Flusses Kuanquip den Ort Bethanien gründete; zu Silver Fountain (Silberquelle) aber unter den Klein-Namaqua's ließ im Jahre 1813 noch Miss. Saß in dem Kraal des Häuptlings Cornelius Kok sich nieder, von wo er aber schon im folgenden Jahre nach Bethesda unter die Koranna's versetzt wurde.

Um dieselbe Zeit gab Campbell's Visitationsreise in Süd-Afrika (cf. §. 2.) 1813 auch Anlaß zu einer Erneuerung der Mission unter den **Buschmännern.** Toornberg, später Gracehill (Gnadenhügel) genannt, an der Vanderwelts-Quelle, südlich vom Oranje, ward angelegt, wo ein frommer Kolonist, Erasmus Smith, vorläufig den Anbau und die Predigt besorgte. Als das Vorurtheil der Buschmänner, in die Hand der Bauern verrathen zu werden, beseitigt war, fanden ihrer bald 500 sich ein, fingen an zu arbeiten, und auf der bisher öden Steppe erwuchs eine Gemeinde Christi, und die Wildniß begann zu blühen. Ein weiterer durch Campbell eingeleiteter Versuch in Makunskraal und Malapitze, tief im Norden, und in der nördlichsten Korannastadt Mobati, mißlang; dagegen blieben die 1816 nachfolgenden Missionare an der Rhinoster-Quelle, etwa 3 Tagereisen nördlich von Gracehill. Lange ließ sich hier kein Buschmann sehen, bis der Häuptling Slinger die Lehrer freundlich grüßte, und, bis dahin der Erste in jeglicher Art von Gräueln, zu einem Erstling der Gnade wurde. Er rief vor Allen aus: „Nun glaube ich, daß ein Gott ist! Woher hätte ich Hände zum Betasten, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Füße zum Gehen, wenn Gott nicht wäre? Wir wollen zu Ihm beten, daß Er uns noch mehr Lehrer senden wolle. So ein Herz hatte ich nie zuvor. Alle Buschmänner sollen kommen, Gottes großes Wort zu hören. Ich muß ein Haus bauen, und alle meine Kinder müssen unterrichtet werden." In des Häuptlings Fußstapfen, der bald auch ein anhaltender Beter ward, traten seine Stammgenossen. Ackergeräthe wurden von Gracehill gebracht, die Felder gaben Brod, die Gärten Zugemüse. Eine Hütte Gottes unter den Elendesten der Elenden erstand in der Wüste, und mit Recht durfte Miss. Corner den Ort Hephzibah (der Herr hat seine Lust an ihr) nennen. Da kam wie ein Blitz aus heitrer Höhe der von den Boeren ausgewirkte Befehl des Statthalters, daß die Missionare unverzüglich ihre Stationen zu verlassen und ihr Werk unter den Buschmännern aufzugeben hätten. Sie gehorchten mit trauerndem Herzen, und lange noch warteten die Buschmänner sehnlichst auf ihre Rückkehr; aber die Boeren nahmen die früheren Stationshäuser nebst dem angebauten Land in Besitz, die armen Buschmänner wurden wieder in die Wüste gejagt und zur Schande der Menschheit im Jahre 1818 selbst die alten Commando's gegen sie erneuert, welche bis zum Jahre 1825 währten, und denen der Holländer an Grausamkeit nichts nachgaben, so daß Dr. Philip klagen mußte, in der Geschichte der Kapkolonie sei in keiner

[1]) cf. Missionsfreund 1858, Nr. 2.

Periode von gleicher Länge das Werk des Todes und der Sklaverei mit solchem Erfolg ausgeführt worden, wie in den genannten Jahren. Um aber das Buschmannland den Kolonisten vertheilen zu können, mußten erst die Missionen in demselben aufgehoben werden.

Von den Stätten der Zerstörung wenden wir gern einem neu aufblühenden Ort uns zu; das war Klaarwater, die bereits 1804 begründete Niederlassung der **Bastard-Hottentotten**, welche Campbell im Jahre 1813 gleichfalls, und zwar zweimal, besuchte, und daselbst eine Bevölkerung von über 1200 Bastards und 1300 Koranna's, welche sich als Schützlinge der ersteren ansahen, vorfand, darunter eine christliche Gemeinde von 42 Personen, davon Manche auch Andere, besonders auf Reisen, in göttlichen Dingen zu unterweisen suchten, und 210 Kinder, welche die Schule besuchten. Bei seiner zweiten Anwesenheit machte Campbell den Bewohnern des Ortes die Nothwendigkeit und den Zweck gesetzlicher Ordnungen deutlich, ein geordnetes Gemeindewesen ward unter allseitiger Zustimmung eingeführt, Gesetze gegen Mord, Diebstahl 2c. gegeben, und, da sie ihren Wunsch ausdrückten, noch mehr Lehrer zu bekommen, ein Hülfsverein der Londoner Missions-Gesellschaft begründet. Auch sollte von nun an der Name **Griqua's** für das ganze Volk gelten, und ihr Platz in Zukunft Griquatown (Griquastadt) heißen.

Auf seiner Weiterreise kam Campbell auch in die von Afrikaner verwüstete Gegend im Lande der **Namaqua's**. Von Pella aus schrieb er einen freundlichen Brief an Afrikaner, den Miss. Saß zu überbringen unternahm, aber endlich nur einem Freunde desselben übergeben konnte. Afrikaner, dessen Herzensgrund durch einen wunderbaren Traum[1]) bereits von dem Finger Gottes berührt war, antwortete freundlich und nahm das Anerbieten eines Missionars an. Ebner von Pella begab sich zu ihm, und der in allen Gräueln und Missethaten ergraute Sünder wurde von dem allmächtigen Worte Gottes ergriffen, lernte noch in seinem 44. Jahre lesen, beugte sich vor dem Heiland, gab ihm sein Herz hin und empfing die heilige Taufe. Unter der Seelenpflege, die er seit 1818 besonders von Seiten des Missionar Moffat genoß, gedieh sein inneres Leben und er wurde eines der herrlichsten Exempel der erneuernden Gnade Gottes. Im Jahre 1819 nahm ihn Moffat mit in die Kapstadt, wo seine Erscheinung bedeutendes Aufsehen machte, und der eben anwesende Dr. Philip Gelegenheit hatte, sich von seiner gründlichen Bekehrung zu überzeugen. Der Gouverneur Lord Somerset nahm ihn gleichfalls sehr huldvoll auf und beschenkte ihn mit einem schönen Wagen. Als man ihm dazu Glück wünschte, erwiederte Afrikaner: „Mit diesem Geschenk ist mir eine große Last auferlegt worden. Es wird dadurch der Neid meiner alten Feinde rege werden, deren ich viele habe von hier bis Namaqualand. Geschieht nun etwas Uebles an den Gränzen der Kolonie, so wird es eben auf die Rechnung Afrikaners kommen. Ich fürchte aber nichts mehr, als Ungerechtigkeit und Undank mir zur Last gelegt zu sehen.“ Auf dem Rück-

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1855, II, p. 108.

weg nach dem Oranje verweilte er einige Tage zu Tulbagh, wo ein Weib, das seine Uebelthaten kannte, ihm auf der Straße nachlief, wie einst Simei dem David, und mit allen erdenklichen Schimpfreden ihn überschüttete. Er aber sagte nur: „Das ist nicht leicht zu tragen; aber es gehört zu meinem Kreuz, und ich muß es auf mich nehmen." Hier nahm er auch Abschied von seinem Freunde Moffat, der nach Lattaku zu den Betschuanen zog, und kehrte, zum ersten Mal seit seiner Bekehrung ohne Missionar, nach seinem Kraal zurück, der jetzt Friedensberg, später Jerusalem genannt ward. Hier ward er nun der demüthige, glaubensinnige Leiter und Lehrer seiner Leute, bis er nach Verlauf eines Jahres seinem lieben Moffat in Lattaku einen Besuch machte, eine beschwerliche Reise, zu der er hin und zurück 3 Monate brauchte. Auf dem Rückwege kam er zu dem 10 Stunden nördlich von Griquatown gelegenen Griqua-Ort Berends Kraal, dessen Häuptling Berends er vor 24 Jahren zuletzt gesehen hatte, wo sie an der Spitze ihrer Horden 5 Tage lang an den Ufern des Oranje miteinander gefochten hatten. Beide nun bekehrt begrüßten sich als Freunde und Brüder in Christo, gingen von ihren Leuten begleitet zusammen nach dem Zelt, wo sie ein Lied anstimmten, und ein Missionar über die Worte predigte: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende!" Dann knieten beide mit einander nieder, und Berends, als der Aeltere, hielt ein Gebet. In der That ein ergreifender Anblick, diese zwei durch das Evangelium in Lämmer verwandelte Löwen! Am Nachmittag des folgenden Tages nahm Afrikaner zärtlichen Abschied und kehrte in seine Heimath zurück, wo er fortan, sein Bekenntniß mit seinem Wandel zierend, als christlicher Vater und Herr seinen Leuten so viel als möglich die Abwesenheit eines Missionars zu ersetzen suchte, Sonntags das Wort Gottes, wozu er viel Geschick hatte, ihnen erklärte, und unter den verschiedenen ihn umgebenden Namaquastämmen der Missionssache durch seinen Einfluß große Dienste leistete bis an sein im Jahre 1823 erfolgendes Ende.

Als er sein Stündlein kommen sah, rief er, wie Josua, alle seine Leute um sein Krankenlager zusammen, um sie noch einmal herzlich zu ermahnen. „Wir sind jetzt nicht mehr Wilde, wie wir früher waren," sagte er, „sondern Leute, die sich zu dem Evangelium bekennen; lasset uns denn demgemäß leben. Haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden, und ehe ihr etwas unternehmet, ziehet immer, wo möglich, eure Vorgesetzten zu Rathe. Haltet zusammen, wie ihr es bisher gethan habt, seit ich euch kennen lernte; damit, wenn die Missions-Gesellschaft euch einen Missionar schicken will, ihr bereit seid, ihn zu empfangen. Nehmet den Lehrer, der zu euch kommt, auf als einen, den Gott gesendet hat. Ich hoffe gewiß, wenn ich im Himmel bin, wird Gott euch diesen Segen schenken. Ich fühle, daß ich Gott liebe, und erkenne, daß Er viel für mich gethan hat, dessen ich gänzlich unwerth bin. Mein früheres Leben ist mit Blut befleckt, aber Jesus Christus hat mir vergeben, und ich gehe nun in den Himmel. O hütet euch, daß ihr nicht in die Sünden fallet, zu denen ich oft euer Anführer gewesen bin; aber suchet den Herrn, und Er wird sich von euch finden lassen und wird euch leiten." Bald hernach entschlief er in Frieden, ein Denkmal der erlösenden Gnade; sein Sohn Titus aber und dessen Sohn David wurden jetzt auch bekehrt, während freilich mehrere andere Söhne oder Neffen Afrikaners später das alte Räuberleben wieder anfingen.

Mittlerweile war Christian Albrecht in Pella 1817 gestorben; um der häufigen Dürre willen mußten sich die Einwohner vielfältig

zerstreuen, und da feindselige Nachbarn mancherlei Bedrängnisse verursachten, löste zuletzt (1824) die Gemeinde sich auf, indem die Einen näher an den Oranje, Andere nach Griquatown oder Steinkopf (Byzondermeid) auswanderten. Dahin war von Bethanien (früher Klippquelle genannt), 10 Tagereisen vom Oranje, wo er im Jahre 1815 schon 65 Personen taufen konnte, durch die ausbrechende Uneinigkeit der Häuptlinge und wiederholte Heuschreckenschwärme vertrieben, 1817 auch Schmelen gekommen, dem von 1821 an Missionar Wimmer folgte und dort 20 Jahre thätig war, während Schmelen weiter bis an die Mündungen des Oranje zog.

An der Gränze der Kolonie hatten mittlerweile die **Methodisten** ihre Missionsthätigkeit im Klein-Namaqualande begonnen, und 1817 in den 5000 Fuß über die See sich erhebenden und eine Aussicht in das 30 Stunden entfernte Atlantische Meer gewährenden Khamiesbergen die Station Lily Fountain (Lilienbrunn) angelegt. Es war im Jahre 1816, als ihr Missionar Barnabas Shaw (Schau) nach der Kapstadt kam, um dort und in der Umgegend den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Von der Regierung daran gehindert, richtete er sein Auge nach den fernen Wildnissen, hörte von dem eben mit zwölf Namaqua's nach der Kapstadt gekommenen Schmelen, wie es unter diesem Volke stand, und zog mit ihm über den Elephantenfluß in die glühende, öde Karroo-Wüste hinein. Da kam ihnen ein Häuptling der Klein-Namaqua's mit einem seiner Leute entgegen, gerade eine halbe Stunde früher, ehe sie nach Osten sich wenden mußten, um das Land der Groß-Namaqua's, wohin ihre Gedanken gingen, zu erreichen. Zweihundert Meilen weit war er hergekommen, um einen Lehrer zu bekommen, und erklärte: „Ich habe von dem großen Worte gehört, und wie andere Stämme es angenommen haben. Wir möchten es auch hören, und ich will nach der Kapstadt, es zu suchen." Diesem Winke folgend beschloß Shaw zu dem Kraal dieses Häuptlings zu ziehen, und als er im Abendgottesdienst Jesum als den großen Hirten pries, der schwarze und weiße Schafe habe und auch jene herzuführen wolle, da neigten die Namaqua's ihre Angesichter zur Erde und der Häuptling weinte laut vor Freude. Am frühen Morgen eilte er fort, seinem Volke die Freudenbotschaft zu verkündigen; die Missionare aber wanderten langsam durch die gefährliche Wildniß. Als sie dieselbe endlich hinter sich hatten, kamen ihnen 30 Namaqua's in vollem Lauf auf jungen Ochsen entgegen geritten, schwangen ihre Kappen und riefen Shaw und seiner ihn begleitenden Gattin jauchzend und mit freudefunkelnden Augen zu: „Guten Tag, Herr! Guten Tag, Frau!" — Dann jagten sie davon. Im Kraal angelangt sahen sich die Reisenden von Männern, Weibern und Kindern umringt, die Alle ihre Freude in unablässiger Rede kund gaben und selbst des Nachts ihnen keine Ruhe ließen. Am andern Morgen ward eine Rathsversammlung berufen und von Shaw mit Gebet und einer Anrede eröffnet, worauf er in holländischer Sprache, die Manche von ihnen verstanden, den Versammelten folgende Fragen vorlegte: „Habt ihr hinreichend Wasser und Platz zu Garten und Acker? Ich und meine Frau können nicht ohne Brod leben: wollt ihr uns zugestehen, für unsern

Bedarf Korn zu bauen und Vieh zu halten? Wollt ihr uns helfen, ein Haus für den öffentlichen Gottesdienst zu bauen, in welchem ihr Gottes Wort hören könnt? Ich kann nicht in einer Hütte wohnen, wie ihr sie habt: wollt ihr mir helfen, ein Haus zu bauen, einen Garten anzulegen, und was es sonst zu thun gibt? Seid ihr wirklich bereit und verlangend, das Evangelium des großen Wortes zu hören?" — Alle diese Fragen wurden zuerst von dem Häuptling Hainkoep, der nach Shaw's Anrede tief ergriffen zu Boden gefallen war, dann von den Männern, endlich von den Frauen und Kindern auf's nachdrücklichste mit einem lauten Ja! beantwortet; ein Platz für die neue Station, welche Lily Fountain (Lilienbrunn) heißen sollte, war bald gefunden, und Schmelen zog nun seine Straße weiter nach dem Oranje. Jetzt galt es für Shaw zu bauen und zu pflanzen im Leiblichen und Geistlichen.

Dabei hatten die Namaqua's freilich oft Gelegenheit, sich zu verwundern. Hatten sie schon nicht begriffen, warum Shaw den Boden umgrub und allerlei säete, so war ihr Erstaunen noch viel größer, als sie ihn und seine Frau später Salat essen sahen. „Wunderbar!" riefen sie aus, „der Mann und die Frau können Gras essen. Die kommen nie in Gefahr, Hungers zu sterben." Ein Pflug, den Shaw sich zurecht machte, und eine Säge waren gleichfalls Gegenstände ihrer Verwunderung; als er aber später eine Schmiede aufrichtete, der Blasebalg arbeitete und das Feuer aufloderte, da legten sie zum Zeichen des ängstlichen Erstaunens die Hand auf den Mund. Als dann aber das glühende Eisen auf den Ambos gelegt und gehämmert ward, und die Funken umhersprühten, stürzten sie nach allen Richtungen hin aus einander und riefen: „So etwas haben wir all' unser Lebtage nicht gesehen!" Sobald das Eisen wieder im Feuer war, kehrten sie zurück und schauten den Schmied mit verwunderten Blicken an; als er aber wieder zum Hammer griff, stoben sie abermals auseinander und versteckten sich hierhin und dorthin.

Von solchen Leuten konnte Shaw beim Bauen freilich nicht viel Hülfe erwarten, doch kam er mit seinem Hause noch vor Ende des Jahres zu Stande; der Garten blühte, von einem reichen Quell gewässert; noch gesegneter aber war von Anfang an die Arbeit des göttlichen Wortes an den Herzen. Besonders tief ergriffen waren Viele von den Geschichten von dem blinden Bartimäus, von der Samariterin und dem kananäischen Weibe. Viele bekannten: „Das Wort geht in unsre Herzen!" Einzelnen kam ihre Sünde zum lebendigen Bewußtsein, die sie bald mit einem Nagel, der sie an die Erde hefte, bald mit einer Schlange, welche sie im Herzen quäle, verglichen. Eines Abends aber hörte Shaw von seinem Garten aus die Stimme eines Namaqua, der in einer Felsenspalte nach dem Abendgottesdienst im Gebete mit Gott rang. Solche Erfahrungen waren indeß auch nöthig, um die Geduld des Missionars zu stärken; denn es war unsäglich, wie arm am Geist und schwachen Verständnisses die Namaqua's waren.

Vom ganzen Kraal konnten nur die Gescheitesten bis 10 zählen, die Meisten nicht bis 5. Aber Einer, der wohl 400 Schafe besaß, und nach längerem Lernen es im Zählen nur auf 20 gebracht hatte, merkte es doch im Augenblick, wenn ihm nur Eins seiner Schafe fehlte. Fragte man dagegen, wie viel 2 und 3 zusammen sei, so war die Antwort: „Ich weiß es nicht, es ist allzuschwer!" — Sie dachten und sannen, sie versuchten es an den Fingern, und riefen dann voll Freude über den glücklichen Fund etwa aus: vierzehn! oder zwanzig! Unzählige Male versuchte der Missionar so deutlich als möglich zu sagen, was Buße sei und welche Stücke dazu gehören. Fragte er dann nach dem Verständniß, so war die Antwort: „Kann nicht verstehen!" und

bat er sie, es doch recht zu merken, so riefen Alle: „Ja Herr! Ja Herr!“ Mit unbeschreiblichem Kummer aber fand er, daß sie schon zwei Minuten nachher gar nichts mehr von der Sache wußten.

Allein so schwach ihr Verstand, so stark war ihr Gefühl, und bald tanzten sie vor Freude, bald, wenn sie sich innerlich ergriffen fühlten, sanken sie wie leblos zu Boden. Ein alter Mann aber legte oft die Hand auf den Mund und sagte: „Wenn ich denke an die Liebe Gottes in der Hingabe Seines Sohnes — wenn ich denke an die Leiden des Erlösers, und sehe Ihn mit Wunden bedeckt und für mich blutend — wenn ich denke an diese Dinge, so stehen meine Gedanken still, und ich bin stumm in Stillschweigen.“ — Eine Kapelle wurde gebaut, die Schule war im Gange, darin Jung und Alt mit Eifer lesen und mit ganz besonderer Freude singen lernten, der Ackerbau mit dem Pfluge war ein Gegenstand nicht bloß des Staunens, sondern auch der Nachahmung der Namaqua's, ein Häuflein Eingeborner hatte die heilige Taufe empfangen; und dies Alles war das Werk eines Jahres gewesen, als im Jahre 1818 Edwards als zweiter Missionar nach Lilienbrunn kam, und von den Namaqua's, die ihn den „kleinen Herrn“ nannten, mit Jubel empfangen wurde. Und auch ferner ging das Werk des Herrn in Segen fort, und Lilienbrunn ward nach und nach ein ansehnliches Dorf, von 7—800 ackerbautreibenden Namaqua's bewohnt, und statt der heulenden Wildniß, durch welche man von der Kapstadt aus dorthin gelangte, sah man hier herrliche Kornfelder der Ernte entgegenreifen; statt des stehenden Sumpfwassers, welches im heißen Durst oft selbst das Vieh verschmäht, ergossen hier zahlreiche Quellen ihre kristallenen Wasserströme; statt des brennenden Sandbodens, der keinem Grashalm aufzuleben gestattet, waren hier Gärten mit köstlichen Gemüsen und reichbeladenen Obstbäumen; statt des eintönigen wilden Lebens, das von keiner Erinnerung an eine höhere Welt unterbrochen wird, lachten diese Felsenhügel und diese Thäler, wenn der Tag des Herrn erschien und eine Schaar gläubiger Namaqua's zu seinem Hause eilte und ihre frommen Loblieder von den Bergspitzen wiederhallten. In Gruppen saßen sie nach beendetem Gottesdienst zusammen, um sich über das Gehörte zu besprechen und zu forschen in der Schrift; aus den Hütten aber erscholl am frühen Morgen wie am späten Abend Lobgesang und Gebet. Da konnte wohl ein alter Namaqua mit Recht sagen: „Ehe wir das Evangelium empfingen, waren wir wie ein Ei, ehe es von der Henne ausgebrütet ist; wir waren mit Finsterniß umgeben und konnten nicht sehen; als aber das Evangelium kam, zerbrach die Schale, und nun sehen wir das Licht des Tages.“ Lilienbrunn war zu einer Stadt auf dem Berge geworden, und die große sittliche Veränderung, die mit seinen Bewohnern vorgegangen, legte sich auch in ihrem ganzen Wandel wie in ihrem Verkehr mit Anderen zu Tage. Ein Andries Orang aber, der, auf einem Auge blind, mit 50 Jahren noch lesen lernte, und dann mit dem Testament unter dem Arm und der Liebe zu den Brüdern im Herzen auszog, seinen Landsleuten zu predigen, und bereit war zur Verantwortung seines Glaubens gegen Jedermann, ein Peter Links[1])

[1]) cf. Missionsfreund 1850, p. 75.

und ein Jakob Links, der unter den Buschmännern von der Liebe Christi zeugte, bis er bald verhungert war, und auf dem Weg zu seinen Landsleuten jenseit des Oranje, wohin er mit Miss. Threlfall (1825) zog, sammt diesem von den wilden Buschmännern erschlagen ward[1]), zeugten auch nach Außen hin von dem, was die Gnade Gottes an den stumpfen, unwissenden Namaqua's, deren gegen Ende 1823 bereits 93 getauft waren, in Lilienbrunn ausgerichtet.

Doch vielleicht zu lange schon haben wir hier verweilt, und darüber die **Griqua's** in ihrer neubenannten und nun wohlgeordneten Niederlassung Griquatown fast ganz vergessen. Bald nach Campbell's folgenreichem Besuch trat hier eine bittre Störung ein, indem der Miss. Anderson im Jahre 1814 von dem Kolonial-Sekretär den völlig ungerechten Befehl erhielt, 20 Griqua's aus dem (10 Meilen von der Gränze der Kolonie entfernten und von den Engländern nicht im Geringsten abhängigen) Orte für das aus Eingebornen errichtete Regiment in der Kapstadt zu stellen. Anderson, statt diesen Befehl entschieden zurückzuweisen, forderte die Griqua's auf, es möchten sich 20 freiwillig stellen, aber kein Einziger hatte Lust dazu. In Folge dessen hob der Gouverneur Lord Somerset allen Verkehr zwischen der Kolonie und Griquatown auf, und als Anderson, um das gute Einvernehmen wieder herzustellen, selbst nach der Kapstadt reiste, kam während seiner Abwesenheit ein holländischer Bauer, Buys, ein entschiedener Feind der Kolonial-Regierung, nach Griquatown und redete den Leuten ein, der Missionar unterhandle eben mit dem Statthalter darüber, daß sie eingefangen und als Sklaven nach dem Kaplande zurückgeführt werden sollten. Da verließen 30—40 Griqua's den Ort und folgten dem Buys, um in weiterer Ferne von den englischen Gränzen sich niederzulassen; Anderson aber ward bei seiner Rückkehr mit Mißtrauen empfangen und fühlte bald, daß er nicht mehr im alten Segen arbeite, weshalb er sich im Jahre 1820 auf eine andere Station versetzen ließ. Seine beiden Nachfolger, Helm und Moffat, bewogen die Griqua's, über welche nach Campbell's Vorschlag seit 1813 die beiden Häuptlinge Berend und Cok das äußere, 9 Richter aber das innere Regiment hatten, ein einiges Oberhaupt zu wählen, und der von den Missionaren sorgfältig gebildete, treue und demüthige Schulmeister Andries Waterboer ward (1821) von den Aeltesten seines Volkes zu diesem Amte gewählt, dem er fortan mit Ehren vorstand. Mittlerweile hatte die Kolonial-Regierung, obschon der Verkehr zwischen Griquatown und der Kolonie längst wieder freigegeben war, doch in der Stille das beabsichtigt, wovor Buys den Griqua's bange machte, obschon Anderson damals kein Wort davon wußte. Sie sandte einen besonderen Agenten nach Griquatown, um von den dortigen Verhältnissen sie näher zu unterrichten, und nächst den Bemühungen des Dr. Philip, der von dem schändlichen Vorhaben gehört, mochte auch wohl der Bericht dieses Mannes die Kolonial-Regierung bestimmen, von der beabsichtigten Gewaltthat abzustehen.

---

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1829, II, p. 306 ff.

In dem Berichte hieß es: „Man pflegt von diesem Volke (den Griqua's) in der Kolonie oft mit Verachtung zu sprechen, und zu meinen, die Bauern könnten ihm, wenn sie wollten, bald ein Ende machen. Aber die dies glauben, kennen weder die Beschaffenheit des Landes, noch den Charakter des Volkes. Ein großer Theil besitzt Feuergewehre und Pferde, und ist völlig unerschrocken. Sie verachten die Bauern; sie sind tüchtige Schützen und im Buschfechten sehr geübt; das Land kennen sie auf's Genaueste, und würden, auch wenn sie fliehen müßten, ein mächtiges Commando ermüden; und während sie auf dem Rückzuge durch Scharmützel es aufreiben würden, hätten sie noch Mannschaft genug, um an den Familien und der Habe der abwesenden Bauern durch blutige Einfälle sich zu rächen. Auch würde es ihnen ein Leichtes sein, die Betschuanen, Koranna's und Buschmänner in einem solchen Kriege zu Bundesgenossen zu bekommen." —

Mit Ausnahme des Häuptlings Waterboer und seiner Partei waren übrigens alle Griqua's voll Argwohn, daß der erwähnte Agent zu ihnen geschickt sei, um sie der Kolonie einzuverleiben und ihre Kinder zu Soldaten oder zu Knechten der Ansiedler zu machen. Zwar wußte er ihnen schließlich dieses Mißtrauen zu benehmen, zehn von ihnen zogen aber dennoch in's Gebirge an den Gränzen der Kolonie. Umherstreifendes Gesindel, auch eine Anzahl Unzufriedener aus Griquatown, denen das Regiment des wackern Waterboer zu streng war, schloß sich an sie an, und so bildeten sie endlich eine gefährliche Räuberbande, Bergenaars oder Bergbewohner genannt. Durch einige mißlungene Unternehmungen der Griqua-Häuptlinge gegen sie wuchs ihr Muth und sie suchten immer mehr Griqua's an sich zu ziehen, fingen auch an, die Betschuanen zu plündern, und raubten ihnen eine Menge Vieh. Ja sie raubten auch Menschen, die sie wieder an gottlose Bauern in der Kolonie verkauften. Nachdem sie 1824 einen vergeblichen Angriff auf Griquatown gemacht, brachte endlich Dr. Philip, nachdem er vorher mit einigen Häuptlingen der Bergenaars unterhandelt, am 20. September 1825 eine allgemeine Zusammenkunft aller Griqua's in Griquatown zu Stande, wo der feierliche Beschluß gefaßt wurde, daß sie sich alle miteinander zur Unterdrückung aller Raubzüge (Commando's) gegen Buschmänner und Betschuanen, sowie des schändlichen Verfahrens der Bergenaars verbinden wollten. Letztere machten im Jahre 1828 nochmals einen Angriff auf Griquatown, wurden indeß von Waterboer entschieden zurückgeschlagen, und was das Schwert verschont hatte, raffte eine im folgenden Jahre unter ihnen ausgebrochene ansteckende Seuche hinweg. Ihr Untergang aber half wieder zu einem geistlichen Erwachen der Griqua's, deren (um 1830) etwa 1000 in Griquatown wohnten, davon 3—400 den öffentlichen Gottesdienst besuchten, 40 die christliche Gemeinde bildeten und 120 Kinder die Schule besuchten und fast alle lesen und schreiben konnten. Auch im Ackerbau waren sie bedeutend vorwärts gekommen, und alle Verbesserungen im Aeußern geschahen bereits ohne europäischen Beistand. Eine in der Gegend von Berends Kraal durch den aus dem Korannalande nach Aufgabe von Bethesda herbeigekommenen Miss. Saß 1821 angelegte Niederlassung Campbelltown, wo nach 10 Jahren etwa 900 Griqua's wohnten, und die im Jahre 1823 jenseits des Nu Gariep vorzüglich für die Buschmänner gegründete Station Philippolis, wo um dieselbe Zeit

900 Griqua's und 960 Betschuanen wohnten, schritten gleichfalls gedeihlich fort.

Nach Philippolis wurden auch die im J. 1825 von Dr. Philip entdeckten Reste der **Buschmänner**gemeinden von Gracehill und Hephzibah gewiesen; eine eigentliche Erneuerung der Buschmannmission fand erst 1829 Statt, als die Miss. Clark und Kolbe das Dorf Caledon, 1 Stunde nördlich vom Oranje und 2 Stunden vom Caledonflusse entfernt, gründeten. Der Anfang geschah mit 100 Buschmännern, in der Folge aber kamen mehr Betschuanen, und im Jahre 1833 wurde die Station den französischen Missionaren übergeben (cf. B. §. 2.), von denen sie später Bethulia genannt wurde.

Mittlerweile wanderte Schmelen im Lande der **Namaqua's** umher, und da er später Bethanien ganz verlassen fand, zog er an den Gonup- oder Fischfluß, und von da an den Fluß Gammap, wo ein Bethaus und eine Schule errichtet wurden. Zuletzt aber (1828) verließ er jene Gegenden für immer, und wählte 1829 das nordwestlich von Lily-Fountain gelegene, 22 Tagereisen von der Kapstadt entfernte Komaggas (Komakas) zu seinem Wohnsitz, wo er blieb und später von rheinischen Missionaren unterstützt wurde. — Durch die bereits erwähnte Ermordung des Methodisten-Missionars Threlfall mit seinen Begleitern, den bekehrten Klein-Namaqua's Jakob Links und Johannes Jagger, auf einer Erkundigungsreise zu den Groß-Namaqua's jenseit des Oranje ward die Wiederaufnahme der Mission unter diesen noch auf mehrere Jahre hinausgeschoben, und obgleich der Häuptling Abram wiederholt das Verlangen nach einem Missionar laut werden ließ, konnte sein Wunsch doch erst 1834 in Erfüllung gehen. Durch den reichen Engländer Nisbett[1]) angeregt, machte sich um diese Zeit der Methodistenprediger Edward Coke mit zwei christlichen Kl. Namaqua's, Abraham Henry und Johannes Koffer, auf den Weg nach der verlassenen Station Warm Bath, deren Wiederherstellung Miss. Ebner schon im Jahre 1818, doch vergeblich, versucht hatte, traf unterwegs mit Abram, der sich eben einen Lehrer holen wollte, zusammen, und ließ an dem genannten Orte sich nieder, der nun zu Ehren jenes Wohlthäters, der zu der Unternehmung 1400 Thlr. dargereicht hatte, den Namen Nisbett Bath erhielt und nach Ueberwindung eintretender Schwierigkeiten bald der Sammelplatz einer Gemeinde wurde, die alles Gute versprach und im Jahre 1841 bereits 276 Stück Vieh, im Werthe von 903 Thalern, für die Mission beisteuerte[2]). Nebenstation von Nisbett Bath ward auch Afrikaners Kraal oder Jerusalem.

Um dieselbe Zeit, da die Mission unter den Gr. Namaqua's in Nisbett Bath erneuert ward, begann auch die Thätigkeit der **Berliner Missions-Gesellschaft** unter den **Koranna's**.[3]) Es war am 23. September 1834, als die ersten Berliner Sendboten, Gebel, Gregorowsky, Lange und Kraut, in einer weiten Einöde fern von den

[1]) cf. Missionsfreund 1850, p. 21.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1842, p. 10.
[3]) cf. Ziegler a. a. O. p. 29 ff.

Gränzen der Kolonie, 150 Meilen von der Kapstadt, an dem in unzähligen Schlangenwindungen zwischen vielem Schilf und lustigen Weidenbäumen in tiefem Bette dahinziehenden Rietfluß neben einer reichen, eigentlich 3 Sprudel bildenden Quelle, deren Spruit oder Bach in den Rietfluß sich ergießt, ankamen, aber keine Koranna's vorfanden. Erst am 19. Oktober stellten ihrer 40—50 unter dem Häuptling Pit Witfoet und seinem Sohne Kli Pit sich ein, denen im November noch 30 folgten und später immer mehr sich anschlossen, so wie das Gerücht von der Ankunft der fremden Lehrer sich ausbreitete. Diese nannten den Ort ihrer Niederlassung Bethanien (Haus der Armen), und richteten nun ungesäumt für sich und zum Unterrichte nothdürftige Hüttchen von Lehm und Binsen auf, reinigten und dämmten die Quelle, legten Gärtchen an und suchten die mitgebrachten Hausthiere zu vermehren. Ebenso ungesäumt lehrten sie die wilden Koranna's in holländischer Sprache Sprüche auffagen, Lieder singen, lesen und schreiben. Auch unterrichteten sie dieselben in den Anfangsgründen des Christenthums, und lockten sie mit Tabak zur Mithülfe bei ihren Arbeiten. Schon nach einem halben Jahre kam es ihnen ordentlich civilisirt vor, wenn sie die grünenden Gärtchen sahen, und von den still in Reihen sitzenden Wilden die deutschen Kirchenweisen andächtig singen hörten. Denn die „Overkant" (das Land jenseits des Oranje) war in der Kolonie noch so verrufen, daß sie mit Mühe einen Mann und dessen Frau als Dienstboten hatten mitbekommen können. Leider machte die anfängliche Willigkeit der Koranna's bald vielfacher Unzufriedenheit Platz, als die vielerlei gehegten sinnlichen Erwartungen nicht befriedigt wurden. Deßhalb trachteten die Missionare für alle Fälle festen Fuß zu fassen und den Grund und Boden mit seinen Quellen als Eigenthum der Gesellschaft zu gewinnen. Sie erlangten die Verleihung urkundlich unterm 28. Dezember 1835 von dem Rathe von Philippolis, der uns bereits bekannten, einige Tagereisen südwärts gelegenen Stadt christlich gewordener Griqua's, mit dem Vorbehalt, daß Alles Zubehör des Gebietes von Philippolis bleibe. Unter traurigen Mißverhältnissen zwischen den Missionaren selbst, denen erst 1837 durch den Missions-Superintendent Pehmöller ein Ende gemacht ward,[1]) unter wachsenden innern Unruhen und Beunruhigungen von außen durch Kriege und Kriegsgerüchte und allmälig anlangende „Treckboeren" (mit ihrem Vieh umherziehende Bauern) ging die Mission ihren langsamen Gang von Jahr zu Jahr, und im Jahre 1838 konnten die ersten 2 Koranna's getauft werden. Die ganze Seelenzahl Bethanien's war auf 400 gestiegen, darunter auch einige Betschuanen; der Besuch des Gottesdienstes war regelmäßig, und man hörte oft weinen und schluchzen. Einzelne Koranna legten auch Gärten an, und die Missionare hatten schon Obstbäume, Feigenbäume und Weinstöcke. Das erste kleine steinerne Wohnhaus ward gegen Ende d. J. nach unsäglichen Mühen fertig, denn alles Bauholz muß dort von weither zusammengeschleppt werden. Eine Nähschule fand vielen Beifall. Die Gränzmark des Platzes wurde mit dem Rathe zu Philippolis auf 1 Stunde

[1]) cf. Brauer a. a. O. p. 479.

zu Pferd nach allen Richtungen (außer nach S.) vereinbart, und am 28. Dezember 1838 erkannten endlich auch die Korannahäuptlinge nicht blos das Eigenthumsrecht der Mission zu Bethanien an, sondern unterwarfen sich auch den Gesetzen der Griqua's zu Philippolis, die nun den Häuptling Kli Pit Witfoet zum Feldkornet oder Schulzen für Bethanien bestellten. Auch andere gesetzliche Bestimmungen wegen Branntweinverkauf, der in Bethanien nicht stattfinden sollte, Sicherung gegen fremdes Vieh, Sonntagsheiligung, Unterbleiben von Commando's rc. wurden getroffen, aber zunächst wenig gehalten, da fremde Branntweinhändler Störungen verursachten, und der Rath von Philippolis nicht entschieden genug den Widerspenstigen in Bethanien entgegentrat.

Hoch im Norden von Bethanien ließ sich um diese Zeit (1840) Miss. Helmore von der Lond. Gesellschaft in der bis dahin mit Griquatown verbundenen Station Lekatlong am Hartflusse unter den dortigen, größtentheils dem Batlapi-Stamm angehörigen Einwohnern selbst nieder, und der Ort blühte fröhlich empor[1]), während gleichzeitig von den Niederlassungen am Katzflusse (s. §. 2) zwei eingeborne Lehrer zu den **Buschmännern** sich aufmachten und, von dem Häuptling Madur freundlich aufgenommen, eine neue Station, Neu-Bethelsdorp, gründeten[2]).

Jetzt traten auch die Sendboten der **Rheinischen Missions-Gesellschaft** in die Missions-Arbeit unter den **Namaqua's** ein. Nachdem die Londoner Missions-Gesellschaft ihrem Missionar Schmelen in Kommaggas, der dringend um Hülfsarbeiter bat, durch Dr. Philip erklärt hatte, daß sie die westliche Seite von Süd-Afrika der Rheinischen Missions-Gesellschaft überlasse, traf von dieser gesandt Miss. Kleinschmidt im Mai 1840 bei dem alten Vater Schmelen auf Kommaggas ein, von wo er gleich in der ersten Zeit einen Besuch in Lilienbrunn machte. Hier war zwar schon vor 10 Jahren das erste Missionsfest gefeiert worden, und es war immer noch eine Gemeinde von 800 Köpfen, meist Namaqua's, darunter manche liebe, gläubige Seele, daselbst, doch die Blüthezeit des Ortes war vorüber. In Kommaggas mit seinen 400 Bewohnern, fast lauter Bastarden, erwachte mit dem neuen Lehrer ein neues Leben, und da wenige Wochen nach seiner Ankunft auch der greise Miss. Wimmer in Kookfontein (Steinkopf), nach 20jährigem treuen Wirken unter vielen Mühen und Entbehrungen, gestorben war, mußte Kleinschmidt auch diese Station mit übernehmen, zu deren Bezirk auch das verlassene Pella im Buschmannslande gerechnet ward[3]). Kurze Zeit half der mit Kleinschmidt zugleich ausgesandte Budler als Lehrer auf Kookfontein, bis er im Mai 1841 nach Wupperthal gerufen ward, von wo er erst im August 1842 wieder nach Kookfontein zurückkam. Hugo Hahn und Knudsen, die im December 1841 in Kommaggas eintrafen, griffen einige Monate lang auf beiden Stationen rüstig mit ein, bis sie 1842 mit Kleinschmidt, der mit Schmelen's zweiter Tochter Hanna sich verheirathete, nach dem Norden zu den Groß-Namaqua's

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1850, p. 72; 1846, p. 99.
[2]) cf. Missionsfreund 1850, p. 54. [3]) cf. v. Rhoden a. a. O. p. 139 ff.

und Damara's sich aufmachten, nachdem ein Versuch der Bauern, sich der für die beiden Missions-Gemeinden reservirten Ländereien zu bemächtigen, durch Hahn's persönliche Verwendung bei dem Gouverneur in der Kapstadt vereitelt worden war.

Von nun an breitete das Arbeitsgebiet der Rheinischen Missions-Gesellschaft immer weiter nach Norden und auch nach Osten sich aus. Noch im Jahre 1842 wurde Nama-Bethanien im Groß-Namaqualande, und das nur 2 Jahre bestehende Elberfeld in Jonker Afrikaners Gebiet, 1844 Schmelens Verwachting (Okahantjá) und Neu-Barmen (früher als Otjikangó der Hauptort[1]) des Herero-Gebietes) gegründet und bezogen; 1845 Scheppmannsdorf in Jonkers und Rehoboth in Oasib's Gebiet, ebenso 1845 Amandelboom und 1847 Schietfontein an den Karreebergen, 1849 Pella im Buschmannslande und Otjimbingué im Hererólande, 1850 Bersaba im Groß-Namaqualand, 1854 Hoachannas unter dem rothen Volk, 1855 Nausannabis und endlich Gobábis in Amraal's Stamm. Verfolgen wir nun den Gang dieser Mission vom Klein-Namaqualande aus erst nach Norden hinauf und dann nach Osten herüber, um darnach wieder die Arbeit der Berliner unter den Koranna's in's Auge zu fassen und schließlich einen Ueberblick über das ganze Gebiet der Mission im Norden und Nordwesten des Kaplandes und ihren gegenwärtigen Stand zu gewinnen.

Der im Jahre 1842 nach **Klein-Namaqualand** zurückgekehrte Miss. Budler ließ zuerst in Kookfontein bei der gleichnamigen, zwischen zwei wagerecht auf einander liegenden Schieferplatten mit Mühe hervorsprudelnden Quelle (daher der Name: Kochquelle), eine Stunde nördlich von der damals verödeten am Rande einer hügeligen Hochebene liegenden Niederlassung Steinkopf sich nieder, wohin der Nationalgehülfe Fred. Hein, der anfangs 1844 als Katechet bei einer kleinen Horde Bastards und Namaqua's auf Ugrabip und am Großfluß angestellt ward, von Wupperthal ihn begleitete. Budler, der zunächst die Schule von Kookfontein kräftig wieder in die Höhe brachte[2]), hielt es doch wegen der immer wiederkehrenden Zerstreuung der Gemeinde zur Sommerszeit nur bis zum März 1843 daselbst aus, wo er sich nach Kommaggas begab und von da aus die Kookfonteiner öfters besuchte, auch den getauften Bastard Clas Cloete als Lehrer und Nationalgehülfen auf etliche Zeit ihnen zusandte. Dieser verlassene Zustand von Kookfontein, wo sich bereits wieder 53 Abendmahlsgenossen gesammelt hatten, auch die alte verfallene Kirche aus Wimmer's Zeit reparirt worden war, mehrere Taufkandidaten auf weiteren Unterricht warteten, und manche Familie, nach dem Worte Gottes verlangend, aus der Ferne herangezogen war, dauerte leider 3 Jahre, bis im März 1846 Miss. Brecher zur großen Freude der Namaqua's wieder in Kookfontein einzog, und ihm auf's Neue den Namen Steinkopf gab. Von Ugrabip, wo das stets umherschweifende Wanderleben dem Fred. Hein

[1]) cf. Rhein. Missionsber. 1857, p. 237.
[2]) cf. Barmer Missionsbl. 1851, Nr. 16.

unendliche Schwierigkeiten bereitete, ward derselbe im Juli 1846 zu Paul Links Volk am Großfluß, etwa 300 Köpfe stark, versetzt, wo unter seiner treuen Pflege die Nebenstation Richtersveld[1]) fröhlich erblühte, auf welcher Brecher im Dezember 1847 schon 28 Seelen taufen und bald auch zum Abendmahl lassen konnte, denen in den folgenden Jahren noch mehrere folgten. Auf Steinkopf wuchs mittlerweile die Gemeinde langsam und stetig, und 4—7 Aelteste sorgten sammt dem Kapitän für die äußere Ordnung und Sittlichkeit; doch waren nicht blos die Zeiten der Zerstreuung dem geistlichen Leben der Leute stets nachtheilig, sondern die trotzigen und unverschämten Boeren rückten auch immer weiter in das Steinkopfer Missionsgebiet hinein, während Paul Links die besten Theile seines Weidelandes an englische Handelsleute, die ihn beschwatzt hatten, verkaufen oder verpachten wollte. Dazu kam, daß die reichen Kupferminen des Landes die Spekulationswuth der Engländer und Holländer am Kap zu reizen begannen, und seit 1852 ein Strom weißer Einwanderer als Metallgräber in das Land sich ergoß, die Einwohner verdrängte, übervortheilte oder verführte, wodurch die Gemeinde Richtersveld so gut wie gesprengt wurde, während Brecher in Steinkopf treulich aushielt, obgleich gerade in dieses Gebiet das schatzgrabende Heer sich vorzugsweise ergoß. — Noch vor Eintritt dieser traurigen Veränderungen war der ehrwürdige Schmelen, 72 Jahr alt, am 26. Juli 1848 zu Kommagga's selig verschieden, und der eben eintreffende Miss. Weich ward sein Nachfolger[2]). Bei seinem Eintritt war die Gemeinde durch Dürre und Hunger so auseinander gesprengt, daß er nur etwa 300 Seelen in 55 Familien am Platze fand; doch hatte sein treues Wirken nach innen und außen gesegneten Erfolg. Eine Gemeinde-Ordnung ward angenommen, neue Missionsgebäude und eine neue Kirche statt der alten verfallenen gebaut, regelmäßige Missionsbeiträge gegeben, und im Jahre 1851 waren unter 500 Bewohnern von Kommaggas 119 Kommunikanten. Im Jahre 1853 regte es sich gar lieblich in der dortigen Gemeinde, und manches todte Herz erwachte; die Zahl der Bewohner war im folgenden Jahr auf 600 mit 173 Getauften und 125 Kommunikanten gestiegen; aber das wilde Leben und Treiben der Weißen, und die durch ihr beständiges Einströmen bewirkte Gewöhnung auch der Stations-Bewohner an europäische Laster und Genüsse haben so manche Blüthe wieder vernichtet, so manchen edlen Keim wieder zertreten, und machten dem Missionar große Noth und Sorge.

Das von Bastarden bewohnte Pella im Buschmannslande, bis 1849 als Filial nur von Steinkopf aus besucht, für später uns vorbehaltend, wenden wir uns gleich nördlich in das jenseits des Großflusses oder Oranje liegende **Groß-Namaqualand**. Ziemlich in der Mitte des Landes bei einer schönen lauwarmen Quelle und in einer für jenen Strich schön zu nennenden Gegend am Goangib (Kuanquip), wo der Orlamstamm des David Christian, ein Haufe von etwa 600 Köpfen

[1]) cf. Wallmann, L. u. Fr. 2c., p. 308 ff.
[2]) cf. Rhein. Berichte 1857, p. 179 ff., 343 f.; 1858, p. 273 ff.

sich niedergelassen hat, liegt die Rheinische Station Bethanien. Hier hatte schon Schmelen, wie bereits erwähnt, im Jahre 1814, von einem großen Trupp Orlam's begleitet, unter dem Namaquastamm der so genannten veldschoedragers (Feldschuhträger), die von jenen während einer mehrjährigen Abwesenheit des im Lande umherreisenden Missionars unterdrückt und zurückgeworfen wurden, sich niedergelassen, und bis 1821 den zerstreuten Horden im Lande nachgehend und das Evangelium verkündend, große Erweckungen, aber auch schweren Rückfall in das alte Heidenthum gesehn. Er mußte zwar dieß Arbeitsfeld endlich verlassen, doch seine Arbeit war nicht vergeblich gewesen; die Leute fingen nach seinem Weggange wieder an, zu hungern nach dem Worte Gottes, und zogen aus, einen Lehrer zu suchen, u. A. gegen Ende der dreißiger Jahre auch nach Eben-Ezer, wo sie ihr Verlangen nach einem solchen kund thaten. Groß war daher ihre Freude, als endlich am 3. November 1842 Miss. Knudsen in Bethanien (zum Unterschied von andern gleichnamigen Orten auch Nama-Bethanien genannt) eintraf. Hier sah er anfangs einen außerordentlichen Erfolg seiner Wirksamkeit; eine allgemeine Erweckung fand Statt und ganze Schaaren wurden getauft, auch unter dem Orlamstamm des Paul Goliath, der früher weiter südlich am Oranje in Pella von Miss. Albrecht das Wort gehört, mit seinem „Presbyter" Tibot[1]) in Guldbrandsthalen eine Filial-Gemeinde 1843 begründet, die der Bethanischen bald sowohl an Zahl der Mitglieder (jede zählte etwa 300 Getaufte), als an geistlichem Leben den Rang streitig machte. Bald aber ließ das letztere in Bethanien wieder nach und der Missionar sahe es mit Schmerzen absterben, während die Guldbrandsthalener beständig blieben und selbst in der drückenden Noth des Jahres 1845 eine ganze Viehheerde im Betrag von 160 Thlr. Preuß. als Geschenk für die Missionskasse aufbrachten, „damit mehr treue Gottesknechte ausgesendet werden könnten zu den Heiden, die noch nie das Wort Gottes gehört." So blieb das Verhältniß auch in den folgenden Jahren, während Knudsen 1847 eine Reise nach Europa machen mußte, und S. Hahn seine Stelle vertrat. Bei seiner Rückkehr 1849 aber ward Knudsen in Bethanien mit unverhehltem Uebelwollen empfangen, gerieth mit den Häuptlingen in ärgerliche Zerwürfnisse, und mußte endlich 1851 die Station für immer verlassen. Inzwischen hatte S. Hahn im Herbst 1850 die Guldbrandsthalener unter Paul Goliath endlich dahin vermocht, am Fuße der Grootbroekarosberge sich niederzulassen, nachdem Oasib, der Häuptling des rothen Volkes und Oberhäuptling aller Namaquastämme, seine vorläufige Genehmigung dazu gegeben, und hier die neue Station Bersaba gegründet. Hier gerieth aber die Gemeinde in schwere Versuchung, gleich den andern heidnischen Namaquastämmen durch Raubzüge nach dem Norden sich zu bereichern, und nur S. Hahn's entschiedene Drohung, sie in diesem Falle zu verlassen, brachte sie endlich zur Besinnung, so daß der Häuptling unter Thränen erklärte: „Ich kenne unser Leben, als wir das Wort Gottes noch nicht hatten, und kenne es nun, da wir das Wort unter

[1]) cf. Wallmann a. a. O. p. 219 ff.

uns haben; ich kann ohne dasselbige nicht mehr leben." Als im August 1851 des kränkelnden Hahn Gehülfe und Nachfolger Krönlein, von dem Missions-Superintendenten Zahn eingeführt, nach Bersaba kam, lag in Bethanien Alles öde und einsam, und auch auf Bersaba waren wegen der Dürre nur wenig Familien. Anfangs 1852 aber, nachdem der Herr reichlichen Regen gesandt, füllte sich auch hier das eben fertig gewordene neue Kirchhaus mit vielen gnadenhungrigen Seelen, und ein Fortschritt der Gemeinde war unverkennbar, als nach Hahn's Weggange auch Krönlein die Station auf etwa 7 Monate verlassen mußte. Miss. Gorth[1]), der auf Bethanien einen neuen Versuch machen sollte, starb, ehe er den Ort noch erreichte, am gelben Fieber (Januar 1853), Krönlein aber ward bei seiner Rückkehr nach Bersaba (Ostern 1853) mit der alten Liebe empfangen; Gottesdienst und Schule wurden fleißig besucht, auch eine Nähschule eingerichtet, Garten- und Feldbau angefangen, und, wenn es auch mit den Sünden des jüngeren Geschlechtes anfangs noch manchen Kampf gab, ging's doch mit den Alten um so besser, und die ehrwürdigen Grauköpfe Tibot und Paul Goliath, neben ihnen die Aeltesten und Richter Jakobus Isaak, Hanse und Blom, die greisen Diakonissen Beetje und Sabina erwiesen sich als Zierden und Stützen der Gemeinde. Von Bersaba aus mußte auch Bethanien, wo seit 1853 der Katechet Kreft anfangs unter sehr erschwerenden Umständen die Arbeit wieder aufnahm, mit besorgt werden, bis dieser 1856 selbst ordinirt werden konnte. Seine Berichte lauten, wenn auch nicht besonders hoffnungsreich, da auch hier die europäischen Händler als gefährliche Landplage drohen, doch im Ganzen erfreulich[2]); in Bersaba aber konnte im Frühjahr 1857 eine neue Kirche eingeweiht und auf Gründung einer Nebenstation Bedacht genommen werden[3]). Beide Stationen hatten übrigens Ende 1857 wieder eine, für's Erste glücklich überwundene Zeit der Gährung und Bewegung durchzumachen[4]).

Ein gut Stück weiter nach Norden kommen wir nun zu den Rheinischen Stationen in **Jonker Afrikaner's Gebiet** und dem **Hereró- (Damra-) Land.** Namaquastämme, von den schwarzen Damra's bedrängt, riefen bald nach dem Tode des alten Afrikaner, in Folge dessen seine in Streit und Hader gerathende Familie auseinanderstob, dessen Sohn Jonker mit seinem Haufen, der, wie alle aus der Kolonie nach Norden gezogene Hottentottenstämme, Orlam sich nannte, zu Hülfe. Er kam auch und half, aber machte sich zum Herrn des ganzen Gebirgslandes vom Kuisibfluß nordwärts bis über den Zwachaub, und vom Awazgebirge bis zum Atlantischen Meer. Auf dem Siebelsgebirge, wo er zuerst sich festgesetzt, besuchte ihn auf seiner letzten großen Missionsreise 1825 Vater Schmelen, von welchem angeregt er ein Kirchlein baute, die Bibel wieder zur Hand nahm, seinen Leuten Gottesdienst hielt,

[1]) cf. Wallmann a. a. O. p. 54 ff.
[2]) cf. Rhein. Berichte 1857, p. 154; 1858, p. 67 ff.
[3]) cf. Ebendas. 1857, p. 370 ff.; 1858, p. 33 ff.
[4]) cf. Ebendas. 1858, p. 299 ff.

und kirchliche Zucht unter seiner Horde einzuführen begann. So nahm er denn auch im Oktober 1842 den mit dem Nationalgehülfen Jan Bam (einem Schwager Schmelen's, dessen Frau eine bekehrte Namaqua war) bei ihm eintreffenden Miss. Kleinschmidt gern bei sich auf, obschon kurz zuvor ein Methodisten-Missionar dort gewesen, und erklärte sammt seinen Leuten ausdrücklich, sie wollten nur Lehrer von Kommaggas haben. So ward denn noch vor Ende dieses Jahres die Station Elberfeld in dem schönen, waldbewachsenen Windhoekthale gegründet und begann, durch die Bemühungen des Häuptlings selbst unterstützt, zu gedeihen, als seine Brüder und Vettern am Großfluß 1844 sich mit ihm zu vereinigen versprachen, wenn sie einen ihrer wesleyanischen Lehrer von Warmbad (Nisbett-Bad) mitbringen dürften, was denn auch geschah. Missionar Haddy mit seinen Leuten kam an, und Kleinschmidt und Hahn zogen (3. Oktober 1844) nach Norden in's Damraland, welches Jonker schon damals sich zu unterwerfen trachtete, und jetzt wirklich zum großen Theil sich unterworfen hat. Sie zogen[1]) zunächst nach Okahantjá (Okahangá) oder Schmelen's Verwachting, wo sie schon im Mai 1844 ein Haus zu bauen begonnen hatten, aber wegen Dürre und Wassermangel bereits am 31. Oktober weiter zogen, und bei einer heißen Quelle auf Otjikangó sich niederließen, ein Häuschen bauten und die Station Neu-Barmen nannten. Schon im folgenden Jahre ging Kleinschmidt nach Oasib's Gebiet, wo er Rehoboth gründete, und von den neuangekommenen Gehülfen Rath und Scheppmann zog der letztere, nachdem er sich mit einem Schießgewehre sehr gefährlich verwundet und ein langes Krankenlager bestanden hatte, im September nach der Wallfischbai, wo er (1845) unter den Namaqua's das für die Hereró-Mission als Stapelplatz von ungemeiner Bedeutung gewordene Scheppmannsdorf[2]) anlegte. Die zurückgebliebenen Missionare auf Neu-Barmen aber hatten mit vielen äußern Arbeiten und der ihnen ganz fremden Sprache unter den sie umgebenden völlig rohen, stumpfen, im tiefsten Heidengräuel dahinlebenden Volke, das sie höchstens als mächtige Zauberer, oder als reiche, gut zu plündernde Fremdlinge, oder als Schutzherren gegen ihre Feinde ansah, die man zum Dank dafür belog, bestahl und auf alle Weise ärgerte, einen gar schweren Anfang, wozu noch die im Jahre 1846 beginnenden, das ganze Land in Schrecken setzenden Raubzüge des Jonker Afrikaner kamen, von dem Alles zu besorgen war. Dennoch baute Hahn eine kleine Kirche, Anfangs 1847 ward die erste Predigt in der Hereróſprache gehalten und ein Buchstabirbuch derselben in der Kapstadt gedruckt. Einfälle Jonkers sowohl als des rothen Volkes brachten im folgenden Jahre neue Unruhe und Störung, dazu mußte Hahn wegen körperlicher Leiden mit seiner Familie eine Zeit lang nach der Kapstadt; ein dritter Bruder aber, Kolbe, kam zur Hülfe, eine kleine Druckerpresse konnte angeschafft, einzelne Theile der Heiligen Schrift u. A. konnten übersetzt, 50 Lieder in der Damrasprache

[1]) cf. Wallmann a. a. O. p. 13 ff.
[2]) cf. Ebendas. p. 25 ff. v. Rhoden a. a. O. p. 171.

für den Gottesdienst angefertigt werden. Letzterer kam nun freilich den Schwarzen sehr verwunderlich vor, doch fanden sie dazu in der Hütte des Missionars gehorsamlich sich ein, schickten auch ihre Kinder zur Schule, und hielten sich des Sonntags ziemlich still. So fingen denn die Stationen endlich äußerlich zu gedeihen an, und allmählich fand sich auch ein Verständniß des gepredigten Wortes. Die gute Aufnahme aber, welche die Missionare auf ihren Rundreisen fast überall, auch bei den reichen Damrahäuptlingen fanden, und die zunehmende Sicherheit und Gewandtheit in der Sprache machten ihnen Muth, im Jahre 1849 eine neue Station weiter nach der Meeresküste, Otjimbingué, und 1850 eine weiter östlich, Schmelen's Verwachting, anzulegen. Da brach Jonker wieder in das Land ein; Schmelen's Verwachting, das kaum einige Monate bestand, ward im Kriege zerstört und mußte (August 1850) aufgegeben und verlassen werden, und Kolbe zog von da zunächst nach Neu-Barmen, wo H. Hahn ihn in Kirche und Schule — mit 150 Kindern — wohl brauchen konnte, dann, nachdem Ende d. J. Schöneberg als Gehülfe daselbst eingetroffen, zu Rath nach Otjimbingué, der schon eine ziemliche Anzahl armer Damra's um sich gesammelt und Kirche und Schule mit ihnen begonnen hatte. Das nächste Jahr hielt Jonker, durch den englischen Reisenden Galton, der auch auf den Rheinischen Stationen längere Zeit sich aufgehalten und dann in das Land der Ovambo[1]) gereist war, eingeschüchtert, Ruhe, während die Damra's sich selbst unter einander bekriegten und plünderten. Kaum aber war Galton 1852 nach der Kapstadt zurückgekehrt, als Jonker auf's Neue und mit desto größerer Wuth losbrach. Dazu stürmten Krankheitsleiden, Dürre und Hungersnoth, unglückliche Mißverständnisse und die gänzliche Erfolglosigkeit ihrer Predigt auf die Missionare ein; Hahn kehrte nach Europa zurück, Kolbe trat in die Dienste der Londoner Gesellschaft über; Rath ward auf Otjimbingué von einer Bande Namaqua's überfallen und selbst gemißhandelt und verließ 1853 das Land, aus dem die Wesleyaner schon 1850 sich wieder fortgezogen hatten; nur Schöneberg auf Neu-Barmen hielt noch aus, bis nach fruchtlosen Verhandlungen mit Jonker auch er Ende 1853 das Damraland verließ und nach Scheppmannsdorf, der einzigen in Jonker's Gebiet noch übrigen Station sich begab. Hier hatte nach Scheppmann's Tod (1847) der Nationalgehülfe Jan Bam sich niedergelassen, ein Kirchlein, ein Packhaus, ein Wohnhaus für den Missionar und andere Wohnhäuschen gebaut, Gärten angelegt, Korn gepflanzt, und den landeinwärts wohnenden Brüdern als Commissär und Agent unschätzbare Dienste geleistet. Eine durch gewaltige Regengüsse Ende Februar 1852 hereinbrechende Ueberschwemmung richtete traurige Zerstörungen an, diente aber zur Erneuerung und Hebung des geistlichen Lebens in Scheppmannsdorf, als plötzlich ein Befehl Jonker's den dortigen Häuptling Kaghab mit all seinen 300 Leuten von der Wallfischbai weg und hinauf in's Gebirge rief. Dazu ward um dieselbe Zeit (August 1852)

[1]) cf. Rheinische Berichte 1855, Nr. 7.

am benachbarten Sandwichshaven eine europäische Niederlassung, Fischerei und Salzerei begonnen, und mit der sich mehrenden weißen Einwanderung wuchs die Verbreitung europäischer Laster und Verführung, die Ausbeutung und Verarmung der betrogenen schwarzen und gelben Heiden. Bam aber wartete still, was der Herr weiter thun würde, und siehe, noch vor Ende 1852 hatte er seine Gemeinde auf seinem Platze wieder beisammen, 30 Schüler, 50 Kirchgänger, 9 Kommunikanten, die redlicheren und furchtsamen Seelen, welche, statt zu Jonker zu ziehen, lieber zu ihrem Lehrer zurückkehrten und seitdem auch bei ihm blieben. Freilich sind die Versuchungen wegen der fortwährend hier durchziehenden Händler, Fischer rc., besonders aber der Erzgräber und Kupferminen-Arbeiter groß, und die fortgehende Einwanderung, der selbst Boeren aus dem Klein-Namaqualand sich anschließen, muß in diesem Theile des Namaqualandes nothwendig eine große Veränderung bewirken; Scheppmannsdorf aber hat dadurch, nachdem auch der treue Bam gestorben, sehr gelitten[1]. — Mittlerweile hat Miss. Rath schon im Oktober 1854 es gewagt, die verlassene Station Otjimbingué wieder zu beziehen, und Jonker hatte nichts dagegen; im Frühjahr 1855 aber ist Hörnemann von Kapstadt aus ihm zu Hülfe gekommen; noch in demselben Jahre aber landete auch H. Hahn am Kap, um Otjikangó oder Neu-Barmen[2]) ebenfalls wieder herzustellen, oder von da aus wo möglich weiter nach dem Ovambó-Lande vorzudringen. Herumziehende Händler, Erzgräber und weiße Betrüger haben aber auch in jenen nördlichen Gegenden bereits ihr verderbliches Treiben begonnen.

Sämmtliche bisher erwähnte Stationen im Groß-Namaqualande sind, wie bereits erwähnt, nicht von Namaqua's, sondern von den eingedrungenen Orlam's bewohnt. **Die eigentlichen Namaqua's** sind durch Jonker Afrikaner hinter den Fischfluß zurückgedrängt und nehmen den schmalen Streifen zwischen diesem Fluß und der Kallihari-Wüste vom Gariep- (Garib-) oder Groß-Fluß an bis zum Damra-Lande ein, ebenso wüst und unfruchtbar, wie das übrige Groß-Namaqualand, obschon hie und da mit etlichen recht lieblichen Oasen. An der Spitze der hier wohnenden 6 oder 7 einzelnen Stämme und Stammhäupter steht als Oberherr aller Namaqua's der Häuptling des rothen Volkes, Oasib, als dessen Vasall nach dem Osten zu, in das fast noch ganz unbekannte Innere des Landes hinein, wohin jetzt die Reisenden nach dem Ngami-See wandern, und woher die Wagen der im Innern des Landes errichteten Bauern-Republik kommen, der schon von Schmelen 1815 getaufte und seitdem dem Evangelium treu gebliebene Orlam Amraal Lamberts als Häuptling über eine mit wenig Orlam's gemischte Namaqua-Horde sich niedergelassen hat. Aus derselben Gegend in der Kapkolonie stammend, wie Afrikaner, war er mit Schmelen weiter nordwärts nach Bethanien gezogen, und neben ihm waren Jan Booi, auch ein getaufter Orlam, und Willem Swartboi, ein ächter heidnischer Namaqua, der aber eine getaufte gottesfürchtige Frau,

---

[1]) cf. Rheinische Berichte 1858, p. 174 ff.
[2]) cf. Ebendas. p. 113 ff.

Anatje, hatte, die angesehensten und reichsten Häuptlinge in diesem Theil des Landes. Zwischen den Lever- und Fischfluß gezogen, sehnte sich Amraal nach einem Missionar, aber erst 1841 besuchte ihn der Wesleyaner Coke, und versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches, wenn er zu Afrikaner nach Windhoek zöge. Daraus ward indeß nichts, und Amraal zog in das Gebiet des rothen Volkes nach Nausanabis, wo die Methodisten 1843 Wesleyvale anlegten, auch nach der Umgegend Gehülfen sandten, aber das Rauben und Morden des Volks ruhig geschehen ließen und deßhalb zur Besserung desselben und seiner Zustände nichts ausrichteten. Im Mai 1845 aber ließ Miss. Kleinschmidt bei dem Häuptling Swartboi, dessen Frau Kaatje und Bruder Kobus besonders danach verlangten, in Rehoboth, wo bald 500 Leute zusammenkamen, sich nieder. In diesem und dem folgenden Jahre wirkte er hier in Frieden und Segen; Taufe folgte auf Taufe, die Zahl der Kommunikanten stieg bereits auf 100, Aelteste, Gehülfen, Evangelisten wurden angestellt, die Zahl der Diakonissen — Anatje war die erste — ward vermehrt, die Station bekam trotz der Dürre ein freundliches Ansehen, Swartboi selbst ward Anfangs 1847 getauft, und Pfingsten desselben Jahres die neue Kirche feierlich eingeweiht. Jonker und Oasib suchten in ihren Händeln Swartboi auf ihre Seite zu ziehn, er aber hielt Frieden und rieth zum Frieden. Da brach 1847 das Landesfieber herein, an welchem alle 3 Stämme schwer zu leiden hatten. Auch Kleinschmidt hatte viel Kreuz zu tragen, und lag selbst lange krank, durfte aber in seiner Krankheit und nach seiner Genesung viel Liebe von seiner Gemeinde erfahren. Schon ward auch nach der Umgegend, besonders zu Jan Booi, das Evangelium getragen, und im Frühjahr 1848 traf Miss. Vollmer zur Hülfe in Rehoboth ein. Bald darnach aber sprützten die hohen Wogen des garstigen Jahres 1848 ihren Abschaum auch bis in jene Wüsteneien des südlichen Afrika's; Unruhe, Krieg und Blutvergießen überall, während dem die Methodisten jene nördlichen Gegenden verließen, Oasib aber von einem Rheinischen Missionar noch nichts wissen wollte. Endlich vereinigten sich 1852 alle 3 andern Häuptlinge gegen Afrikaner, der keinen Frieden wollte, Oasib und Amraal wurden wie Brüder, und der erstere kam selbst nach Rehoboth, um Miss. Vollmer zu sich einzuladen, der denn auch im Mai 1853 bei ihm einzog. In Rehoboth aber war es unter der beständigen Kriegsfurcht und Kriegsunruhe allmälig immer mehr bergab gegangen; jetzt kam noch eine zweijährige Dürre und Hungersnoth dazu, und schon fing ein widerchristlicher Geist an, sich unter dem Volke zu regen. Da mußte 1852 Kleinschmidt auf ¾ Jahre nach der Kapstadt; um dieselbe Zeit wurden auch sämmtliche Damrastationen verlassen, und nun brach der Strom des Verderbens über Rehoboth unaufhaltsam herein. Seine durch die weißen Händler ausgezogenen Bewohner machten (1853) Raubeinfälle in's Damraland, und Kleinschmidt mußte nach seiner Rückkehr damit beginnen, fast sämmtliche Männer der Station, darunter die früheren Säulen der Gemeinde, als Räuber und Mörder von dieser auszuschließen. Swartboi selbst machte im Oktober zu einem Raubzug sich auf, suchte dann durch

Branntwein sein Gewissen zu übertäuben, und sank tiefer und tiefer; mit ihm die durch neue Kriegsunruhen (seit 1854), Krankheit, Hunger und Noth schwer heimgesuchte, mehr und mehr zerfallende Gemeinde[1]), wohin die Erzsucher und Kupfergräber gleichfalls kamen. Desto lieblicher und frischer blühte die von Vollmer bei Oasib neu angelegte Station Hoachannas auf, an einem schönen und fruchtbaren Platz mit 3 großen und 2 kleinen Quellen auf einer unabsehlich weiten Hochebene nahe am Thalgrunde des Kubakob, als die Kriegsunruhen des Jahres 1854 auch ihr Gefahr brachten und beinahe ein Aufgeben derselben bewirkt hätten. Aber Oasib konnte sich von seinem Missionar nicht trennen. „Ohne dich“, sagte er zu ihm, „kann ich jetzt nicht von hier weggehen; gehe ich ohne dich, dann ist es mir ebenso, als ob ich Gott verlassen habe, und da weiß ich, daß es mir dann nicht mehr gut gehen kann; das Beispiel sehe ich an Jonker, er kann jetzt nichts mehr thun, als Böses.“ Auch Amraal rieth, Hoachannas ja wohl in Acht zu nehmen; und so ist's denn auch geschehen, das Wort Gottes ward fleißig gehört, und auch mit Garten- und Feldbau ist schon ein Anfang gemacht[2]). Amraal Lamberts, der bis dahin den Gottesdienst in Hoachannas fleißig besucht, erhielt endlich auf seine Bitten in Miss. Eggert auch einen Lehrer[3]), der sich im Frühjahr 1855 zu Nausannabis (dem alten Wesleyvale) niederließ. Das Drängen des Volks aber und eine Anzahl äußerer Umstände veranlaßten ihn bald, weiter nach dem Norden zu ziehen, und auf der alten wesleyanischen Nebenstation Olifantfontein am Nobob, von ihm Gobábis genannt, seine Wohnung aufzuschlagen[4]), wo er noch manche lebendige Glieder in der Gemeinde vorfand, von Reisenden und Händlern auf dem Wege nach dem Ngami-See öfters Besuch erhielt, und unter einer Schaar von 300 Seelen, Orlam, Damra und Buschmänner, die aber wegen ihrer Wanderlust selten alle beisammen sind, in Segen wirkt, und die Freunde in Europa besonders um Kleider für seine 40—60 nackten Schulkinder, die im Winter oft sehr frieren müssen, bittet.

Nachdem wir so bis zu der äußersten, am Weitesten nach dem Innern vorgeschobenen Station der Rheinischen Missions-Gesellschaft im NW. des Kaplandes gelangt, haben wir nur noch die von Klein-Namaqualand östlich gelegenen Arbeitsstätten derselben etwas näher in's Auge zu fassen. Da kommen wir denn zuerst nach Pella im Buschmannslande, der wüsten kahlen Hochebene südwärts vom Oranje, zu welcher man vom Meere her durch die Gebirgsstufen des Kl. Namaqualandes aufsteigt. Die eigentlichen Bewohner derselben sind die Buschmänner, aber die Bastarde haben auch hier von den etwas günstiger gelegenen Stellen Besitz genommen. Sie bilden auch die Gemeinde von Pella, das, von Londoner Missionaren 1812 angelegt, nach 12—14 Jahren wieder verlassen, 1836 nur noch von 100 Menschen bewohnt war, und nach Eintritt der Rheinischen Missionare zunächst Filial von

[1]) cf. Rhein. Berichte 1857, p. 311 ff.; 1858, p. 137 ff.
[2]) cf. Ebendas. 1857, p. 227 ff.
[3]) cf. Wallmann a. a. O., p. 202 ff.
[4]) cf. Rhein. Berichte 1857, p. 211 ff.; 1858, p. 49 ff., 353 ff.

Steinkopf wurde. Trotz ihrer dringenden Bitten konnten die noch übrigen Bewohner von Pella doch erst im Jahre 1849 in Miss. Schröder einen eignen Missionar erhalten, dem sie bis Eben-Ezer mit Wagen und Ochsen entgegen zogen und ihn mit seinem Weibe wie im Triumph nach ihrem öden Wohnort holten. Liebend und geliebt von seiner Heerde wirkte er hier mit Freuden, und sorgte für ihr leibliches und geistliches Wohl mit väterlicher Treue[1]). Bis zum Jahre 1856 hatte er 170 Seelen um sich versammelt und hielt sie in guter Ordnung, in der Schule waren 48 Kinder, ein nettes Kirchlein und ein Wohnhaus für den Missionar war gebaut, auch 16 gute Gärten waren da. Am 3. Januar 1858 aber konnte der treue, alte Arbeiter, Miss. Schröder, der dort in tiefer Einsamkeit mit seiner kleinen Heerde in patriarchalischer Ruhe und Frieden lebt, von Allen geliebt und geachtet, und stets wohl zufrieden und glücklich unter seiner braunen Schaar, sein 25jähriges Jubiläum feiern, in tiefster Stille, unbemerkt von aller Welt, aber fröhlich in seinem Gott, der bis dahin ihm geholfen.

Auf der Mitte der Hochfläche des innern Süd-Afrika endlich, (südsüdöstlich von Pella, östlich von Eben-Ezer und Wupperthal) auf der nördlichen Grenze der Kapkolonie nach ihrer frühern Ausdehnung — denn jetzt geht sie bis an den Oranje — erhebt sich die nicht sehr hohe, aber an 30 Meilen von W. nach O. und zwischen 3 und 8 Meilen von N. nach S. sich ausdehnende Gruppe der baumlosen, vor Hitze und Kälte keinen Schutz gewährenden, aber bei hinreichendem Wasser grasreichen und fruchtbaren Karreeberge, an deren verschiedenen Quellen im Westen 6—700 Bastarde, im Osten ein aus seinem Vaterlande verzogener Kafferstamm[2]) von etwa 1000 Seelen ihre Heerden weideten. Während diese noch rohe Heiden waren, hatten jene von ihren weißen Vätern etwas christliche Kenntniß geerbt, zum Theil auch am Zackfluß unter Miss. Kicherer's Pflege gestanden, waren aber im Grunde auch nicht besser, als pure Heiden. Die hatten nun, als der Ruf von den Rhein. Missionaren in Wupperthal bis in die Karreeberge drang, schon oft und dringend um einen Lehrer gebeten, als endlich im Jahre 1845 die Missionare Lutz und Beinecke zu ihnen gesandt werden konnten, unter einem großen Mandelbaum ihr erstes Zelt aufschlugen, und mit der herzlichsten Freude aufgenommen wurden. Von Dornholz und Rieth bauten ihnen die Bastard's eine Schule und eine Kirche, die den Missionaren zugleich zur Wohnung dienten; von nah und fern kamen sie herbei, eine allgemeine Erweckung entstand; die Bastard's sorgten für alle Bedürfnisse der Missionare, bauten sogar jedem ein ansehnliches steinernes Wohnhaus, legten kleine regelmäßige Straßen zwischen ihren Lehm- und Strohhäusern an, pflanzten Feigen- und Pfirsichbäume u. dgl., und führten einen bequemen Weg auf den zuckerhutförmigen Berg, dessen Spitze sie bei ihren fast wöchentlich mit besonderer Vorliebe gehaltenen Gesangfesten benutzten, wo sie Berg und Thal von ihren Lobliedern in lieblichen Weisen erklingen

---

[1]) cf. Ebendas. 1857, p. 45 ff.; 1858. p. 193 ff.
[2]) cf. Wallmann a. a. O., p. 363 ff.

ließen. Bald aber genügte ihnen die eine Station Amandelboom nicht mehr; nach 1½ Jahren wollten sie auch eine zweite in Grootfontein für die entferner Wohnenden gebaut haben, wo sie selbst alle Kosten tragen wollten, und wenn's 1000 Thaler wären. Leider konnte wegen der betrübenden politischen und bürgerlichen Verhältnisse des Landes, wovon nachher, nur ein Steinhaus zu gelegentlicher Predigt dort erbaut werden. Dagegen war Lutz bei einem Besuche des Kafferstammes auf Schietfontein im Sommer 1847 von diesem so bestürmt worden um einen Missionar, daß Miss. Alheit von Tulbagh sofort auf die Karreeberge gesandt ward, und, da Kirche und Wohnhaus auf Schietfontein schon zu Weihnachten fertig stand, mit seiner jungen Frau seinen Einzug halten konnte und von den Kaffern, wenn auch nicht von Allen, da sie von Natur mißtrauisch sind, freundlich aufgenommen wurde. Schon Ende 1848 war aber mit ihnen eine große Veränderung vorgegangen, anständiges Wesen, christliche Zucht und Ordnung eingeführt, und am 14. Januar 1849 konnten bereits die Erstlinge, eine Kafferfrau mit 4 Kindern, getauft werden, und bis Weihnachten d. J. waren schon 39 Erwachsene und noch mehr Kinder getauft. Doch blieb ein Haufe von etwa 400 Kaffern etwas entfernt von Schietfontein in den Brambergen ohne alle Verbindung mit dem Missionar, und manche Stationsbewohner waren nach Norden dem Oranjeflusse zu gezogen, um ihr altes heidnisches Wesen fortzusetzen, kehrten jedoch wenigstens theilweise wieder zurück. Jetzt aber trieben die Bauern ihre Heerden zu Tausenden in die Karreeberge hinein, den Bastard's und Kaffern zum größten Schaden, da auch die Regierung, nachdem 1848 die Gränzen der Kolonie bis an den Oranje ausgedehnt waren, die rebellischen und widerspenstigen Bauern in jener Gegend fürchtend, endlich nur soviel den bisherigen Bewohnern der Karreeberge einräumte, daß sie von Jahr zu Jahr eine bestimmte Anzahl Quellen nebst dem daran gränzenden Weideland für ihr Vieh um eine ziemlich bedeutende Pachtsumme reserviren konnten. Unzufrieden damit, wollten die Kaffern an den Groß-Fluß auswandern, und Alheit war bereit, sie zu begleiten, als der Kafferkrieg 1850 dazwischen kam und auch diese Uebersiedelung vereitelte. Dazu kam noch die große Dürre des Jahres 1851, in Folge deren die Bastard's und Kaffern in Amandelboom und Schietfontein den größten Theil ihres Viehes verloren und meist arme Leute wurden. Aber das geistliche Leben erstarb nicht[1]), und zumal nachdem im Februar 1852 ein reichlicher Regen Alles neu belebt, zeigte sich auch die alte Liebe wieder thätig. In dem einen Jahre 1853 flossen aus beiden Gemeinden an 2400 Thaler in die Kasse der Rhein. Missions-Gesellschaft, mit Einschluß dessen, was Miss. Beinecke damals durch homöopathische Kuren von den reichen Bauern verdiente und in die Missionskasse fließen ließ. Beim Missionsfeste zu Schietfontein aber im November 1854 brachten die 600 Theilnehmer eine Kollekte von 433 Thaler auf, und der Missions-Verein von Amandelboom pflegt vierteljährlich an 350 Thaler in die Missionskasse zu liefern. Das hat denn auch der Herr im Leib-

---

[1]) cf. Rhein. Berichte 1852, Nr. 19. u. 25.

lichen und Geistlichen gesegnet, und es ist den Bauern noch nicht gelungen, die gedeihliche Entwicklung der Stationen, auf denen Kaffern und Bastard's in Frieden und Eintracht mit einander leben, zu hintertreiben und die gesegnete Arbeit der Missionare Alheit, Lutz und Beinecke mit ihren Frauen zu hindern. Bei 600 zur Kirche sich haltenden Bewohnern von Amandelboom waren (1856) unter 275 Getauften an 100 Kommunikanten; auf Schietfontein waren (um dieselbe Zeit) unter 440 Getauften mehr als 160 Kommunikanten und 300 hielten sich zur Kirche; die Zahl der Schüler auf jeder von beiden Stationen aber belief sich auf beinahe 200. Neue Ansprüche der Bauern und selbst der Regierung auf das Grundgebiet beider Stationen haben in der letzten Zeit viel Unruhe gebracht[1]), doch wird ja der Herr Alles zum Besten wenden und diese blühenden Missionsstätten nicht in die Hände ihrer Feinde geben.

Wenden wir uns nun von dem nicht ohne Grund etwas ausführlicher dargestellten Arbeitsgebiet der Rheinischen Missions-Gesellschaft, die ohne Zweifel in Süd-Afrika in der neuern Zeit die bedeutendste Wirksamkeit entfaltet hat, wieder nach Nordosten zu den Arbeiten der **Berliner Missions-Gesellschaft** unter den **Koranna's**, deren Anfang bis zum Jahre 1840 wir erst erzählt haben[2]). In Bethanien waren um diese Zeit 28 Koranna's getauft, auf die umher zerstreuten Buschmänner aber den mindesten Eindruck zu machen, war alle Mühe vergebens, wie denn auch die ab und zu als Arbeiter sich niederlassenden Betschuanen, zu denen man freilich nur durch Dolmetscher reden konnte, ganz gleichgültig blieben. Mit Abstellung der Diebstähle und anderer innerer Unordnungen ging es äußerst langsam. Es wurden wohl dem Feldkornet noch 12 Mann zur Hülfe gegeben, und mitunter griff man auch einmal durch, wenn die Missionare recht drängten, aber der gesetzlose Sinn war zu tief gewurzelt. Im folgenden Jahre gestand der Kommandant der Treckboeren urkundlich zu, daß sich diese mit ihrem Vieh auf 2 Stunden von Bethanien fern halten sollten, wodurch indeß die Belästigungen von Seiten dieser Herren noch keineswegs beendigt wurden. Der Getauften waren nun 32, und es ward endlich der Beschluß durchgesetzt, daß kein Branntwein mehr eingeführt, der vorhandene aber verschüttet werden solle. Darüber konnte sich ein großer Theil der Einwohner nicht zufrieden geben, und etwa 20 Familien, dabei auch einige getaufte Frauen, zogen weg, um ungestört heidnisch leben zu können, so daß nur 40 Hütten in Bethanien blieben. Die Missionare machten von nun an öfters Reisen zu den Koranna's am Vaalflusse, unter denen sich ein Verlangen nach dem Worte Gottes gezeigt hatte, und ernannten deßhalb in der Gemeinde 3 Helfer, davon Einer sogar unter der sich bildenden Gemeinde am Vaalfluß angestellt werden konnte. Die Bethanische Gemeinde mehrte und stärkte sich nun von Jahr zu Jahr, aber immer mehr Koranna's zogen auch weg, der andringenden Bauern und Griqua's wegen. Im Juni 1845 konnte endlich als neue Station Pniel[3]) am Vaalfluß, etwa

[1]) cf. Ebendas. 1857, p. 245 ff., 363 ff. [2]) cf. Berl. Miss.-Ber. 1859, Nr. 15 ff.
[3]) cf. Berliner Missions-Bericht 1846, p. 61 ff., 195 ff. u. a.

25 deutsche Meilen nordnordwestlich von Bethanien, unter den Jan Blum'schen Koranna's gegründet werden. Als aber im Jahre 1846 die englische Regierung, welche, den Boeren nach, allmählich bis an den Oranje vorgerückt war, den Griqua's so viel vom Bethanischen Gebiet zusprach, daß die übrigen Einwohner nicht mehr bestehen zu können meinten, zog fast Alles fort, und nur 78 Seelen, darunter 27 Buschleute, blieben in und um Bethanien. Miss. Wuras, der schon seit 1841 in der Korannasprache predigte, zog mit den Getauften, während die Uebrigen nach dem Vaalflusse gingen; Miss. Winter aber hielt allein aus auf dem vereinsamten, so lange gepflegten Platze mit den schönen Feldern und Gärten, Bewässerungs-Anstalten und Gebäuden, und mit einer 60′ langen, 20′ breiten steinernen, nach langer mühsamer Arbeit erst das Jahr zuvor vollendeten Kirche, um nicht bloß die dagebliebenen Seelen zu weiden und eine Waisen-Anstalt mit etwa 20 Kindern zu leiten, sondern auch das Besitzrecht auf dem Orte zu wahren.

Wuras mit den von Bethanien weggezogenen Korannas wandte sich vorläufig zu den Jakobus'schen Koranna's, eine Tagereise zu Pferd von Pniel, den Vaalfluß hinauf, und nannte den nur zum vorübergehenden Aufenthalt bestimmten Ort Pilgerhütte, später, nachdem die Goliath-schen mit den Jakobus'schen Koranna's sich vereinigt, Hebron[1]) (1846). Da aber auch dieser Platz an Wassermangel litt, redeten die Leute schon von Wegziehen, als die Regierung einen bessern, vor längerer Zeit von den Methodisten besetzten und dann wieder verlassenen Platz Platberg (oder Alt-Platberg), 3 Meilen von Hebron entfernt, den Vaalfluß hinauf, schenkte, und die Station (1849) hierher verlegt wurde[2]), unter Annahme des alten Namens Platberg. Schon vorher aber (1847) war, ebensoweit von Platberg nach N. O., als dieß von Pniel entfernt ist, noch weiter am Vaalfluß hinauf die Station Saron unter den Link'schen Koranna's durch Miss. Schmidt angelegt worden, wo es anfangs gar gut ging, aber nach kurzer Zeit ein Stillestand eintrat.

Das verlassene Bethanien erhob sich schnell wieder, indem heimathlose Leute von allen Seiten herbeiströmten, so daß es Ende 1847, wo der an des 1844 verstorbenen Missions-Sup. Pehmöller's Stelle mit der Leitung der Kaffer- und Koranna-Mission betraute Miss. Schultheiß eine Visitationsreise[4]) durch die Stationen des Korannalandes machte, schon wieder 235 Seelen — Koranna's, Betschuanen, Hottentotten und Buschmänner — zählte. Da gab es denn abermals Arbeit genug, und wenn auch der schon gelegte feste Grund, der bereits vorherrschende Ackerbau, die größere Gewalt des Missionars über die stammlosen Leute Erleichterungen waren, so führte doch auch das Völkergemisch — darunter erst 44 Getaufte — seine Schwierigkeiten mit sich. An der Stelle der elenden, bienenkorbähnlichen Binsenhütten erhoben sich indeß kleine Häuser von Backsteinen, das Wort ward in Segen gepredigt, die Schule,

---

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1847, p. 70. p. 189 f.
[2]) cf. Ebendas. 1849, p. 178 ff.; 1850, p. 38 ff.
[3]) cf. Ebendas. 1847, p. 71. 140. 191.; 1848, p. 72 ff.
[4]) cf. Ebendas. 1848, p. 117 ff.

an der ein bekehrter Betschuane, Richard Miles, arbeitete, und das unterdessen eingerichtete Erziehungshaus hatte einen gedeihlichen Fortgang; eine Zeit der Erquickung nach so mancher Trübsal schien gekommen. Da brach fast plötzlich ein neuer, der Station den Untergang drohender Sturm über Bethanien herein. Im Interesse der Bauern und auf Bitten eines großen Theils derselben hatte der Gouverneur der Kapkolonie die Oberhoheit der Königin von England über den Distrikt jenseit des Oranje ausgesprochen und geeignete Maßregeln zur Handhabung von Recht und Ordnung in demselben getroffen. Eine Anzahl von Bauern aber, hiemit unzufrieden, erregte unter Anführung eines gewissen Andreas Prätorius einen offnen Aufstand[1]), vor welchem die gegenwärtigen englischen Truppen und die Besatzung von Bloemfontein sich zunächst zurückziehen mußten. In Bethanien, was dadurch in die gefährlichste Lage kam, ergriff im Juli 1848 Alles die Flucht, und der Jammer bei dem gerade strengen Winter war groß. Doch schon am 29. August wurden die Bauern von dem mit Verstärkungen aus der Kapstadt schnell herbeieilenden Gouverneur auf's Haupt geschlagen, und am 15. September traf Missionar Wuras wieder in Bethanien ein, wo er freilich eine furchtbare Zerstörung und Verwüstung vorfand, aber mit Eifer an die Wiederherstellung ging und in der durch Trübsal geläuterten Gemeinde einen erfreulichen Hunger nach dem Brod des Lebens fand. Schon im nächsten Jahr (1849) stieg die Einwohnerzahl von Bethanien bis auf 500, und der Einfluß der größern Sicherheit, welche die letzten energischen Schritte der Regierung gegen die Bauern zu Wege gebracht, machte sich in erfreulicher Weise geltend. Lokalgesetze für die Einwohner des Ortes wurden entworfen, auf deren Beobachtung aus der Mitte der Leute selbst gewählte Beamte mit Strenge hielten; ein neues Branntwein-Verbot ward in einer Versammlung sämmtlicher Männer des Ortes festgesetzt, wobei ein Gemeindeglied treffend bemerkte: „Es muß gar kein Gesetz gegen den Branntwein geben; es wird doch nichts helfen, wenn der Mann nicht erst durch's Evangelium bekehrt wird". Schwierig war es, für die schnell anwachsende Bevölkerung einen ausreichenden Lebensunterhalt zu finden; die Betschuanen machten Versuche mit Ansäen von Kafferkorn; Andere suchten Arbeit in dem nahen Bloemfontein. In Pniel hatte mittlerweile die Mission von der Wanderlust der Koranna's viel zu leiden gehabt, doch war eine Kirche im Bau begriffen, einige 60 waren getauft, die Schule wurde von 60 Kindern regelmäßig besucht, auch eine Nähschule war eingerichtet; zu Platberg stand man noch in den Anfängen; in Saron war ein unerfreulicher Stillstand eingetreten, doch hatte man schon an eine Mission in Bootschap an dem Hartfluß, eine Tagereise von Pniel, jenseit des Vaalflusses, gedacht, als im Jahre 1850 die Koranna-Mission abermals in schwere Gefahr gerieth, indem die Engländer von dem mächtigen Bassutohäuptling Moschesch auf's Haupt geschlagen wurden, wobei auch 7 der besten Gemeindeglieder von Bethanien im Kampfe fielen. Glücklicherweise säumte er so lange, daß die Engländer Verstärkung an

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1848, Nr. 10 u. 11. 1858, Nr. 18.

sich ziehen konnten, und eine Hungersnoth half die Kriegslust noch mehr dämpfen. Im folgenden Jahre machte Schultheiß, durch den Kaffernkrieg nach Kingwilliamstown vertrieben, von da aus eine zweite Visitationsreise¹) durch Korannaland, und konnte besonders von Bethanien und dem Seelenzustand seiner Bewohner viel Herzerquickendes berichten, während auch im Aeußern der Ort zu dem Ansehen eines europäischen Dorfes heranwuchs. Eine Schäferei daselbst hatte guten Fortgang und versprach einen nicht unbedeutenden Gewinn. Doch drängte sich ihm damals schon die Ueberzeugung auf, daß die Koranna's als Volk ihrem Untergange nahe seien. Und neue Zeiten der Angst und Sorge nahten schon. Nach einer durch Heuschrecken bewirkten Dürre standen auch die Bauern unter Prätorius wieder auf, und die Regierung, außer Stande, in diesem Landstrich, der bisher sogenannten Sovereignty, mit seiner bunten, durcheinandergewürfelten Bevölkerung Zucht und Ordnung zu erhalten, entsagte ihrer Oberhoheit und überließ diese Gegend ihrem Schicksal. Am 11. März 1854 verließ der englische Kommissar Bloemfontein und ging mit den Truppen nach der Kolonie, und um dieselbe Zeit mußte das von allen Koranna's verlassene Saron, und ebenso Platberg, das der Buschmann-Kapitän Danzer für sein Eigenthum erklärte, aufgegeben werden²). Das Korannaland zwischen dem Oranje- und Vaalfluß aber ward unter dem Namen Oranje-Fluß-Staat eine freie Republik mit einem weißen Präsidenten an der Spitze eines ebenfalls aus Weißen bestehenden „Volksrathes", und wenn auch in den Nachbargegenden jenseit des Vaalflusses der Vertilgungskrieg zwischen den Bauern und den schwarzen Eingebornen noch forttobte, so trat doch im Korannaland vorläufig eine Zeit der Ruhe ein. Unter der gemischten Bevölkerung von Bethanien, das späterhin von der neuen Regierung mit allem dazu gehörigen Lande als Besitzthum der Berliner Missions-Gesellschaft öffentlich anerkannt wurde, traten wieder feste und geordnete Verhältnisse ein, während in Pniel, wo das innere Leben der Gemeinde manche liebliche Frucht zeigte, der äußere Bestand der Station vornemlich durch die Schuld des Kapitäns Jan Blum längere Zeit schwankend und unsicher war. Bethanien ward aus einer weiland Koranna-Station immer mehr eine Betschuanen-Station, und unter den 118 Gemeindegliedern im Jahre 1856 bestand die große Mehrzahl aus Betschuanen. In Pniel fuhr um diese Zeit der größere Theil der Gemeinde fort, seines christlichen Berufes würdig zu wandeln, obschon die Ungewißheit über den äußern Fortbestand der Station an der gegenwärtigen Stelle noch fortdauerte. Das Korannavolk selbst aber, vor 12 Jahren noch etwa 20,000 Seelen, jetzt bereits auf die Hälfte herabgesunken, geht mehr und mehr seiner völligen Auflösung entgegen³), da ihm die Bedingungen eines volksthümlichen Fortbestehens fast gänzlich fehlen, und sein schwacher

¹) cf. Berl. Missions-Berichte 1852, p. 36 ff.

²) cf. Ebendas. 1854, p. 158 ff., 209 ff. Berl. Jahres-Bericht 1854, p. 50 ff.; 1855, p. 55 ff.

³) cf. Berliner Jahres-Bericht 1854, p. 47 ff. Miss.-Berichte 1854, p. 113 ff., 209 ff., 223 ff.

Rest verläuft sich mit jedem Jahre mehr in die Wüsten oder in das Joch von Nachbarvölkern. Die Mission aber hat dem Volke das Evangelium verkündet, der Schall des Wortes Gottes hat von den Stationen aus das Land durchtönt, und wenigstens ein Häuflein Geretteter wird als Segensfrucht jedenfalls zurückbleiben, wenn die Masse das Land verläßt und dem Worte des Lebens den Rücken wendet.

Und nun überschauen wir noch einmal schnellen Blicks das ganze, weithin sich erstreckende Gebiet der evangelischen Mission im Norden und Nordwesten des Kaplandes in seinem gegenwärtigen Bestande. Wo im Westen des südlichen Afrika die schwarzen Völker von Norden her mit den südlicher wohnenden gelben Stämmen zusammenstoßen, da zieht sich eine ganze Reihe der **Rheinischen Stationen** hin[1]). Von der Wallfischbai anfangend, zählen wir Scheppmannsdorf, wo keine Gemeinde mehr ist, und nur der Br. Krapohl als Kolonist und Agent der Mission wohnt, um den Verkehr des Inlandes mit der Küste zu vermitteln, Otjimbinguê, an der Heerstraße von der Wallfischbai zu den Kupferminen gelegen, Otjikangó oder Neu-Barmen, beide vor der Hand ohne große Hoffnung, südlich davon und östlich von Scheppmannsdorf Rehoboth, das auch noch nicht wieder zum festen Frieden und Gedeihen kommen will, südöstlich davon unter den eigentlichen Namaqua's Hoachannas, mit 100 Bewohnern, die das Wort Gottes gerne hören, aber von den Kupfergräbern auch schon zu leiden haben, und von da nach Norden hinauf Nausannabis und noch nördlicher, am Weitesten nach dem Innern zu, Gobábis (Kubabis), äußerlich die schönste Station im Norden des Oranje, mit 3 reichen Quellen, aber auch manchen lebendigen Christen, den Häuptling voran, die Kirche und Schule fleißig besuchen. Von Hoachannas weit nach Süden unter den Orlams finden wir Bersaba mit 700 Seelen, einst Filial, jetzt Muttergemeinde von dem südwestlich gelegenen Bethanien am Goangibfluß, dessen Gemeinde sich jetzt wieder zur Buße und kirchlichen Ordnung wendet und etwa 140 Kinder zur Schule schickt, aber durch das Eindringen weißer Branntweinhändler und Kupfergräber mit weiterer Zerrüttung bedroht wird. Das südlich von da schon im Kl. Namaqualande liegende Richtersveld hat aufgegeben werden müssen, ebenso haben Steinkopf im Süden, und noch südlicher Kommaggas durch die Anlegung der Kupferminen in jener Gegend entsetzlich gelitten. Um so lieblicher blüht nordöstlich von Steinkopf Pella im Buschmannslande, wohin die wilde Wirthschaft der Kupfergräber nicht reicht, unter seinem alten, nicht ordinirten Miss. Schröder, weßhalb die Sakramente von Steinkopf aus verwaltet werden. Etwa 200 Bastards, ein stilles, anständiges und freundliches Völklein, halten sich hier fleißig zur Kirche und suchen innerlich und äußerlich vorwärts zu kommen. Weiter landeinwärts am Zack- (Sack) Fluß in den Karreebergen liegt Amandelboom, wozu etwa 1000 Bastarde gehören, darunter 450 Getaufte und 170 Kommunikanten, die etwa 200 Kinder zur Schule schicken, die Missionare aus eignen Mitteln unterhalten

[1]) cf. Basl. Miss.-Mag. 1858, p. 467 ff.

und kürzlich eine Kirche gebaut haben, bei deren Einweihung 400 Thlr. collectirt wurden; an der Gränze des Kaffern- (Betschuanen) Gebiets endlich, auf Schietfontein, haben 400 Kaffern und 600 Bastards sich angesiedelt, darunter 450 Getaufte und 200 Kommunikanten, welche 250 Kinder in die Schule schicken und eine neue Kirche für 6500 Thlr. größtentheils aus eignen Mitteln erbaut haben.

Nordwestlich von Amandelboom und südlich von Steinkopf liegt in den Khamiesbergen im Kl. Namaqualand die Station der **Methodisten** Lilyfountain oder Khamiesberg, noch immer, sowohl was die äußern Zustände, als das geistliche Leben und die sittliche Führung der dortigen Namaqua's betrifft, ein sprechendes Zeugniß für die Kraft des Evangeliums, während die von Nisbett Bath (Nabis) im Groß Namaqualande ausgehenden nördlicheren Missionen seit 1850 wieder aufgegeben sind.

Die **Londoner Missions-Gesellschaft** hat jenseits des Oranje unter den Griqua's nur noch die Stationen Griquatown mit dem benachbarten Campbellsdorf und nördlich Daniels Kuil, davon östlich Lekatlong, und von da wieder weit nach Süden Philippolis. Am letztern Orte werden immer noch neue Glieder hinzugethan zur Gemeinde[1]), die Tags- und Sonntagsschulen sind gut besucht, der zeitliche Wohlstand nimmt zu, die Leute unterhalten ihren Missionar selber und geben auch sonst ansehnliche Beisteuern für die Mission; aus Lekatlong aber wird von weitverbreiteten Erweckungen unter den Eingeborenen berichtet.

Von Lekatlong gar nicht weit südöstlich am Vaalfluß liegt Pniel, die eine Koranna-Station der **Berliner Missions-Gesellschaft**, und 25 Meilen weiter südsüdwestlich Bethanien; etwa zwischen beiden, wenn auch nicht ganz in der Mitte, der Hauptort des Oranje-Freistaates Bloemfontein[2]), wo anfangs 1857 eine bedeutende Anzahl Fingu's und Kaffern, um Arbeit zu suchen, sich gesammelt hatten, unter denen Miss. Salzmann von Pfingsten 1857 ab thätig war, doch ist diese Station bereits wieder aufgegeben, während die Methodisten[3]) dort noch eine Mission haben. Aus Bethanien könnte etwas werden, wenn bei gesicherten Zuständen des Landes die günstigen Verhältnisse seiner Lage, sowie seines Grundes und Bodens mit Einsicht und einigem Kosten-Aufwand gehörig benutzt würden, und sind dafür in neuester Zeit Schritte geschehen. Von den etwa 600 Leuten, darunter die Mehrzahl Betschuanen, halten sich durchschnittlich 200 zur Kirche, darunter 85 Kommunikanten. Die Schule hatte in der letzten Zeit auch durch unregelmäßigen Schulbesuch sehr gelitten. Pniel[4]) endlich, von 600 Koranna's bewohnt, ist nunmehr im Jahre 1857 durch Erwerb eines benachbarten Landstriches, obschon gegen den Wunsch Jan Blum's und der Heiden, weil nun die Missionare Herren des Platzes sind und ein strengeres Regiment führen können, gesichert worden; außer den Häusern der

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 497.
[2]) cf. Berliner Jahres-Bericht 1857, p. 31. Miss.-Berichte 1857, p. 126.
[3]) cf. Calw. Miss.-Bl. 1853, p. 75 ff.
[4]) cf. Berliner Miss.-Berichte 1858, p. 66 ff., 130 ff.

Missionare und der Kirche sind aber blos Mattenhäuser daselbst zu sehen. Die eigentliche Gemeinde besteht aus 200 Seelen, darunter 83 Abendmahlsgenossen. Bei dem Griquahäuptling in dem jenseits des Vaal liegenden Dorfe Campbell wurden auf seine Bitten bisweilen Besuche gemacht und gepredigt, Puiel selbst aber ist ganz neuerlich (Juli 1858) durch die im Westen des Freistaats stattgefundenen kriegerischen Unruhen [1]) auch mit betroffen worden.

B. Die Betschuanen in Süd-Afrika.

8. Jahresbericht rc. p. 70 ff. — Hoffmann, Missionsstunden p. 377 ff. — Missionsfreund 1847, p. 2 ff. — Schrumpf, Süd-Afrikanische Missionsbilder für Jung und Alt. Straßburg 1859.

§. 1. Land und Leute.

Basler Miss.-Mag. 1823, I, p. 113 ff; 1826, I, p. 111 ff; 1858, p. 124 f. — Evang. luth. Missionsbl. 1849, p. 281 ff. 298 ff. — Calw. Missionsbl. 1844, p. 1 ff; 1845, p. 5 ff; 1847, p. 123; 1848, p. 38. — Calw. Monatsbl. 1844, p. 45 ff. — Berliner Missionsber. 1840, p. 128; 1844, p. 25 ff. 73 f; 1856, p. 136 f; 1857, p. 60. — E. Casalis, études sur la langue séchuana. Paris 1841.

In der mittleren Zone des südlichen Afrika's, deren von O. nach W. drei nach Bodengestalt und Beschaffenheit sich unterscheiden lassen, zwischen den Hottentotten und Kaffern, jenseits des Oranjeflusses bis hinauf an die portugiesischen Kolonien an der Küste Mozambique in N. O., wohnt in einem zum größten Theil aus weit ausgebreiteten, wellenförmigen Ebenen bestehenden Lande, da keine emporstrebenden Berge, wenige Quellen und noch weniger immerfließende Ströme sich finden, und alle paar Jahre auch Regenmangel und Dürre eintritt, das einer staatenbildenden Kraft gleich den meisten barbarischen Nationen Afrika's entbehrende, in unzählige, fast unaufhörlich mit einander kämpfende und beständig ihren Sitz wechselnde Stämme zersplitterte Volk der **Betschuanen**, im S. O. als Bassuto, Mantäti, Batau, Likhoya u. s. w., im W. und N. W. als Barolong, Batlapi, Baharutsi, Bakhatla, Bawangketsi, Bamangwato, Backwain u. s. w. auftretend. Die verschiedenen Stämme nennen sich nach verschiedenen Thieren, was, nach Livingston, wahrscheinlich daher kommt, daß sie in frühern Zeiten dem Thierdienst ergeben waren, wobei sie heilige Tänze aufführten, daher man jetzt noch, nach dem Stamme eines Betschuanen forschend, ihn fragen muß: „Was tanzest du?“ Auch hat jeder dieser Stämme eine abergläubische Furcht vor dem Thiere, nach welchem er genannt ist, und genießt niemals dessen Fleisch, scheut sich auch, es zu tödten. Der Name Bakhatla z. B. bedeutet „die vom Affen“, Backwain oder Bakuéna „die vom Alligator“, Batlapi „die vom Fisch“; auch findet man im Lande noch die Spuren vieler alten, nun ausgestorbenen Stämme in einzelnen überlebenden Gliedern. Das persönliche Fürwort sie oder die heißt in der Sprache dieser Stämme Ba-ma, Wa-, Ba- oder Ova u. s. w., ein einzelnes Individuum wird bezeichnet mit dem Fürwort Mo oder Le; ein einzelner Barolong z. B. heißt demnach Morolong. Die Sprache der Betschuanen ist von der der Hottentotten ganz verschie-

[1]) cf. Berliner Miss.-Ber. 1858, p. 258 ff.; 1859, p. 10.

den; sie ist angenehm für das Ohr, und hat keine Töne, welche der Europäer nicht aussprechen könnte. Der Anfang des Evang. Johannis z. B. lautet in der Sitschuanasprache, wie sie genannt wird: Lehuku le le mo tsimologon, mi Lehuku le le na le Morimo, mi Lehuku e le le Morimo. 2. Ye, le le na le Morimo mo tsimologon. 3. Lilo cotte li tsa rihoa ka yeona, mi ga goa rihoa sepe sa tse li rihiloen, ha e si ka yeona[1]).

In ihrer äußern Erscheinung mehr den Kaffern als den Hottentotten ähnlich und wie diese einen Karoß als Hauptkleidungsstück tragend, stehen die Betschuanen doch auf einer nicht unbedeutend höheren Bildungsstufe, als ihre Nachbarn im Tieflande. Sie treiben mehr Acker- und Gartenbau und ein Theil von ihnen versteht auch die Bearbeitung des Eisens und Kupfers zu Kriegswaffen und Schmuck. Ihre Wohnungen sind bei weitem vollkommener und dauerhafter, als die der Hottentotten. An einer erhöhten Stelle, meist unter dem Schatten eines großen Mimosenbaumes, wird eine Tenne geebnet und auf dieser das allemal runde Haus erbaut, welches mit einem oben bedeckten, nach außen offenen Gange umgeben ist; in diesem wird gekocht, so daß das Innere von Rauch frei bleibt, im Hause selbst aber und dessen Umgebung wird Alles sehr reinlich gehalten. Sie leben auch nicht in kleinen Kraalen, sondern in größeren Städten mit reinlichen Straßen, oft von Tausenden bewohnt, beisammen, und jeder Stamm hat eine solche Stadt, außer derselben aber nur zerstreute Hirtenwohnungen. Ihre Häuser, deren Erbauung bedeutenden Scharfsinn so gut wie harte Arbeit verlangt, sind ganz das Werk der Frauen, welche das schwere Holz selber nach Hause schleppen müssen und äußerst dankbar sind, wenn ihre Männer sich wenigstens entschließen, ihre Aexte zu nehmen und die Stämme in dem oft Stunden weit entfernten Walde zu fällen. Der Mittelpunkt des kegelförmigen Daches pflegt in vielen Häusern 18 Fuß hoch zu sein, und es erfordert für die Frauen, da sie keine Leitern haben, nicht geringe Mühe, solche Höhe zu erklimmen. Die Männer aber gehen hin und her und sehen mit der größten Gleichgültigkeit zu. Uebrigens sind die Häuser nur auf Zeit gebaut, und erfordern große Arbeit, wenn sie in baulichem Stande bleiben sollen. Sie lassen wenig Licht zu, das in einem heißen Lande und bei Millionen von Hausfliegen nicht erwünscht ist, und während der Winterzeit sind sie unbehaglich, luftig und kalt.

Die Männer haben keine weitere Beschäftigung, als Krieg zu führen oder auf die Jagd zu gehen, die Heerden zu bewachen, die Kühe zu melken und Felle und Häute zu Mänteln zuzurichten; die Frauen dagegen haben die ungleich schwerere Aufgabe, den Acker zu bestellen, die Häuser zu bauen, Gräben zu graben, Brennholz zu holen und die Kinder aufzuziehen. Vielweiberei herrscht daher auch unter den Betschuanen, und während der Mann es aus begreiflichen Gründen bequem findet, eine ganze Anzahl solcher Untergebenen zu haben, würde die Frau höchlich erstaunen, wenn man ihr sagen wollte, daß sie im ledigen oder Wittwen-

---

[1]) cf. das Bassutolied im Calwer Missionsbl. 1855, p. 75 f. und den Brief eines Betschuanen im Hermannsb. Missionsbl. 1858, p. 13.

stande glücklicher, denn als die Sklavin eines stolzen Mannes sein würde, der den größten Theil seines Lebens damit hinbringt, im Schatten zu liegen, während sie gezwungen ist, für ihn unter den Strahlen einer beinahe senkrecht über ihr stehenden Sonne zu arbeiten. Die Weiber haben auch nicht das Recht, in den Viehkraal oder in die daran stoßende Umzäunung, Khotla, wo die Männer sich gewöhnlich aufhalten, einzutreten; nur kleine Mädchen, die noch nicht mannbar sind, dürfen hinein. Stirbt ein Weib während der Entbindung, so wird erst im Grabe die Leiche geöffnet, weil man einen Baum nicht mit seiner Frucht beerdigen dürfe; von Zwillingsgeburten wird aber immer ein Kind, bei verschiedenem Geschlechte das weibliche, bei gleichem das schwächere, ermordet. Von Kinderzucht ist natürlich keine Rede, obschon der Diebstahl bei ihnen auf grausame Weise bestraft wird. Dem Kinde, welches man dabei ertappt, werden nämlich die Hände zusammengebunden und über ein langsames Feuer gehalten, bis das rohe Fleisch heraussieht; im Wiederholungsfall wird dasselbe Verfahren erneuert, bis das Fleisch ganz verbrannt ist, weßhalb man unter den Betschuanen nicht selten Personen begegnet, die in Folge wiederholter Diebstähle in ihrer Jugend den Gebrauch ihrer Hände vollständig verloren haben. Wenn die Knaben 8—14 Jahr alt sind, beschneidet man sie, und dann gelten sie für erwachsen, dürfen sich bemalen, die Kleidung der Männer, eine Art Dolman von Thierfellen, anlegen und Schild und Speer nehmen. Mit einer anderen Ceremonie treten die Mädchen aus den Kinderjahren: sie müssen ein heißgemachtes Stück Eisen mehrere Minuten ohne Schmerzenslaut in der Hand halten, zum Zeichen, daß ihre Hände zu harter Arbeit taugen. Alle Krankheiten leiten sie von Bezauberung ab, gegen welche sie durch allerlei Amulete sich zu schützen suchen, und dieser thörichte Wahn ist denn eine unerschöpfliche Quelle von Verleumdung, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Grausamkeit und Haß, seltener von Mord, da die Betschuanen minder blutgierig sind, wie andere wilde Stämme. Kranke und Verwundete werden übrigens außerhalb des Ortes in eine elende kleine Hütte oder nur unter ein Schirmdach gegen Sonne und Wind gebracht, wo sie zwar mit Nahrung versehen, aber häufig eine Beute der zahlreich umherstreifenden Löwen oder Hyänen werden. Stirbt Jemand bei den Betschuanen, und ist ein Fremdling oder arm, so wird sein Leichnam blos auf den Anger hinausgeschleppt, ist es aber ein Verwandter oder ein Mitglied ihres Stammes, so stellt der Häuptling eigends einen Mann auf, der über die gewissenhafte Verrichtung aller dabei gebräuchlichen Ceremonien wachen muß, damit nicht etwa das Land mit einer Dürre heimgesucht werde, und die Verwandten eines Verstorbenen sind gleichfalls unrein, bis sie eine gewisse Ceremonie durchgemacht, und dürfen am Kothla und der Arbeit nicht Theil nehmen, sonst würden sie bei Menschen und Thieren Sterblichkeit verursachen. Liegt nun ein Betschuane im Sterben, so wirft man ein Netz über seinen Leib und hält ihn in sitzender Stellung, die Kniee an das Kinn gebogen, bis der Athem stille steht. Darnach wird das Grab, gewöhnlich neben dem Hürdenzaune, gegraben und inwendig mit einer großen Zwiebel abgerieben. Die Leiche, der das erwähnte Netz zum Sarge dient, wird dann, von Niemand berührt, durch

eine eigends dazu gemachte Oeffnung im Zaun hinweggetragen und, mit dem Gesicht nach Mitternacht gewandt, in das Grab niedergesetzt. Auf die Füße wird Erde von einem Ameisenhaufen geworfen, und wenn dann das Grab bis zum Munde der Leiche vollgeschüttet ist, wird ein Akazienzweig nebst etlichen Wurzeln auf den Kopf gelegt, eine andere Wurzel aber so angebracht, daß sie aus dem Grabe hervorsieht. Männer und Weiber, so viel da sind, werfen zuletzt einige Hände voll Erde auf den Grabhügel, worauf Alle ihre Hände und Füße in Becken mit Zwiebelwasser waschen und schreien Pulá! Pulá! (Regen! Regen!) Eine alte Frau, gewöhnlich eine Verwandte des Verstorbenen, trägt darauf seine Waffen herbei, Bogen und Pfeile, Kriegsaxt und Speere, auch Korn und Gartensämereien, selbst einen Knochen eines alten Zugochsen, redet das Grab an und spricht: „da sind alle deine Habseligkeiten!" Zum Beschluß gießt man mehrere Becken Wasser über dem Grabe aus, und die Weiber erheben ein Klaggeheul.

Die Regierungsweise unter den Betschuanen ist sehr einfach, monarchisch und doch auch patriarchalisch. Jeder Stamm hat seinen Häuptling oder König, dessen Regiment erblich ist, und der gewöhnlich in der größten Stadt des Stammes residirt. Unter jedem Stammhäuptling steht wieder eine Anzahl untergeordneter Häuptlinge. Jeder Familienvater ist unbeschränktes Haupt der Familie; seine Kinder bauen ihre Hütten rings um die seinige her, und je mehr die Zahl der Kinder wächst, desto bedeutender wird sein Einfluß. Deßhalb werden Kinder auch als ein großer Segen betrachtet und in der Regel sehr freundlich behandelt. Etwa in der Mitte eines solchen Kreises von Hütten befindet sich ein freier Platz mit einer Feuerstelle, die oben erwähnte Khotla, wo man arbeitet, speist, zusammensitzt und über die Tagesneuigkeiten sich unterhält. Ein armer Mann schließt sich an die Khotla eines Reichen an, und wird von da an als eines seiner Kinder betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Hüttenkreise um seinen Kreis her, und die Vereinigung vieler Khotla's um die große, in der Mitte stehende Khotla des obersten Häuptlings her macht eine Stadt aus. Der der Khotla des Häuptlings zunächst liegende Kreis besteht aus den Hütten seiner Frauen und nächsten Blutsverwandten. Die Unterhäuptlinge fesselt er an sich und seine Regierung dadurch, daß er selbst ihre Töchter heirathet oder seine Brüder dazu veranlaßt, da die Betschuanen großen Werth auf hohe Verwandtschaftsverbindungen legen. Obgleich nun die Macht des Stammhäuptlings sehr groß und in manchen Fällen selbst despotisch ist, so wird sie nichtsdestoweniger von den kleineren Häuptlingen im Zaum gehalten, indem diese in den öffentlichen Landtagen oder Pitscho's die größte Redefreiheit gebrauchen und offen zur Sprache bringen, was sie an seiner Regierung auszusetzen haben. Zusammengerufen wird ein solches Pitscho nur, wenn Streitigkeiten zwischen Stämmen zu schlichten sind, wenn die Landessitte verletzt ist, oder wenn ein Raubzug unternommen werden soll, wenngleich dabei gelegentlich Gegenstände von geringerer Wichtigkeit zur Berathung kommen können. Betrug, Diebstahl, Mord und andere Verbrechen gehören nicht vor den Richter, sondern werden der Rache der Einzelnen anheimgegeben. Bei dem Pit-

scho selbst aber pflegen sich die versammelten Häuptlinge so unbändig zu geberden, und doch zugleich meist mit einer solchen Einsicht zu sprechen, daß man nicht recht weiß, ob man sie für Weise oder Verrückte halten soll. Schon auf dem Wege nach dem Versammlungsplatze machen sie so seltsame Sprünge, indem sie sich hoch in die Luft schnellen, und schwenken ihre Waffen mit solchem anscheinenden Ingrimm, daß es das Ansehen gewinnt, als wären sie im Begriff, einen Feind anzugreifen oder niederzustoßen. Hat sich dann der Kreis mit einem hinlänglichen Raume in der Mitte gebildet, so stimmen Alle in einen gemeinschaftlichen Gesang ein, welchen die Hauptperson oft mit einem Tanze begleitet. Jeder Häuptling läßt, so wie er sich zum Sprechen erhebt, seiner Rede ein dreimaliges fürchterliches Geheul oder Gebrüll vorausgehen, ja bisweilen ahmt er sogar das Gebell eines Hundes nach. Einige von seinen Dienern oder Begleitern treten alsdann hervor, und tanzen vor ihm, wobei sie durch die heftigsten und wunderlichsten Gebärden den lärmendsten Beifall der Zuhörer hervorrufen. Wenn sie sich auf ihre Sitze zurückziehen, so beginnt der Redner, indem er Stillschweigen gebietet, und dann mit großer Freimüthigkeit sich ausspricht, wobei sie oft einen gesunden Verstand, ja selbst eine rohe Art von Beredtsamkeit entfalten. Dabei scheuen sie sich denn auch nicht, den König oder Oberhäuptling, der in der Regel die Geschäfte des Tages nur mit wenigen Worten eröffnet, unter Umständen hart zu tadeln, etwa, daß er Frauen zu seinen Räthen mache, oder daß er, indem er den Leuten Audienz gebe, seinen Körper betrachte, um zu sehen, ob er nicht etwa zu stark würde; ein sicheres Zeichen, daß sein Geist sich wenig mit der Sorge um das Wohl seines Volkes beschäftige. Der König aber spart seine ganze Beredtsamkeit bis zum Ende der Verhandlungen auf, wo er die gehaltenen Reden zergliedert und nie unterläßt, in der wüthendsten Sprache — und dies ist seine einzige Rache — die zu geißeln, welche seine Fehler aufgedeckt haben, oder, wie er sich ausdrückt, über seinen Körper hinweggegangen sind und ihre Füße auf seinen Nacken gesetzt haben. Die Zuhörer bei diesen Verhandlungen, wo es nur wenig „allgemeine Heiterkeit" und noch weniger „Zischen" gibt, während jeder Redner ohne Scheu seine Gedanken vorbringt, sitzen auf dem Boden, jeder mit seinem Schilde vor sich, an welchem eine Menge Speere befestigt sind, ein Köcher voll vergifteter Pfeile hängt von der Schulter herab, und die rechte Hand hält eine Streitaxt. Viele sind auch mit Tigerhäuten geschmückt und haben Federstutze auf ihren Köpfen. Bisweilen stehen auch die Frauen im Hintergrunde und nehmen insoweit Antheil an der Verhandlung, als sie diejenigen, deren Ansichten sie billigen, durch lautes Zurufen ermuthigen, oder in ein lautes Gelächter ausbrechen, wenn ihnen etwas lächerlich erscheint.

An ihren Gewohnheiten halten die Betschuanen mit großer Zähigkeit fest und fühlen sich darin so wohl und behaglich, daß es sehr schwer hält, sie von deren Mangelhaftigkeit zu überzeugen. Bei allen sonstigen Zugeständnissen erklären sie doch unsere Gebräuche für plump, ungeschickt und beschwerlich, und können z. B. nicht begreifen, wie wir unsre Arme, Beine und Füße in Säcke (damit meinen sie unsre Kleidungsstücke) stecken können. Den Körper aber zu waschen, anstatt ihn

mit Fett und rother Farbe zu beschmieren, gilt ihnen für ekelhaft. In ihrem Charakter haben sie etwas Offenes, Edles und Umgängliches, doch gehen Ehebruch, Unzucht, Lüge, Betrug und Rachgier auch unter ihnen im Schwange, gleichwie unter allen Heiden; der schwärzeste Fleck in ihrem Charakter ist aber die Gleichgültigkeit, mit welcher unter ihnen der Mord betrachtet wird, der fast nur in der Familie des Ermordeten Aufsehen erregt und dem Thäter weder Schande bringt noch Unruhe macht, es müßte denn aus Furcht vor Rache sein, denn selten nur erfolgt eine Bestrafung durch die höchste Gewalt. Sind auch ihre gewöhnlichen Kriege bloß Raubanfälle auf ihre schwächeren Nachbarn, um mit so wenig Lebensgefahr als möglich Viehheerden hinwegzutreiben, so kennt doch ihre Grausamkeit im Kampfe keine Gränzen. Den verwundeten Feind schlagen sie mit Keulen, Steinen und Speeren unter gräßlichem Geschrei und mit teuflischen Gebärden, und selbst kein Weib findet Gnade, zumal wenn sie etwas wie Schmuck besitzt. Einige Kupferringe, die um den Hals oder Arm so befestigt sind, daß es schwer hält sie abzunehmen, sind hinlänglicher Grund, mit der Streitaxt das Haupt oder den Arm vom Körper zu trennen. Vor etwa 25 Jahren gab es unter den Bassuto's sogar einen Stamm, Morimo oder Mayabato (Menschenfresser) genannt, der während einer durch Krieg entstandenen Hungersnoth Jahrelang fast nur von Menschenfleisch sich nährte.

Sicher war diese Menschenfresserei bei den Bassuto's nicht von jeher zu Hause; erst als in den Jahren 1820 und 30 die Zulu-Kaffern in's Land fielen, die Städte und Dörfer plünderten und zerstörten, die Heerden wegtrieben und die Aecker verwüsteten, die unglücklichen Bewohner aber mordeten und in die Wüste verjagten, aus der Keiner sich herauswagen durfte, wenn er nicht sofort erschlagen werden wollte, da trieb sie zunächst der Hunger und die Noth, später, nachdem sie einmal Geschmack daran gefunden, die wilde Begierde, mit Menschenfleisch sich zu sättigen. Ein Leopardenfell über den Schultern, am Kopf mit allerlei Zierrathen geschmückt, auf der Brust einen Panzer von Leder, in der rechten Hand einen Schild und eine Keule, in der linken einen langen Speer haltend, so pflegten sie dem erschreckten Wanderer entgegen zu treten, und verloren war, wer in ihre Hände fiel. Sicherlich war die Zahl dieser Kannibalen anfangs klein, und vergrößerte sich in dem Grade, wie der Hunger die Stämme der Bassuto's zur Zerstreuung nöthigte. Endlich aber war das ganze Land davon angesteckt, so daß man in keinem Theile desselben mit Sicherheit reisen konnte. Diese Kannibalen hatten sich in den Höhlen der Berge versteckt, und die Eingänge derselben durch Bäume unsichtbar gemacht, so daß man an ihren Schlupfwinkeln vorbeiging, ohne Verdacht zu schöpfen. Aus diesen Höhlen heraus lauerten sie auf die Leute in der Ebene, und suchten sie hinterrücks zu überfallen. Waren die Wanderer in zu großer Zahl, so daß sie Widerstand leisten konnten, so wurden sie von vorn angegriffen, und nachher bemächtigte man sich der Leichname, die auf dem Schlachtfeld liegen blieben. In der Nacht legten sich die Mörder in den Hinterhalt, und zogen einen Fuß hoch vom Boden eine Schnur quer über den Weg, so daß der Wanderer darüber fallen mußte, und ehe er sich wieder erheben konnte, war er von Lanzenstichen durchbohrt. Entkam Einer in der Nacht, so gingen sie am Tage seinen Fußstapfen nach und suchten ihn zu überfallen. König Moschesch, der nach der Ankunft der französischen Missionare (s. §. 2.) die Reste dieser Stämme sammelte, die Uebertreter mit Strafen bedrohte und für die nöthigen Unterhaltsmittel sorgte, hat nicht wenig dazu beigetragen, diesem Uebel ein Ende zu machen, und heutzutage kann man dort überall sicher vor Kannibalen reisen.

Von dem Aberglauben der Betschuanen geben die vielen Amulete Kunde, welche sie vornehmlich am Halse zu tragen pflegen, bald eine Wurzel, die eine magische Kraft als Heilmittel besitzen soll, bald

ein durchsichtiger Stein (Quarz), der, wie sie sagen, vom Himmel gefallen ist, auch kleine Vogelknochen und Würfel aus Hammelsfüßen (Bola), deren sie sich zum Wahrsagen bedienen. Um den Kopf tragen Manche außer den Gegenständen, die blos zur Zierde dienen, wie Sperber- oder Pantherkrallen, Vogelfedern aller Art, Hasenschwänze u. dergl., auch noch Schlangenhäute, um sich gegen den Angriff eines Feindes zu schützen, in den Haaren Käfer, welche Fruchtbarkeit verleihen sollen, und plattgedrückte Froschhäute gegen den boshaften Einfluß der Zauberer. Aus gedörrten und zu Pulver gestoßenen Kröten macht man eine Salbe, die gegen jede Verwundung sichern soll, und ein Mensch, dessen Schweiß man bekommen kann, vermag nach ihrer Meinung niemals zu schaden. Das Krokodil, eine Riesen-Eidechse und verschiedene Vögel dürfen nicht getödtet werden; auch darf man, während das Getreide im Wachsen ist, keinen Stier schlachten, sonst schlägt die ganze Ernte fehl. Von dem Donner glauben sie, daß er durch einen geheimnißvollen Vogel, Tlari, hervorgebracht werde; um sich daher vor dem Einschlagen bei Gewittern zu sichern, stecken sie Dornzweige auf ihre Hütten, um den Donner abzuhalten, der sich nicht gern werde an den Dornen stechen wollen. Hat aber der Blitz einen Baum in der Nachbarschaft des Dorfes oder in den Gärten zerschmettert, so führt der Häuptling seine Leute dahin, um den Baum mit Eisen und Feuer auszugraben und zu vernichten. So findet sich unter den Betschuanen noch vielerlei anderer Aberglaube; ihre Hauptbehelfer aber und Hauptbetrüger sind die sogenannten Regenmacher, „Baroka's", Leute, denen sie die Macht zuschreiben, Regen herbeizuführen oder auch zu verhindern. Da „Regen" und „Segen" bei diesem Volke ziemlich gleichbedeutend sind, so kann man daraus auf das Ansehen und den Einfluß jener Zauberer schließen, die zwar oft genug mit ihrer Kunst zu Schanden werden, aber schlau genug sind, in solchem Falle die Schuld von sich abzuwälzen und bald diesen bald jenen Grund für das Nichteintreten des gehofften Regens aufzufinden. Auch eine andere Klasse von Betrügern gibt es, namentlich Frauen, welche behaupten, sie hätten Gott gesehen, womit sie sagen wollen, es sei ihnen etwas über die Zukunft eröffnet worden, ob Hungersnoth oder Krieg entstehen, ob eine reichliche Ernte kommen werde u. dergl. Die Eröffnung schreiben sie einem unsichtbaren Wesen zu, von dem sie aber weiter nichts zu sagen wissen. Solchen Personen, Mamothobigi genannt, wird nun vom Volke jede Art von Aufmerksamkeit erzeigt, und man bringt den Sehern, um ihre Gunst sich zu sichern, Geschenke an Korn, Bohnen, Kürbissen, Fleisch und Milch, welche Gaben häufig mit einem Tanz begleitet werden, den Personen zu Ehren, welche die vorgeblichen Offenbarungen erhalten.

Von Religion aber finden wir bei den heidnischen Betschuanen keine Spur, im ganzen weiten Lande nirgends einen Tempel, auch nicht ein Götzenbild, kein Altar, kein Opfer, kein heiliger Fluß, keine heilige Sage, kein einziges Ueberbleibsel aus alter Zeit, welches den Kindern bezeugte, daß ihre Väter dereinst ein übermenschliches Wesen angebetet. Wohl redeten die Betschuanen von Morimo, d. h. „der da oben", und so mögen sie in uralten Zeiten den Gott genannt haben, der im Himmel

wohnt, und sich offenbart hat allen Völkern. Jetzt aber wird Morimo von den Regenmachern und Zauberern als ein böswilliger „Selo“ dargestellt, oder als Etwas, das, in einem Loche existirend, dann und wann herauskommt, Krankheiten über Menschen und Vieh verhängt und den Tod verursacht. Morimo ist der Popanz, durch welchen der Regenmacher die Häuptlinge zwingt, seinen Vorschlägen nachzugeben, wenn er einen Schlachtochsen verlangt, ohne welchen er, wie er vorgibt, keinen Regen hervorbringen kann. Jeder beschreibt Morimo nur als etwas Verschlagenes und Boshaftes, nie hört man, daß er Gutes thut, oder auch nur im Stande ist, es zu thun. Gleich den ersten Menschen nebst allen den verschiedenen Arten von Thieren soll er aus einer Höhle im Lande Babone herausgekommen sein, wo die Fußstapfen in dem verhärteten Felsen, der damals Sand gewesen, noch zu sehen wären. Die Seele nennen sie Muja, aber von einer Unsterblichkeit wissen sie nichts. Auf die Frage, wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben, ist die Antwort: „Nach Barimo“, d. h. die da oben. Aber sie denken sich nichts dabei; „Barimo“ ist ihnen eben weiter nichts, als der Tod; auch Wahnsinn und Behextsein bezeichnen sie damit, von einer Ewigkeit aber, die sie doch in sich tragen, ist ihnen nichts bewußt. Ebensowenig haben sie eine Ahnung davon, was Sünde ist, und wie man Böses thun könne. Unter einer großen Menge Betschuanen fand sich einst nur eine einzige alte Frau, welche sagte, daß sie sich erinnere, den Namen Morimo gehört zu haben, als sie noch ein Kind war, aber niemals sei ihr gesagt worden, was das Ding wäre. Selbst in den Städten ist die allgemeine Antwort auf die Frage, ob Jemand Gott kenne, daß das Dinge seien, über welche nur alte Leute noch sprechen könnten. Aber da die Alten nicht gewöhnt sind, das emporkommende Geschlecht über solche Gegenstände zu belehren, so müssen selbst diese dunklen Vorstellungen allmählich erlöschen, wie sie denn auch in vielen Theilen des Landes bereits verschwunden sind. Und so herrscht denn über alles Göttliche ein tiefes Stillschweigen bei den Betschuanen. Sie haben für nichts anderes Sinn, als für's Essen; einen höheren Gedanken vermögen sie nicht zu fassen und zu ertragen, und ihre höchste Glückseligkeit besteht im Ueberfluß an Fleisch. Als darum einst ein Betschuane, welcher ernster und nachdenkender war, als seine Gefährten, gefragt wurde, was der schönste Anblick wäre, den er sich wünschen könnte, so antwortete er augenblicklich: „Ein großes Feuer, bedeckt mit vollen Fleischtöpfen“, und fügte hinzu: „Wie häßlich sieht das Feuer aus ohne einen Topf!“

Daß es aber trotz dieser allgemeinen Versunkenheit und Verkommenheit des Volkes in religiösen Dingen auch unter den Betschuanen manche einzelne Seele geben mochte, in der noch die Ahnung eines Höheren dämmerte, und das Gewissen nicht ganz erstorben war, beweist unter anderm folgende Ansprache, die Sekesa, ein Betschuane, an einen Missionar hielt, von dem er das Evangelium gehört hatte:

Deine Lehren, o weiser Mann, sind gerade das, wonach ich verlangt und gesucht hatte, ehe ich Dich kennen lernte. Vor 12 Jahren ging ich einmal an einem wolkigen Tage im Lande der Maluti's den Tlotsefluß entlang und hütete meine Heerde. Auf einem Felsen sitzend, meine Schafe vor mir, machte ich traurige Fragen, ja traurige,

weil ich sie nicht beantworten konnte. „Die Sterne“, sagte ich, „wer hat sie je mit seiner Hand berührt? auf welchen Pfeilern ruhen sie? Die Wasser werden nicht müde: sie laufen unaufhörlich bei Tag und bei Nacht; aber wo halten sie an? oder wer macht sie so laufen? Auch die Wolken gehen, kommen wieder, und fallen als Wasser zu Boden. Wo steigen sie auf? Wer schickt sie? Sicherlich sind es nicht die Baroka's (Regenmacher), die uns den Regen verschaffen, denn wie könnten sie ihn machen? Der Wind, was ist er? Wer bringt ihn, wer nimmt ihn weg? Wer macht, daß er bläst und rauscht, und uns erschreckt? Weiß ich, wie das Korn wächst? Gestern war noch kein Hälmchen zu sehen auf meinem Feld. Heute komme ich wieder und finde etwas. Es ist sehr klein, ich kann's kaum sehen; aber es wird aufwachsen wie ein junger Mann. Wer kann dem Boden Weisheit und Kraft gegeben haben, dieses Korn hervorzubringen?“ Als ich das sagte, stützte ich die Stirn auf meine Hände. — Wiederum dachte ich bei mir selbst und sprach: „Wir alle gehen hinweg, aber dieses Land bleibt da; es bleibt allein da, denn wir alle müssen fort. Aber wohin gehen wir?“ Mein Herz antwortete: „Vielleicht giebt es noch andere Menschen außer uns, daß wir zu denen gehen.“ Dann sagte ich wieder: „Vielleicht leben diese Menschen unter der Erde, und wir gehen zu ihnen.“ Aber dagegen erhob sich wieder ein anderer Gedanke und sprach: „Diese Leute unter der Erde, woher kommen sie?“ Jetzt wußte mein Herz nicht mehr, was es denken sollte, es wurde ganz verwirrt. — Dann erhob sich mein Herz wieder und sprach zu mir: „Alle Menschen thun viel Böses, und du, auch du hast viel Böses gethan. Wehe dir!“ Ich erinnerte mich an vieles Unrecht, was ich Andern angethan hatte, und mein Gewissen peinigte mich deshalb insgeheim, während ich so allein auf dem Felsen saß. Ich sage Dir, ich war erschrocken darüber. Ich sprang auf und lief meinen Schafen nach, um mich wieder aufzuheitern, aber ich zitterte sehr!

Sollte man nicht dafür sorgen, daß solchen Leuten ihre Fragen beantwortet würden und ihr Herz gestillt?

§. 2. Die Mission im Betschuanenlande.

1. **Die Londoner Missions-Gesellschaft:** Basler Missionsmagazin 1818, IV., p. 533, 595 ff.; 1820, III. p. 328, 380 ff. 402 ff.; 1823, I, p. 29, 45 ff. 117 ff.; 1826, I, p. 33, 91, 155 ff.; 1829, II, p. 205, 297 ff.; 1831, I. p. 119 ff. 127; 1842, IV, p. 187; 1849, IV, p. 152; 1855, I, p. 134; 1856, III, p. 104 ff.; 1858, p. 113 ff., 153 ff., 498. — Missionsfreund 1847, p. 5 ff; 1852, p. 42 1857, p. 187 ff. — Calwer Monatsblätter 1843, p. 33 ff.; 1844, p. 28 ff.; 1850, p. 37 ff.; 1857, p. 53 ff. — Calwer Missionsblatt 1842, p. 66 f., 78 ff; 1846, p. 39 f.; 1847, p. 96 ff., 122 ff.; 1848, p. 69; 1852, p. 12; 1856, p. 17 f., 22, 77 ff.; 1857, p. 17 f., 53 f.; 1858, p. 77, 153 f., 190. — Berliner Missionsberichte 1841, p. 27 ff.; 1842, p. 76; 1843, p. 162 ff.; 1850, p. 268. — Rheinische Berichte 1857, p. 254 ff.; 1858, p. 15, 30, 61 ff., 77 ff. — Ausland 1850, p. 93, 128, 757, 819; 1851, p. 939; 1852, p. 97, 463, 1201, 1213; 1853, p. 431; 1854, p. 663 ff.; 1855, p. 96, 1224; 1857, p. 1137 ff. 1158 ff. u. a. — Dr. J. L. Krapff, Afrika von Süd nach West ꝛc. Ludwigsburg 1857. — Livingstone der Missionar. Erforschungsreisen ꝛc. Leipzig. Spamer. 1859.

2. **Pariser Missions-Gesellschaft:** Basler Missionsmagazin 1841, II, p. 147; 1846, II, p. 185 ff.; 1847, I, p. 184 f. IV, p. 275 f.; 1848, I, p. 140. IV, p. 213; 1849, I, p. 138 f. IV, p. 152 f.; 1850, I, 186. IV, p. 130; 1851, I, p. 163; 1853, II, p. 46 f.; III, p. 47 f., IV, p. 60 f.; 1854, I, p. 55. IV, p. 95 f.; 1855, I, p. 72, II, p. 50. III, p. 51. IV, p. 51 f.; 1856, I, p. 83 f. III, p. 58; 1858, p. 191 ff. — Monatsblatt der Nordd. Missions-Gesellschaft 1843, p. 413 ff.; 1844, p. 1, 37, 73, 118, 145, 177, 209, 253 ff. — Missionsfreund 1847, p. 79; 1852, p. 39 ff.; 1859, Nr. 1. — Goßner, die Biene auf dem Missionsfelde 1850, Nr. 11 und 12. — Calwer Monatsbl. 1850, p. 41 ff.; 1851, p. 35 ff.; 1854, p. 34 ff.; 1855, p. 51 ff. — Calw. Missionsbl. 1843, p. 54 f.; 1844, p. 19 f.; 1845, p. 38 f.; 1846, p. 41, 51, 74, 91, 105, 134 ff.; 1847, p. 15, 36, 90, 95, 122; 1848, p. 38, 71 f.; 1851 p. 32, 43, 50, 79; 1853, p. 30, 63, 99, 101 f.; 1855, p. 51, 74; 1856 p. 14, 34, 43, 66 f.; 1857, p. 70 f.; 1858, p. 60, 84. — Missionsblatt der Brüdergemeinde 1847, p. 158 f., 198 f., 206 f.; 1848, Nr. 4, 6, 9, 22, 23. — Berliner Missionsberichte 1838, p. 60 f., 115 f; 1841, 149 f.; 1842, Nr. 1, 2.; 1844, Nr. 1, 2, 5; 1845, p. 46 f.; 1847, p. 106 f.; 1848, p. 166; 1855, p. 203 f.; 1858, p. 288, 367 f. — Rheinische Berichte 1857, p. 286 ff.; 1858, p. 285 f., 350 f.

3. **Methodisten-Missions-Gesellschaft:** Basler Missionsmagazin 1823, I, p. 104 ff.; 1826, I, p. 33, 108, 169 ff.; 1829, II, p. 206 f.; 1831, I, p. 35, 119, 127 f., 145 f.; 1855, I, p. 72 u. a. — Calwer Missionsblatt 1851, p. 79 f.; 1853, p. 27 f., 63 f., 99 f.; 1854, p. 100 f.; 1855, p. 50, 74 f. — Nachrichten der Ostind. Missions-Gesellschaft zu Halle 1854, p. 86 f.

Atlas der Basler Missions-Gesellschaft Nr. 2. Karte des Bassuto-Landes im Berliner Jahresbericht. 1853.

Der erste Weiße, welchen die Betschuanen in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Gesicht bekamen, war leider ein aus der Kolonie entlaufener Verbrecher, Jan Blum, der durch seine Räubereien in diesen Gegenden sich so verhaßt machte, daß die Betschuanen nach seinem Tode keinen Weißen in ihrer Nähe dulden wollten. Jan Kok aber, ein ungebildeter Kolonist, der sich im Jahre 1801 mit einem gewissen Edwards, nachherigem Pflanzer und Sklavenbesitzer in der Kolonie und als solcher zum Verächter und Feind des Evangeliums geworden, als Lehrer an den Kurumanfluß begab, brachte den Leuten wieder eine bessere Vorstellung von den Christen bei, und durch ihn fand auch der Reisende Lichtenstein [1]) im Jahre 1805 bei dem Oberhäuptling der Batlapi's, dem edlen und tapfern Molehabangue, gute Aufnahme. Leider ward Jan Kok auf dem Rückwege von der Kapstadt, wohin er Lichtenstein begleitet hatte, durch zwei mit ihm reisende Betschuanen ermordet. Molehabangue ließ sie hinrichten und suchte die Wittwe des Ermordeten zu trösten; doch hatte die Mission für's Erste ein Ende, da auch ein nochmaliger Versuch dazu von Seiten der Holländischen Missionsgesellschaft vergeblich war.

Endlich im Jahre 1813 kam J. Campbell, der im Auftrag der **Londoner Missions-Gesellschaft** Süd-Afrika bereiste, über Klaarwater und die Kurumanquelle auch nach Lattaku (Lithako), der großen Hauptstadt des Batlapi- oder Matschappi-Stammes, und pflog mit dem nunmehrigen König Matibe (Mothibi) Unterhandlungen über die Aufnahme von Missionaren. Der König meinte zwar, seine Leute hätten keine Zeit, die Lehrer zu hören, weil sie mit ihrem Vieh und Ackerbau genug zu thun hätten, auch würden sie nicht leicht ihre alten Sitten aufgeben u. s. f.; doch erklärte er schließlich: „Sende Lehrer, und ich will ihr Vater sein!" — In Folge dessen verließen im Jahre 1815 vier Missionare ihr englisches Vaterland, von denen jedoch, nachdem die Hälfte auf bereits blühenden Stationen Süd-Afrika's zurückgeblieben, nur zwei, Hamilton und Evans, im Jahre 1816 auf dem Marktplatz zu Lattaku die Hand des Königs Matibe schüttelten. Aber wie hatte sich hier mittlerweile die Stimmung geändert! Die Batlapi's hatten auf Handel und Gewinn gehofft, aber den Werth der köstlichen Perle, welche ihnen dargeboten ward, verstanden sie nicht. Nach allerlei Ausflüchten rief der König endlich sein Volk zusammen und sprach: „Saget heraus, was ihr denket. Als die Männer (Campbell und seine Begleiter) hier waren, da schwieget ihr stille; und als sie fort waren, da machtet ihr mir Vorwürfe. Darum sprecht euch aus, damit ihr nicht wieder nachher mich tadelt." Da riefen Viele aus dem Volke: „Die Mis-

[1]) S. dessen Reisen im südlichen Afrika II, p. 252 ff.

sionare sollen nicht herkommen!" und Matibe setzte hinzu: „Wie das Volk sagt, sage auch ich: die Missionare sollen nicht herkommen." Dabei blieb es denn, und betrübten Herzens reisten die Missionare nach Griquatown, der nächsten Station, um hier auf bessere Zeiten zu harren. Ein Bruder Matibe's, durch die Verleumdungen jenes Feindes der Mission, Bruys, den wir schon bei den Griqua's kennen gelernt, eingenommen, war die Haupttriebfeder zur Verwerfung der Lehrer in Lattaku gewesen. Auf dem Wege zu Bruys ward er bald hernach durch vergiftete Pfeile der Buschmänner erschossen und somit war der Hauptfeind nicht mehr da, als der erfahrene Missionar Read anfangs 1817 mit einer Schaar christlicher Hottentotten von Bethelsdorp nach Griquatown kam, um sich im Lande niederzulassen. Der reiste nun nach Lattaku, wo er schon das erste Mal Campbells Begleiter gewesen, stellte dem König, der ihn anfangs kalt aufnahm, unerschrocken vor, wie edel die Engländer auf sein an Campbell gegebenes Wort gehandelt, und welche Vortheile seinem Lande durch die Mission erwachsen würden. Matibe machte zwar noch allerlei Einwendungen, gab aber endlich nach, und als sodann noch die Verlegung der Stadt Lattaku an den Kuruman beschlossen worden, auch Matibe in einem Kriegszug gegen die Wanketzen (Wangketsi oder Bauangketsi) geschlagen und selbst verwundet worden war, traf Hamilton im April 1817 in Lattaku wieder ein, der Bau von Neu-Lattaku (36 englische Meilen südlicher) am Kuruman begann, und im Februar 1818 ward auch der Grundstein zu einer Kirche daselbst gelegt. Hart aber war das Loos des noch allein stehenden Missionars Hamilton. Er mußte selbst sein Feld bauen, Wassergräben machen, arbeiten, um zu essen, und das mühsam Erarbeitete von den unverschämten Menschen sich noch stehlen oder halb mit Gewalt wegnehmen lassen. Einen halben Tag lang hatte er einst unter glühender Sonnenhitze an seiner Handmühle sich zerarbeitet, um so viel Mehl zu gewinnen, daß er einen für acht Tage ausreichenden Brodlaib backen konnte. Endlich war er fertig, so groß, als er viele Monate keinen gehabt hatte; am Abend aber, als der Missionar nach gehaltenem Gottesdienst mit gutem Appetit heim kam, war sein Brod gestohlen. Allein er war ein Mann der Geduld und blieb unermüdet, den Heiden, freilich nur durch Dolmetscher, vom Wege zur Seligkeit zu reden; doch da war kein Gehör. Im Jahre 1821 endlich, nachdem Campbell kurz zuvor einen zweiten Besuch in Lattaku gemacht, erhielt Hamilton in Missionar Moffat einen Gehülfen, der freilich erst noch lange Jahre seine Mühen und Beschwerden theilen mußte, ehe sie auch nur die Erstlingsfrüchte ihrer sauern Arbeit sahen.

Der von flüchtig beobachtenden Reisenden so anziehend geschilderte Charakter der Betschuanen kehrte immer mehr seine dunkeln Seiten heraus. Bis an's Unglaubliche ging insbesondere ihr Hang zum Diebstahl, und kaum je war der Missionar in der Kirche, ohne daß die Heiden es sich inzwischen zu Nutze machten, sein Haus zu bestehlen. Was die Missionare mit saurer Arbeit bauten und pflanzten, das nahmen nicht selten die Betschuanen für sich; ihre Wassergräben leiteten die Weiber in ihre eigenen Gärten, und jede Beschwerde war vergeblich. Bei Nacht muß-

ten sie nicht selten Wache halten, um des andern Tages einen Tropfen Wasser oder etwas Speise zu haben. Dazu kamen noch allerlei Auftritte heidnischer Rohheit, wie denn einmal ein Heidenweib der Frau des Missionars Moffat in ihrer eigenen Küche ein Stück Holz an den Kopf zu werfen drohte und dann mit fortnahm, was ihr gefiel. Oft aber war die kleine Wohnung von schmutzigen Heiden so gefüllt, daß man sich kaum bewegen konnte. Was sie berührten, war beschmutzt, unerträglicher Uebelgeruch füllte das heiße, enge Gemach, man konnte nicht essen, ehe sie gingen, und Stunden lang blieben sie, legten sich wohl gar zum Schlafe nieder, oder nahmen offen weg, was sie sahen. Niemals handelten sie offen und zutraulich gegen die Missionare, und nie konnten diese erfahren, was in den Pitscho's über sie verhandelt wurde. Nichts aber ging über die Stumpfheit der Betschuanen gegen die christliche Wahrheit. „Sie sahen (wie Campbell sich treffend ausdrückt) die Sonne mit dem Auge des Ochsen an. Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung der Welt oder Auferstehung der Todten zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter," sagt Moffat, „als uns ihre Geschichten von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsere Arbeit war wie der Versuch eines Kindes, die blanke Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie das Unternehmen eines Ackermannes, den glatten Granitfelsen zu pflügen." Kamen sie ja zu dem Missionar und fragten zum Schein nach Gottes Wort, so thaten sie es nur in der Hoffnung, ein wenig Taback zu erhalten, um welchen sie ihn dann ansprachen, und lachten hinterher bei den Ihrigen über den gelungenen Betrug. Selbst Einer derselben, der empfänglicher für das Wort Gottes geschienen hatte, und Campbell's Begleiter auf seiner zweiten Reise gewesen war, Munamits, sprach kurz vor seinem Ende zu Moffat: „Ra-Mary (Vater der Mary, so hieß Moffat's älteste Tochter), Eure Sitten mögen für Euch ganz gut sein, aber ich sehe, sie füllen den Magen nicht. Ich möchte bei Euch wohnen, weil Ihr gut seid und mir Arzenei gebt, wenn ich krank bin. Bin ich gleich Matibe's Oheim, so bin ich doch der Hund des Häuptlings und muß die Krumen auflesen. Ich bin einer der Aeltesten des Volkes, und ob ich gleich noch jung bin (er war 70 Jahr), so sind doch meine Gedanken nicht mehr scharf und schnell. Vielleicht werden unsre Kinder Eure Sitten behalten." — Im Gottesdienst erschienen wohl gegen 50 Personen, aber sie schnarchten, arbeiteten, lachten und thaten was sie wollten. Auf den Bänken sitzend zogen sie die Kniee bis an's Kinn herauf, fielen auch wohl im Schlafe herunter, zur Belustigung ihrer Nachbarn, und häufig, wenn ihnen ein Langes und Breites über die Heilswahrheiten auf die einfachste Weise vorgetragen war, kamen sie mit der Frage: „Was ist es, das du uns sagen willst?" Von einem Sündenbewußtsein war vollends keine Spur bei ihnen weder zu entdecken noch zu erwecken, und alles, was man von Gott und göttlichen Dingen zu ihnen sagte, setzte sie nicht nur in Verwunderung, sondern sie bespöttelten es auch als eine Unwahrheit oder Fabel und verhöhnten und schmähten die Missionare.

So wandte sich einst ein Häuptling zu einem neben ihm stehenden Haufen, auf Moffat hindeutend, mit den Worten: „Hier ist Ra-Mary; der sagt uns, die Himmel seien gemacht, die Erde auch, durch einen Anfänger, den er Morimo heißt. Habt

ihr je etwas Aehnliches gehört? Er sagt, die Sonne geht auf und unter durch die Macht des Morimo, so auch, Morimo mache, daß auf den Winter der Sommer folgt, der Wind bläst, der Regen fällt, das Gras wächst und die Bäume ausschlagen, und (seine Arme um und über sich werfend) Gott wirkt in Allem, was ihr sehet und höret! Habt Ihr je solche Worte gehört?" Da er sahe, daß sie nahe daran waren, in ein Gelächter auszubrechen, sagte er: „Wartet, ich will euch noch mehr sagen: Ra-Mary sagt zu mir, wir hätten einen Geist in uns, der nie sterbe, und unsre Leiber, wenn sie todt und begraben sind, werden wieder auferstehen und leben. Thut doch heute eure Ohren auf; habt ihr je solche Fabeln gehört?" Nun brachen Alle in ein erstickendes Gelächter aus, und schließlich bat der Häuptling den Missionar Moffat, ja nicht mehr von solchen Thorheiten zu reden, damit seine Leute ihn nicht für wahnsinnig halten möchten. — Ein anderes Mal, da die Missionare von der Schöpfung des Menschen redeten, trat ein schlauer Regenmacher auf und sprach: „Wenn es wahr ist, daß Gott alle Menschen gemacht hat, so müßt ihr auch glauben, daß Er Seine Arbeit verbessert hat, als Er die Weißen schuf. Zuerst versuchte Er Seine Hand an Buschmännern, aber sie gefielen Ihm nicht, weil sie so häßlich sind und eine Sprache haben wie die Frösche; dann versuchte er es an den Hottentotten, aber sie gefielen Ihm auch nicht. Dann war er geschickt und machte die Betschuanen, die viel besser geriethen, und zuletzt machte Er die Weißen, darum sind sie so viel klüger als wir, und können wandelnde Häuser (Wagen) machen und die Ochsen lehren, sie über Berg und Thal zu ziehen, und sie auch lehren den Garten zu pflügen, statt daß es die Weiber thun, wie bei den Betschuanen." Alles jubelte dieser Rede Beifall zu, und überschrieen und verhöhnt stand der Missionar mit seiner Predigt da.

Wie oft aber sagten sie den Lehrern in's Gesicht: „Wo ist Euer Christus oder Jehovah? Was kann Er? Niemals wird ein Betschuane vor Ihm die Kniee beugen!" Dazu noch die ränkevollen, lügnerischen Regenmacher, die jede gestohlene Kuh, jede Dürre, jedes furchtbare Donnerwetter auf die Rechnung der Missionare schrieben und stets die Behauptung wiederholten, ehemals (freilich vor Jahrhunderten) sei jeder kahle Felshügel ihres Landes mit dunkeln Wäldern bedeckt, der arme Kurumanfluß ein mächtiger Strom, und alles Vieh bis an die Hörner im Grase verdeckt gewesen; die Verdorrung des Landes aber sei dieser Fremdlinge Schuld. Wenn vollends Weiße aus der Kolonie an der Gränze des Betschuanenlandes im Handel betrogen, so sollte auch das nur im geheimen Einverständniß mit den Lehrern am Kuruman geschehen sein. Ja es kam so weit, daß nach einer heimlich gehaltenen Berathung ein Häuptling bei Hamilton und Moffat erschien und erklärte: Die Häuptlinge des Volkes hätten beschlossen, daß sie das Land verlassen müßten, und nöthigenfalls würde man Gewalt anwenden. Er sprach das in nicht gerade drohender, aber imponirender Stellung, den Speer in der rechten Hand drehend. Frau Moffat stand unter der Thür der Hütte, ihr Kindlein auf dem Arm, und wartete auf das Weitere. Die Missionare aber antworteten: „Wir haben uns immer geweigert, fortzugehen, und sind jetzt entschlossener als je, auf unserm Posten zu bleiben. Wir bedauern euch, denn ihr wisset nicht, was ihr thut. Wir haben viel gelitten, das ist wahr, und der, dessen Knechte wir sind, hat uns in Seinem Worte angewiesen: Wenn man euch in einer Stadt verfolgt, so fliehet in eine andere. Aber Alles, was wir von euch gelitten haben, ist doch noch keine Verfolgung; wir können es nicht anders erwarten von Leuten, die es nicht besser verstehen. Seid ihr entschlossen, uns fortzuschaffen, so müßt ihr noch stärkere Mittel anwenden, denn unsere Herzen sind bei

euch. Ihr möget uns tödten oder verbrennen. Wir wissen, daß ihr unsere Weiber und Kinder nicht antasten werdet. Dann werden die, die uns gesandt haben, erkennen, und Gott, der jetzt sieht und hört, was wir thun, wird erkennen, daß wir in Wahrheit Verfolgung erlitten haben." Bei diesen Worten sah der Häuptling seine Begleiter mit vielsagendem Kopfschütteln an und sprach: „Diese Leute müssen zehn Leben haben, daß sie den Tod so wenig fürchten; es muß etwas an der Auferstehung sein." Die Rathsversammlung brach auf, und die Missionare blieben.

Während dieser Zeit aber, da sie am Kuruman noch so wenig auszurichten vermochten, benutzten sie jede Gelegenheit, welche ihnen eine Erweiterung ihres Wirkungskreises für die Zukunft versprach. So machte sich Moffat im Jahre 1823 auf, dem gefürchteten König der Wangketsi, Makaba, von dem er eine Einladung erhalten, einen Besuch zu machen, hörte aber schon in Alt-Lattaku, daß ein gewaltiges, von Nord-Osten kommendes Volk, die Mantatis (Mantäti's), plündernd und mordend im Anzuge sei, die, von Makaba mit Verlust zurückgetrieben, auf die östlicheren Barolongen sich geworfen und auch dort Alles verheert hätten. Ueber Nunkuning, die Hauptstadt der Myris, östlich sich wendend, ging er deßhalb nach Griquatown, um von da Hülfstruppen mit Feuergewehr gegen die wilden Horden, denen die Batlapi's schwerlich würden Widerstand leisten können, zu holen, und traf hier den Reisenden Thompson, der ihn nach dem Kuruman begleitete. Näher und näher rückten indeß die Mantati's, mit Weibern und Kindern an 40,000, heran, groß gewachsene, starke, völlig schwarze, mit Fett und Kohlenstaub beschmierte Männer, [1]) eine Ochsenhaut über die Schultern, den Kopf mit Straußenfedern geschmückt, große Kupferringe um den Nacken, die Arme und Beine und in den Ohren. Streitäxte, Speere und Keulen mit eingesetzten scharfen, sichelförmigen Eisenstücken waren ihre Waffen. Schon hatten sie Nunkuning verheert und die Bewohner von Alt-Lattaku, in dessen Nähe sie an einem Berge lagerten, in die Flucht gejagt, als die Batlapi's, von 80—100 berittenen und mit Feuergewehr bewaffneten Griqua's unter den Häuptlingen Waterboer, Kok und Berend unterstützt, nach vergeblich versuchten Friedensunterhandlungen sie angriffen und, nachdem etwa 4—500 von ihnen auf dem Platze geblieben, in die Flucht schlugen. Bald hernach machte Moffat eine Reise nach der Kapstadt, wohin er einen Sohn Matibe's und den Häuptling Taischo mitnahm. Mit Erstaunen sahen die Wilden hier das Leben der Weißen, was nicht ohne Wirkung für die Mission unter ihnen bleiben konnte, und im Jahre 1824 traf Moffat mit einem neuen Mitarbeiter, Hughes, wieder auf der Station am Kuruman ein.

In demselben Jahre, da die ganze Gegend wieder völlig beruhigt erschien, und die Hauptmasse der Mantati's in der Gegend von Korritschane, der Hauptstadt der Baharutsi's, sich niedergelassen hatte, machte Moffat, von einigen Griqua's begleitet, zu den Wang-

---

[1]) cf. Evang. luth. Missionsbl. 1849, p. 317 ff. Basler Missions-Magaz. 1826, I, p. 167.

ketsi, im Norden der Barolongen,[1]) und ihrem König Makaba sich abermals auf den Weg. An 50 Meilen in nordnordöstlicher Richtung war er gereist, als er in Kuakue (Quaqui), der großen Hauptstadt des dichtbevölkerten, mit ansehnlichen Dörfern besetzten Landes, ankam und von Makaba freundlich aufgenommen ward. „Meine Freunde," sprach er zu Moffat auf offenem Markte, „ich bin vollkommen glücklich, mein Herz ist weißer als Milch, weil ihr mich besucht habt. Heute bin ich ein großer Mann; die Leute werden nun sagen: Makaba steht im Bunde mit den Weißen. Ich weiß, daß alle Menschen Uebels von mir reden; sie suchen meinen Schaden; weil sie mich nicht überwinden können, hassen sie mich, und weil, wenn sie mir Uebels thun, ich ihnen zwiefältig vergelten kann. Sie sind wie die zänkischen Kinder; was die Schwächeren mit der That nicht vermögen, das thun sie mit Schimpfen. Ihr seid nun also gekommen, den Bösewicht Makaba zu besuchen; ihr seid gekommen, wie die Batlapi's sagen, um von meiner Hand zu sterben. Ihr seid weise und kühn, daß ihr kommt und mit euren Augen sehet, und über die Rede meiner Feinde lachet." Als man von dem Anfall der Mantati's sprach, erhob er seine Stimme und sagte: „Da liegen die bleichen Gebeine des Feindes, der auf die Hügel kam, wie Heuschrecken, aber vor uns dahinschmolz durch das Schütteln des Speeres. Denn (hier streckte er seinen athletischen Arm aus) wer ist zu vergleichen mit Makaba, dem Sohne Meleta's, dem Manne des Sieges?" und lauter Beifall des Volkes begleitete seine Worte. Und als Moffat davon redete, daß ein Missionar zu ihm kommen sollte, war seine Antwort: „Kein Gras soll mehr wachsen auf dem Wege zwischen Kuruman und Kuakue. Ich weiß, Matibe wird euch Hindernisse in den Weg legen; er fürchtet, euch zu verlieren; er fürchtet, ihr möchtet euer Haus bei mir bauen." Am andern Tage besah sich Moffat den volkreichen Ort und fand die Häuser hübscher und bequemer gebaut, als bei den Batlapi's, Hof und Estrich sorgfältig gekehrt, ihre Milchgefäße so reinlich, wie irgendwo in Europa; schauderhaft aber war die Wahrnehmung, daß mitten in der Stadt die Hyänen des Nachts Kinder vor den Hausthüren wegholten, und das sonst so kluge Volk eher diesen Jammer ertrug, als jene Thiere ausrottete. Am nächstfolgenden Sonntag hielt Moffat mit den Griqua's, welche ihn auf dieser Reise begleitet hatten, Gottesdienst, aber wegen des Lärms der sich hinzudrängenden Neugierigen mußte er bald wieder aufhören. Nachmittags besuchte er den König und fand ihn unter seinen Häuptlingen und Regenmachern sitzen, Thierhäute zuschneiden und zusammennähen, und dazu schwatzen. Auf Moffat's Frage, ob er schon irgend etwas von Gott wisse, erwiederte Makaba mit großem Nachdruck: „Wie kann ich es? es hat mich Niemand jemals unterrichtet!" Als Moffat nun im Verlauf des Gesprächs auf das jüngste Gericht und die Auferstehung der Todten zu reden kam, rief der König erstaunt aus: „Was? was sind das für Worte über die Todten? werden die Todten auferstehen?" — Ja, alle Todten werden auferstehen. — „Wird mein Vater auferstehen?" — Ja, dein Vater wird auferstehen.

[1]) cf. Hoffmann Missionsstunden p. 396 ff.

— Werden Alle, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind, wieder in's Leben kommen?" — Ja. — „Und alle die, welche von Löwen, Tigern, Hyänen und Krokodilen verschlungen worden sind, werden sie wieder lebendig werden?" — Ja, sie werden erscheinen im Gericht. — „Und diejenigen, deren Leichname auf dem Sand der Wüste niedergefallen und verwest sind, und deren Asche in die Winde zerstreut worden ist, werden die auferstehen?" fragte er mit triumphirender Miene, wie wenn er dem Missionar den Mund damit geschlossen hätte. Der aber erwiederte: Gewiß, nicht Einer von ihnen wird vergessen sein. Hierauf wandte sich der König zu seinen Leuten, und rief ihnen mit gewaltiger Stimme zu: „Höret, wer unter euch weise ist, haben eure Ohren jemals so seltsame Nachrichten vernommen?" Dann wandte er sich an einen Mann, dessen Gesicht und Kleidung auf ein hohes Alter und ungewöhnliches Ansehen deuteten: „Hast du jemals so wunderbare Nachrichten gehört?" — Nein, erwiederte der weise Mann, ich glaubte alles Licht des Landes zu besitzen, denn ich habe die Erzählungen mehrerer Generationen gehört. Ich nehme den Platz der Aeltesten ein, aber die Worte aus diesem Munde bringen alle meine Kenntnisse in Verwirrung. Sicherlich hat der Mann lange vor der Zeit unserer Geburt gelebt. Jetzt wandte sich Makaba zu Moffat, legte ihm die Hand auf die Brust und sagte: „Mein Vater, ich liebe dich sehr. Dein Besuch und deine Anwesenheit haben mein Herz so weiß gemacht wie Milch. Die Worte deines Mundes sind süß wie der Honig; aber was du von einer Auferstehung sagst, das ist zu hart, um verstanden zu werden. Ich will nicht mehr hören, daß die Todten auferstehen! Die Todten können nicht auferstehen! Die Todten werden nicht auferstehen!" Was, sagte Moffat, kann ein so aufgeklärter Mann seine Weisheit wegwerfen und sich abwenden vom Verstande? Sage mir, mein Freund, warum soll ich schweigen und nicht mehr reden von der Auferstehung? — Da erhob der König seinen Arm, der mächtig gewesen war in der Schlacht, schwang ihn hin und her, wie wenn er eine Lanze schleudern wollte, und rief: „Ich habe meine Tausende erschlagen und sollen die auferstehen?" — Tiefes Stillschweigen folgte dem Gespräch, und der König sagte zuletzt: „Was hören meine Ohren heute? ich bin alt, aber Solches habe ich noch nie gedacht." — Wenige Tage darauf nahm Moffat Abschied, und kam nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, während deren seine Frau Todesangst ausgestanden, da mittlerweile die Mantati's einen neuen Zug nach dem Lande der Barolongen unternommen hatten, denen er auf der Durchreise mit seinen Griqua's erwünschte Hülfe brachte, glücklich auf der Station am Kuruman wieder an.

Hier folgten indeß noch Jahre trübsalvollen Harrens für die Missionare; besonders die Frauen zeigten eine unüberwindliche Anhänglichkeit an ihre alten Sitten und heidnischen Vorurtheile, und wußten die Männer durch Ueberredung selbst vom Besuch des Gottesdienstes abzuhalten. Dazu kamen bald innere Unruhen im Lande, Krieg und Kriegsgeschrei von allen Seiten, so daß die Missionare auf kurze Zeit nach Griquatown flüchten mußten. Kaum aber waren sie zurückgekehrt, kaum hatte eine nicht unbedeutende Anzahl von Batlapi's um die Station her sich

angesiedelt, unter denen endlich ein Fragen nach der Wahrheit sich merken ließ, als die wilden Bergenaars auch über die Station am Kuruman herzufallen drohten. Noch einmal mußten die Missionare nach Griquatown, aber um bald wiederzukehren, da die Sturmwolke sich verzog. Die Station war jetzt von 50 Familien bewohnt, alles Flüchtlinge von sieben versprengten Stämmen; das erste Lesebuch in der Sitschuanasprache ward gedruckt und die Schule nun (1827) mit mehr Ernst betrieben, auch Lieder in der Landessprache geschrieben und gesungen, und das Evangelium Lucä in dieselbe übersetzt. Aber noch etliche Male kam die Station durch umherschweifende Korannahaufen, denen Moffat, während Hamilton in Kapstadt und Hughes in Griquatown weilte, allein die Spitze bieten mußte, in Gefahr, die jedoch glücklich überwunden ward. Groß war endlich die Freude der Missionare, als sie im Jahre 1828, da sonst so Vieles, ja die Hauptsache noch zu wünschen blieb, doch wenigstens vier Betschuanen hatten, die einen in ihre Sprache übersetzten Katechismus lesen konnten, und die Hoffnung hegen durften, daß bald noch 6—8 zu dieser Zahl hinzukommen würden; als sie ferner merkten, daß das ganze Jahr hindurch der Gottesdienst zahlreicher besucht ward und eine größere Aufmerksamkeit während desselben herrschte. Moffat aber, der nicht lange zuvor einen zweiten Besuch bei den Barolongen, durch deren Land er schon 1824 zu Makaba gereist war, gemacht hatte, äußerte damals den Wunsch, daß von Lattaku aus eine Mission im Innern versucht werden möchte.

Und schon hatten um diese Zeit Sendboten einer andern, der **Methodisten-Missions-Gesellschaft**, an einer andern Stelle des Betschuanenlandes eine Niederlassung begründet. Nachdem bereits 1821 Miss. Kay mit seiner Gattin von der Kapstadt nach Neu-Lattaku gereist, und bald darauf Miss. Broadbent (Brodbent) ihm dahin nachgefolgt war, wo Miss. Hamilton von der Londoner Gesellschaft sie auf's Freundlichste willkommen hieß, wurde nicht lange darnach (1823) in Maquasse, einer Stadt der Barolongen unter dem Häuptling Sibbunal (Sibbonel), bei den Maquasse-Bergen, eine Tagereise nördlich vom gelben Fluß, eine Mission begonnen. Fortwährende kriegerische Unruhen nöthigten indessen die Missionare sammt dem Volk, öfters von diesem Orte zu flüchten, und endlich denselben gänzlich zu verlassen. Im Jahre 1828 aber ward diese Mission mit guter Aussicht zu Platberg am Fuße des Maquasse-Gebirges wieder eröffnet, von wo aus Miss. Archbell im Oktober 1829 eine Reise zu den östlichen und südlichen Betschuanenstämmen unternahm, und bei dieser Gelegenheit auch Molosekatsi, den mächtigen Fürsten des Zulustammes der Matabili (Matabelen), in seiner Hauptstadt besuchte, eben als einige seiner Räthe vom Kurumanflusse zurückgekommen waren, was, nach Archbell's Bemerkung, für die Missionssache sehr förderlich war.

Mosolekatsi hatte nämlich im Jahre 1829 von den Weißen am Kuruman gehört und zwei seiner Häuptlinge nach der Station gesandt, um sie zu sehen. Die Betschuanen erschraken nicht wenig, als diese ganz nackten Menschen unter ihnen erschienen, die über Alles staunten, was sie da sahen. Besonders der Gottesdienst machte einen tiefen Ein-

druck auf sie, und sie fragten über Alles, was sie sahen und hörten. „Ihr seid Männer, wir sind Kinder,“ sagte Einer von ihnen beim Anblick der Häuser, der Geräthe, der Werkstätten, des Ackerbaues. Mit ihnen reiste Moffat zu ihrem Schutze, da viele der Stämme, durch welche ihr Weg ging, von Mosolekatsi Uebles erduldet hatten, durch ein Land voll Löwen und fast ohne Menschen, dann durch das Gebiet der Barolongen nach Mosika, wo die Reste des Baharutsivolkes in steter Furcht vor Mosolekatsi lebten. Die armen Baharutsi mit ihrem Häuptlinge wagten nicht, die Gesandten vollends zu ihrem Fürsten zu begleiten; die beiden Matabelenhäuptlinge aber baten Moffat inständig, mit zu ihrem Herrscher zu ziehen, weil es sie sonst das Leben kosten würde. So durchzog er denn mit ihnen das Land der Bakoni's, die in herrlichen Thälern armselig von Wurzeln, Heuschrecken und Beeren leben, und in kleinen runden Hütten auf den Aesten gewaltiger Bäume hausen, um den Löwen als den wahren Besitzern des Landes zu entgehen. Endlich betraten sie das Gebiet „des großen Königs“ und wurden aller Orten mit der größten Freundlichkeit und Hochachtung behandelt, bis sie in die Hauptstadt Mosega einzogen. Man führte sie in ein großes, weites Gehege; 400 Krieger saßen dort in tiefem Schweigen. Plötzlich, als die Reisenden vom Pferde stiegen, stürzen 300 Krieger aus einem Versteck hervor, es erschallt ein lauter Kriegsgesang, und nach dreimaligem Zuruf schweigt Alles. Darauf kommt Mosolekatsi selbst, reicht den Fremdlingen die Hand und spricht zu Moffat: „Mein Vater, das Land ist offen vor dir. Du bist zu deinem Sohne gekommen. Du sollst schlafen, wo dir's gefällt.“ Später, nachdem die Ankömmlinge mit Speise und Trank sich erquickt, legte der König, den die Seinen gleich einem Gott verehrten, seine linke Hand auf Moffat's Schulter und die rechte auf seine Brust und sagte: „Matschobane (so hieß des Königs Vater), ich nenne dich so, weil du mein Vater gewesen bist. Du hast mein Herz so weiß wie Milch gemacht; Milch ist heute nicht weiß, aber mein Herz ist weiß. Ich kann nicht aufhören, mich über die Liebe eines Fremdlings zu verwundern. Du hast mich nie zuvor gesehen; aber du liebst mich mehr denn mein eigenes Volk. Du speistest mich, als ich hungrig war; du kleidetest mich, als ich nackt war; du trugst mich in deinem Busen, dein Arm schirmte mich gegen meine Feinde.“ Und als Moffat ihm einredete, er wisse nicht, wie er ihm dergleichen Dienste hätte leisten können, erwiederte er, auf die beiden Häuptlinge zeigend, die er nach Lattaku geschickt hatte: Dieß sind meine vornehmsten Diener, darum habe ich sie zu dir geschickt; sie sind meine Augen, meine Ohren, mein Mund. Du speistest sie und kleidetest sie, und als sie umgebracht werden sollten, warst du ihr Schild. Du hast es mir gethan, du hast es dem Mosolekatsi gethan, dem Sohne des Matschobane.“ — Während seines Aufenthalts bei Mosolekatsi war Moffat besonders bemüht, ihn zum Aufgeben der grausamen Kriege zu bewegen. Bei solcher Gelegenheit fragte ihn einst der König, ob es ihm wirklich Ernst sei mit seinem Verlangen, daß er den Krieg ganz aufgeben und keine Menschen mehr umbringen solle. „Sieh nur die Menschengebeine an,“ entgegnete ihm dieser, „die auf deinem Gebiet zerstreut umherliegen; sie sprechen eine

entsetzliche Sprache und sagen zu mir: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!" Als er dann fortfuhr zu reden und von der Auferstehung der Todten predigte, erschrak der König und versprach keinen Krieg mehr anzufangen.

Welcher Art diese Menschen waren, unter denen Moffat hier verweilte, davon zeugte eine Gerichtsverhandlung, welche er mit ansah. An einem Sonntag früh ward ein Edler des Volks in die Versammlung vor den König gebracht, das Zeichen seiner Würde auf der Stirn, aber ohne Waffen, denn er war ein Verbrecher. Er kniete vor dem König, während die Richter leise verhandelten. Und als sie nun laut das Schuldig! gesprochen, und Todesstille auf der Versammlung lag, hub der König an: „Du bist ein todter Mann, aber heute thue ich, was ich noch nie gethan. Ich schone Dein Leben um meines Freundes und Vaters willen. Ich weiß, sein Herz weint um Blutvergießen, um seinetwillen bist Du verschont. Er hat mein Herz weiß gemacht, indem er weit hergereist ist, um mich zu sehen. Aber er sagt mir, das Leben zu nehmen sei schrecklich, ermahnt mich, Niemand umzubringen. Ich möchte, wenn er heimgeht, sein Herz so weiß machen, wie er das meinige gemacht hat. Du lebst um seinetwillen, denn er hat das Leben meiner Leute erhalten. Aber Du bist entehrt auf Lebenszeit. Du darfst Dich nicht mehr mischen unter die Edlen des Landes, nicht mehr wohnen in den Hütten der Fürsten des Volkes, nicht mehr treten in den Rang der Mächtigen. Geh' zu den Armen des Feldes, und laß die Bewohner der Wüste Deine Gefährten sein." Alles schwieg; der Begnadigte aber faltete seine Hände auf der Brust und sagte: „O König, betrübe nicht mein Herz. Ich habe Dein Mißfallen verdient. Laß mich getödtet werden als einen Krieger; ich kann nicht mit den Armen leben." Er hob seine Hand zu dem Ring auf seiner Stirn und sprach: „Wie kann ich mit Hunden des Königs leben und diese Ehrenzeichen schänden, die ich bei den Schilden und Speeren der Mächtigen gewann? Nein, ich kann nicht leben! Laß mich sterben, o Pezzulu (Himmel)!" Der Stolz des Kriegers hatte die Gnade des Herrschers verschmäht. Von einem Felsabhang ward er hinabgestürzt in den tiefen Wasserteich, wo die Rachen der Krokodile ihm entgegen gähnten, ehe er den Boden erreichte.

Mosolekatsi war einst ein Häuptling des furchtbaren Zulukönigs Tschaka, des Schlächters ganzer Nationen, gewesen, hatte sich dann von ihm getrennt, und war jetzt selbst ein Mann, vor dem sein ganzes Volk in Sklavenfurcht erzitterte. Dennoch begleitete er Moffat auf seinem Rückwege eine Tagereise weit und überhäufte ihn beim Abschied mit Segenswünschen. Seine letzten Worte an ihn waren: „Komm wieder zu uns und bring uns Missionare; ich will, daß hier Alles ebenso eingerichtet werde wie in Lattaku!"

Und wie stand es jetzt um Lattaku, die Station der **Londoner Missions-Gesellschaft** am Kuruman? Zwölf Jahre waren vergangen, seit die ersten Sendboten derselben auf dem Markte zu Alt-Lattaku die Hand Matibe's geschüttelt hatten, zwölf Jahre voll Kummer, Angst und Lebensgefahr, voll der härtesten und nach Menschenurtheil fruchtlosesten Arbeit. Da zeigten sich gegen Neujahr 1829 zuerst bei einigen Eingebornen Spuren eines aufgewachten Gewissens, und gerade zur rechten Zeit kehrte Miss. Hamilton vom Kap zurück. Denn auch diesem Volke kam jetzt sein Frühling, die Wildniß fing zu blühen an und der heilige Geist wehte unter den Todtengebeinen. Was man im Betschuanenlande, wo nur die Weiber Thränen haben, die Männer aber auch beim tiefsten Schmerze trocknen Auges bleiben, noch nie gesehen hatte, das sah man jetzt sonntäglich in der kleinen Kapelle am Kuruman, eine Versammlung von harten Kriegern, die in Thränen schwammen. Ja selbst Kinder weinten, und Etliche wurden von der Macht ihrer Empfindungen so er-

griffen, daß sie in Krämpfen niederfielen; Andere wurden in einem Zustande großer Erschöpfung hinausgetragen. Ein früherer Sklave, Aaron Joseph, der mit den Seinigen am Kuruman sich niedergelassen, ward mit seinem Weib und drei Kindern als Erstling dieser Mission getauft. Eine gewaltige Bewegung ergriff jetzt die vordem so stumpfen Heiden. Nächte durch erscholl der Gesang in den Häusern, Tage lang verstummte nie die Stimme des Gebets. Versammlungen zum Lobe Gottes und zu gemeinschaftlichem Flehen wurden gehalten, ein Schulhaus von den Neuerweckten aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten erbaut. Unter dem Zulauf von Hunderten von Heiden wurden im Mai 1829 die sechs Erstlinge von den Betschuanen getauft, zu denen im folgenden Jahre noch mehrere hinzukamen, während viele Andere Hoffnung zur Bekehrung gaben, 70—80 Kinder und etliche Erwachsene die Schule, 2—300 Personen den Gottesdienst andächtig besuchten. Von Vielen hörte man den Ruf: „Wir waren wie die Thiere vor Gott! Was sollen wir thun, um selig zu werden?" Die Getauften fingen von selbst an, sich schicklicher zu kleiden; die Männer übernahmen jetzt die schweren Arbeiten, die sie sonst den Weibern überlassen hatten, und Frauen und Töchter saßen mit der Nadel in der Hand und bereiteten die Kleidung. Der abgeschmackte heidnische Putz verschwand, und lange Zeit durften die Missionare, wenn sie eine Frau an Kleidern nähen, einen Mann sich Jacke und Beinkleider zurüsten sahen, voraus erwarten, daß diese Familie bald zur Taufe sich melden werde. Bald darauf fingen sie auch an, Tische, Stühle und Kisten zu machen, um ihre Häuser auszumöbliren, und aus dem Fett, das sie sonst auf ihren Leib schmierten, machten sie jetzt Lichter, bei denen sie Abends lesen konnten. Dabei hatten sie ein ungemeines Verlangen nach Unterricht, und nahmen täglich zu in der Bibelkenntniß und Gesittung. Eine neue Kirche sollte gebaut werden, und willig trugen die Betschuanen dazu bei; Moffat aber reiste 1830 in die Kapstadt, um weitere Mittel zum Bau derselben zu gewinnen, auf welchem Wege er den ersten französischen Missionaren begegnete, die auch unter den Betschuanen-Stämmen wirken sollten. Mit einem neuen Gehülfen, Edwards, mit dem gedruckten Evangelium Lucä, einem Liederbuche, einer Druckerpresse mit Zubehör und sämmtlichen Mitteln zum Kirchenbau kehrte er an den Kuruman zurück. Da hieß es jetzt unter den armen Betschuanen: „Ich suche Jesum", oder: „Ich fühle nach Gott. Ich lief unter den Raubthieren umher und kannte meine Gefahr nicht. Der Tag grauet und ich sehe meine Gefahr." Fünf Krieger aus dem Innern wurden jetzt getauft. Eine Frau, Namens Momonyatsi, eine Gefangene von den Matebelen, wurde ein lebendiges Zeugniß von der Macht Gottes über die Herzen. Eines Tages besuchte sie Moffat und fand sie in Thränen, einen Theil des Neuen Testamentes in der Hand. „Was weinest du," fragte er, ist dein Kind noch krank?" — „Nein, es ist gesund." — „Oder deine Schwiegermutter?" — „Nein, nein, es ist meine eigne, theure Mutter. Sie wird dieses Wort nicht sehen, sie wird diese gute Nachricht nicht hören." Wieder flossen ihre Thränen, indeß sie schluchzend sagte: „O, meine Mutter und meine Freunde, sie leben in heidnischer Nacht. Sie werden sterben, ohne das

Licht zu sehen, das auf mich scheint, ohne die Liebe zu fühlen, die ich geschmeckt habe." Sie hob ihre Augen gen Himmel und seufzte still: „O meine Mutter, meine Mutter!" Bald hernach erkrankte sie und starb, Gott und dem Heiland ihr neugebornes Kindlein mit Ruhe übergebend; ihr letzter Seufzer aber war: „Meine Mutter!" —

Eine andere, bald hernach getaufte alte Frau ermahnte sterbend ihre Kinder und Enkel: „Meine Kinder, haltet euren Glauben an Christum fest. Trauet Ihm, liebt Ihn, laßt euch nicht durch die Welt von Ihm reißen. Möget Ihr beschimpft werden in der Welt, bleibet am Worte Gottes und werdet nicht schwach im Gebete. Mein letztes Wort ist: Trachtet in Frieden mit einander zu leben, vermeidet Streit, jaget dem Frieden nach, liebet einander, tröstet einander, helfet einander in dem Herrn." — Eine andere Alte, eine rechte Erzheidin, die allen Schmutz und Gräuel des Heidenthums in sich vereinigte, das Orakel der jungen Weiber auf der Station, weil sie die Weisheit der Alten wußte, eine Meisterin in Gotteslästerung und Christenhaß, kam eines Tages, ein Kind suchend, in die ihr verhaßte Kapelle, wo sie einige Minuten warten mußte. Kaum hatte sie ein paar Sätze gehört, so lief sie davon. Aber am folgenden Sonntag kam sie wieder. Die Leute erschraken, denn sie kannten ihre Bösartigkeit; aber sie hörte ruhig zu und machte keine Störung. Nach einigen Tagen kam sie ganz verstört zu Moffat und schrie: „Ach, meine Sünden, ach, meine Sünden!" Thränen strömten über ihre Wangen, kein Trost wollte bei ihr haften, jede Nacht rief sie den Missionar aus dem Bett, um zu erfahren, was aus ihrer Seele werden würde. Eines Tages traf sie ihn auf der Straße, umfaßte seine Hände und rief, wie wenn ihr das Herz zerspringen wollte: „Leben kann ich nicht und sterben kann ich auch nicht." Moffat wies sie zu dem Lamm Gottes, sie aber unterbrach ihn: „Du sagst, das Blut Christi mache rein von allen Sünden; weißt du die Zahl der meinigen? Sieh jene Grasfläche, und zähle die Grashalme oder die Thautropfen; — sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten." Nach etlichen Wochen aber konnte sie an den Heiland glauben, saß zu Seinen Füßen, gereinigt, gekleidet und vernünftig, und wußte nicht, wie sie demüthig genug von sich selbst sprechen und eifrig genug nach Unterricht fragen sollte.

Während so die Wüste am Kuruman zu grünen und die Gefilde zu blühen begannen, langten im Sommer 1830 die ersten Sendboten der **Evangelischen Missions-Gesellschaft zu Paris**, Roland und Lemue, daselbst an, um hier auf eine weiter in's Innere gehende Mission sich vorzubereiten. Im Mai 1831 machten sie zu einer Untersuchungsreise in das Land der Baharutsi (Baharutzen) sich auf, fanden in der Hauptstadt Mosika die Leute zu ihrer Aufnahme geneigt und kehrten daher bald an den Kuruman zurück, um sich auf ihre Uebersiedelung zu rüsten. Unterdessen aber hatten die Baharutsi an dem Matabelenfürsten Mosolekatsi einen kriegerischen und gefährlichen Nachbar erhalten, welchem sie zinsbar zu werden sich genöthigt sahen. Dieser Umstand hinderte die Missionare lange Zeit an der Ausführung ihrer Absicht. Erst am 17. Februar 1832 konnten sie, nunmehr drei an der Zahl, aufbrechen. Nach ihrer Ankunft im Baharutzenlande sandten sie dem Fürsten Mosolekatsi Geschenke, welche dieser durch die Erlaubniß erwiederte, sich an jedem beliebigen Orte niederzulassen, nur daß Einer von ihnen unverzüglich sich zu ihm begeben müßte. Diesem gefahrvollen, durch neue Boten noch einmal streng eingeschärften Befehle nachzukommen, übernahm der Miss. Pellissier. Derselbe ward von Mosolekatsi höchst freundlich aufgenommen, aber mit dem Befehl entlassen, mit einem seiner Mitarbeiter in des Königs Nähe seinen Wohnsitz aufzuschlagen, welcher Befehl durch nacheilende Boten noch dahin

ausgedehnt ward, daß alle drei Missionare zu dem König kommen sollten. Da den Missionaren aber von mehreren Seiten versichert ward, daß der König mit der Absicht umginge, sie unterwegs ermorden zu lassen, so ergriffen sie die Flucht[1]) und trafen im Juni 1832 wieder am Kuruman ein. Darnach gründeten sie einen Wohn- und Missionsplatz 14 Stunden nordöstlich von Neu-Lattaku zu Motito (d. h. Lieblich) bei Alt-Lattaku, wohin sie außer einigen Batlapi's 40—50 von dem aus seinem ehemaligen Gebiet ausgewanderten Baharutzenstamme herbeiholten. Sechs Eingeborne wurden 1833 getauft, und Einer davon predigte seinen Landsleuten zu Lattaku und wies sie auf die H. Schrift als auf das Brod des Lebens hin. Ein Anderer, der früher der unterhaltendste Possenreißer seines Volks gewesen, betete jetzt Nächte hindurch und rief in Thränen seinem Volke zu: „Arme Betschuanen, ihr seid schlimmer geworden, als die Koranna's, ihr seid Lügner, Diebe, Treulose und Heuchler. Es gibt keine Hoffnung mehr für euch. Was werdet ihr am Gerichtstage sagen?" — Bei seiner Taufe sprach er: „Ich bin ein großer Sünder. Ehe ich das Wort hörte, hatte ich die Farbe der Andern. Ich lachte, ich tanzte, ich wollte Vieh und die schönsten Felle zu Kleidern haben. Aber was hilft mir das? Nicht die Tänze, nicht die Unzucht, nicht die Ochsen, nicht die Ziegen, nicht die Schakalfelle können mich selig machen, sondern das Wort Gottes". — Einer der Neubekehrten, Namens Hendrick, war der Gegenstand des wilden Hasses von Mahuta, König der Barolongen. Eines Tages kam dieser rohe Heide nach Motito, wüthete gegen den Unglücklichen, verwundete ihn am Kopfe und überhäufte ihn mit Schmähungen, bloß darum, weil derselbe sein Leben gänzlich verändert hatte. Und was antwortete der Mann, dessen Hand ein Jahr zuvor noch den Speer ergriffen hätte bei solcher Behandlung? „Schlage mich", sagte er, „du hast das Recht dazu, denn ich bin dein Unterthan". Schon im Jahre 1835 aber konnte Miss. Lemue den Fortschritt der Station Motito mit den Worten bezeichnen: „Wollen wir zu Lattaku einen Haufen Zuhörer versammeln, so läßt der Häuptling durch alle Straßen rufen: „„Zum Gottestanz! die Weißen sind gekommen!"" Ist er nicht da, so haben wir auch keinen Zuhörer. Zu Motito aber ertönt die Glocke, und bald ist die Kirche voll. Die Einen kommen aus Frömmigkeit, die Andern, um dem Missionar zu gefallen, die Meisten aber aus reinem Pflichtgefühl. Jeden Abend kommen 40 zum Gebet; jeden Sonntag früh sammeln sie sich, singen und beten, wobei die Eingebornen das Gebet sprechen; in der Predigt sind nie unter 100 Zuhörer".

Während so zu Motito eine Gemeinde aus den Heiden sich zu sammeln begann, war im Jahre 1834 ein Korannahäuptling, Namens Moscheu[2]), weit von Osten her im Norden des Vaalflusses, nach der Station am Kuruman gekommen, um Moffat zu sehen, hielt sich 2 Tage auf, sah sich Alles an, fragte nach gar nichts, und schied von Moffat mit den Worten: „Ich bin gekommen, dich zu sehen, mein Besuch hat mir

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1855, p. 74.
[2]) cf. Missionsfreund 1847, p. 9 ff.

Vergnügen gemacht, und nun kehre ich nach Hause zurück". Aber nach etlicher Zeit kam er wieder, mit ihm sein Weib, sein Bruder und andere Verwandte; fünf Tagereisen weit waren sie auf ihren Ochsen geritten. Was Moscheu bei seinem ersten Besuch am Kuruman im Gottesdienst gehört, das hatte er daheim den Seinigen verkündet, und tief ergriffen machten sie nun sich auf, um nach dem Weg zur Seligkeit zu fragen. „Als ich dich das erste Mal besuchte", sagte der Häuptling zu Moffat, „hatte ich nur Ein Herz; nun aber bin ich mit zwei Herzen gekommen. Ich habe keine Ruhe; in meine Augen kommt kein Schlaf, wegen der Dinge, die du mir bei meinem ersten Besuch gesagt hast". Und dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. So lange als möglich verweilte er mit den Seinen; Alle waren sehr begierig nach Unterricht und gingen nur ungern wieder fort. Beim Abschied aber mußte Moffat ihnen versprechen, auch ihr abgelegenes Dorf einmal zu besuchen. Da dieß aber nicht so bald geschah, hatte Moscheu sich eben wieder mit seinen Freunden zu einem neuen Besuch am Kuruman aufgemacht, als er hörte, Moffat sei auf dem Wege zu ihm. Da kehrte er schnell wieder um in sein Dorf, wo denn Moffat eines Sonntags Abends eintraf, mit Jubel begrüßt ward, vor Mitternacht nicht zur Ruhe kam, und, kaum erwacht, am frühen Morgen schon dem um seinen Wagen versammelten Volke predigen mußte. Kaum hatte er dann am Flusse sich gewaschen und einen Topf saure Milch zum Frühstück genossen, da mußte er ihnen wieder eine Predigt halten, worüber sie dann zusammen sich unterhielten, und Abends bei Mondschein zum dritten Mal. Am andern Tage aber lehrte er sie buchstabiren, nnd bis tief in die Nacht hinein sangen sie nach einer alten schottischen Melodie das ABC. Am folgenden Tage mußte Moffat wieder scheiden, und das ganze Volk geleitete ihn etliche Stunden weit, und dann blieben sie noch stehen und sahen ihm nach, bis sein Wagen hinter einem dichten Gebüsch verschwand. Von der Zeit an machten nun Moscheu und seine Leute gar erfreuliche Fortschritte in der christlichen Erkenntniß. Zu 40—50 Männer, Weiber und Kinder, kamen sie oftmals auf ihren Ochsen an den Kuruman oder nach Motito geritten, brachten eine Anzahl von Milchkühen zu ihrem Unterhalt mit und blieben wohl zwei Monate da und lernten fleißig. Andries, der Bruder des Moscheu, machte solche Fortschritte, daß er zum Schullehrer unter seinem Volk erwählt wurde. Er übergab seinen Sohn dem französischen Missionar in Motito zum Unterricht, während Moscheu seine Tochter von Frau Moffat erziehen ließ. Leider verlor er dieselbe an den Masern, und trauerte noch an ihrem Grabe, als endlich im Jahre 1841 in Miss. Pfrimmer von der Pariser Gesellschaft sein Dörflein, von nun an Friedau genannt, einen eigenen Missionar erhielt. Andries Moscheu aber trat etliche Jahre darnach als National-Gehülfe an die Spitze einer neuen Gemeinde in Mamusa[1]) unter den Batlapi's, wo er auch eine Schule von 90 Kindern zu besorgen hatte, und mit Eifer und Treue seines Amtes wartete.

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1847, p. 15.

Mittlerweile dehnten auch die Sendboten der **Pariser Missions-Gesellschaft** ihre Thätigkeit immer weiter aus. In Thaba Bossiu, auf der Höhe eines Berges gelegen, wohnte der mächtige Häuptling des Bassuto-Volkes, Moschesch. Der hatte kurz zuvor, ehe die französischen Missionare nach Süd-Afrika kamen, einige seiner Diener mit 200 Ochsen ausgesandt und ihnen befohlen, den „Großmeister der Weißen" aufzusuchen, um von ihm, gegen diese Heerde, Männer zu bekommen, welche sein Volk unterrichten könnten. Unterwegs aber fielen sie in die Hände eines Korannahaufens, der ihnen alle ihre Ochsen wegnahm. Darnach wandte sich Moschesch an einen gerade in seiner Nachbarschaft jagenden Griqua, den er inständig bat, ihm zur Erfüllung seines Wunsches behülflich zu sein. Dieser sagte es dem Miss. Kolbe, und von ihm erfuhren es die französischen Missionare, die im Jahre 1833 zunächst die ursprünglich für Buschmänner gegründete, dann aber mehr von Batlapi's und Bassuto's aufgesuchte Station Caledon von der Londoner Missions-Gesellschaft übernahmen und von nun an Bethulia nannten, dann aber noch in demselben Jahre Morija, 60 Stunden östlich von Bethulia, unter den Bassuto's, und 1835 Beerseba (Siebenbrunnen) unter den Lighoia's gründeten. Da ihre Hoffnung, daß Moschesch mit vielen seiner Leute in dem nur 10 Meilen von Thaba Bossiu entfernten Morija sich niederlassen würde, nicht in Erfüllung ging, wurde im Jahre 1837 auch eine Station zu Thaba Bossiu, am Fuße des Berges, dessen Umgegend von 8000 Bassuto's bevölkert war, angelegt, und in demselben Jahre auch Mekuatling unter den Lighoia's gegründet. Von Moschesch mit offenen Armen aufgenommen, zählten die Missionare im Jahre 1840 in Bethulia schon 45, in Beerseba 291, in Morija 11, in Thaba Bossiu 13, in Mekuatling 18 Getaufte. Moschesch selbst, obschon er den Lehrern das unbedingteste Vertrauen schenkte, ihnen selbst die Erziehung seiner Kinder übertrug, ihre Predigten ununterbrochen besuchte und auch seine Unterthanen dazu ermahnte, nahm dennoch das Evangelium, dessen kräftige Wirkung er erkannte, und dessen Annahme er von Andern forderte, für seine Person nicht an[1]), während schon im Jahre 1840 die Trauung seines ältesten Sohnes Molapo[2]), der das Evangelium bereits angenommen, auf christliche Weise vollzogen wurde. Im Jahre 1841 wurde Kousberg, nahe bei Beersaba, 1843 aber Berea und Bethesda angelegt. Während nun in Motito schon im Jahre 1841 eine Missions-Gesellschaft gestiftet war und bald darnach als Frucht eingetretener Verfolgungen von Seiten der Heiden eine größere Erweckung sichtbar ward, und Mamusa und Tikoë als Nebenorte die Wirkungen des Geistes Gottes erfuhren, trugen auch die Arbeiten der Missionare unter den Bassuto's allenthalben rasch ihre Frucht, und allein im Jahre 1845 wurden zu Bethulia 45, in Morija 61, in Beerseba 19, in Thaba Bossiu 18, in Mekuatling 24 Erwachsene nebst einer ziemlichen Anzahl von Kindern getauft. Seit Anfang der französischen

[1]) cf. Goßner, Biene 1850, p. 91 ff.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1853, p. 35.

Mission in Süd-Afrika waren bis dahin auf sämmtlichen Stationen derselben 606 bekehrte Heiden zum Abendmahl zugelassen und 715 Kinder getauft worden; im Tauf-Unterricht aber befanden sich damals 461 Personen. „Die Christen in Morija", heißt es in jener Zeit, „leben in der Furcht des Herrn. Sie hören das Wort des Lebens mit Aufmerksamkeit und Sammlung an, sie lieben sich untereinander und preisen den Namen ihres Heilandes durch ihren Wandel und ihren Eifer". Aehnliches wird von den andern Stationen berichtet; unter den Bekehrten aber waren Leute, wie der wilde Krieger Josua Makoniane, der einst, nachdem er eben verwundet worden, sich nicht hatte aus dem Treffen zurückziehen wollen, bevor er durch zehn Schlachtopfer sich gerächt, und nun voll Sanftmuth und Eifer und ganz besonders mit dem ewigen Heil seiner Seele beschäftigt war. Seine Milde und Demuth legte er in ergreifender Weise an den Tag, als der alte Mokatschane, der Vater des Moschesch, welcher die Abwesenheit dieses seines Sohnes (1845) zur Wiedereinführung der Beschneidung in Thaba Bossiu benutzen wollte, ihm einen Keulenschlag auf den Kopf versetzte, weil er seinen Neffen aus dem Haufen der abtrünnigen jungen Leute herauszuziehen und zur Besinnung zu bringen suchte. Makoniane wendet sich um, und erblickt Mokatschane, der ihn mit der einen Hand am Mantel gefaßt hat, und mit der andern die Mordwaffe erhebt. „Mein Herr", sagt er, „schlage zu, aber sage mir, warum du mich tödtest!" Der Alte schweigt und führt einen zweiten Schlag auf seinen ganz benarbten Diener, dem er so oft das Leben zu verdanken gehabt. Josua leistet keinen Widerstand, denn er besorgt, eine schnelle Bewegung von seiner Seite könnte den schwachen Greis, den er als seinen Oberherrn respektirt, zum Fallen bringen. Ein dritter Schlag fällt auf Josua's Haupt, daß das Blut herabströmt, und noch einmal fragt er mit mildem Ton: „Mein Herr, sage mir, warum du mich tödtest!" Er fühlt sich hierauf gegen den Zaun hingezerrt, wo Mokatschane seine Waffen aufgehängt hat, und gibt nach. Der alte Häuptling ergreift einen Assagai, zaudert einen Augenblick und setzt sich nieder, überwältigt von der Anstrengung, die über seine Kräfte ging. Josua aber setzt sich neben ihn, und ergreift die Gelegenheit, um dem verhärteten Sünder, der ihn immer noch bedroht, das Heil in Jesu Christo zu verkündigen.

Inzwischen war auch eine Station der **Londoner Missions-Gesellschaft** im Bassutolande errichtet worden. Miss. Schreiner (in Basel gebildet) verließ 1842 um verwickelter politischer Umstände willen Philippolis, und errichtete in der Nähe von Beersaba einen neuen Posten zu Thaba Baschi, den er Basel nannte. Nach vielen und mannigfaltigen Mühseligkeiten und Umherwandern unter großen Gefahren, namentlich von Seiten der rebellischen, schon seit 1836 und noch mehr seit 1838 aus der Kolonie ausgewanderten holländischen Bauern, und nachdem ihm die erste und zweite mit unsäglichen Mühen errichtete Wohnhütte durch Regen und Schnee wieder zerstört worden war, durfte er endlich im August 1843 seine halb aus Kieselsteinen errichtete Wohnung einweihen, und bald darauf auch das für Gottesdienst und Schule errichtete Gebäude.

Nördlich und nordwestlich von den französischen Stationen hatte unterdessen auch die **Methodisten-Mission** unter den Bassuto's und Mantati's eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Zu Thaba Unchu unter Barolongen und Bassuto's, womit die Koranna-Stationen Ratabani und Mirametsu in Verbindung standen, zu Platberg unter Bassuto's, zu Lischuani unter Griqua's und Bassuto's, zu Imparani, Moteng, Sevumelo, Umpakani, Colesberg im Mantatilande, und zu Kama Stone in der Nähe von Buffalo's Vleij waren Stationen begründet. In Thaba Unchu stand eine große Kapelle von Backsteinen, welche 1000 Personen faßte; auch sonst waren in allen genannten Orten angemessene Kapellen und Missionsgebäude. Mitglieder wurden Ende 1845 im Ganzen 606 gezählt, und Schüler gegen 1000. Auch diese Missionen wurden ebenso, wie bald hernach die französischen, besonders Bethulia, Beersaba und Mekuatling, im Jahre 1842 durch die auswandernden Bauern, welche eine holländisch-afrikanische Republik, deren Anerkennung sie von den Missionaren forderten, gründen wollten, in hohem Grade bedroht. Es kam zu blutigen Auftritten, thätlichen Mißhandlungen der Missionare, Zerstörungen von Dörfern und Menschenraub. Doch gingen die Stürme wieder glücklich vorüber, und die Missionen gediehen.

Während so das Evangelium im Bassuto-Lande immer weiter sich ausbreitete, war auch das Werk der **Londoner Missions-Gesellschaft** am Kuruman (Neu-Lattaku) in Segen fortgegangen. Als im Jahre 1838 die neue Kirche am Kuruman feierlich eröffnet wurde, bestand die Gemeinde aus mehr als 200 Seelen, aber wenigstens 800 Hörer waren in lautloser Stille an jenem Tage zugegen. Nur der König war noch Heide; seine Gattin und seine Söhne waren getauft. „Die Zeit ist gekommen", so konnte Moffat auf dem von ihm besuchten Jahresfest der Bibel-Gesellschaft in London (1840) sagen, „wo wir nicht auf Einen, sondern auf Hunderte hinweisen können, welche unserm Herrn Jesus Christus gehorsam geworden sind, welche nun das Evangelium mit ihrem Glauben zieren, welche lebendige Briefe sind, gekannt und gelesen von allen Heiden umher, welche die Umwandlung bewundern, anstaunen und hassen. Ja, so groß ist die geschehene Umwandlung, daß die, welche noch ferne stehen, mit Staunen gewahr werden, wie der Dieb ehrlich, der Unreine keusch, der Mörder mitleidig geworden ist, wie Personen, welche einst Allen um sie her ein Schrecken waren, Thränen der Buße und Reue über ihre begangenen Sünden vergießen". Hunderte von Meilen weit kamen Leute her, um ein Exemplar vom Evangelium des Lukas zu erhalten; man wollte es erkaufen, ja durch Handarbeit verdienen, man drückte es mit Freudenthränen an die Brust; und, was das Beste war, man las darin, und nicht ohne Frucht. Ein junger Mann, den Moffat einst vor einer Anzahl Weiber traf, die er zum Glauben und fleißigen Lesen in der Schrift ermahnte, wandte sich an den Missionar mit der Frage: „Haben denn diese heiligen Männer, welche das Wort Gottes aufgeschrieben haben, wohl gewußt, daß es auch Betschuanen in der Welt gibt?" — „Gewiß", antwortete dieser, „ist das Wort Gottes für alle Menschen bestimmt, aber was meinst denn du dazu?" — „Ich denke",

war die Antwort, „sie haben es gewußt, denn das Wort Gottes beschreibt jede Sünde, welche die verderbten Betschuanen in ihrem Herzen haben. Du weißt, daß sie das versunkenste Volk in der Welt sind, und das ist Alles in jenem Buche beschrieben, so daß die Unbekehrten keine Lust haben, uns lesen zu hören, indem sie sagen, daß wir ihr Herz von innen nach außen kehren." — Anfangs 1842 ward unter 30 Personen auch der alte König Matibe getauft. Von seinen Söhnen hatte er sich an den Kuruman „zu seinen Missionaren" bringen lassen. „Ich bin gekommen", sagte er zu Miss. Edwards, „um über meine Seele zu sprechen. Ich bin grau vor Alter, aber ohne Verstand; nun ist mir nichts geblieben, als mein altes Gebein und die verwelkte Haut. Ich hörte das göttliche Wort von Anfang an (seit 25 Jahren), aber ich verstand es nicht, und jetzt habe ich weder Tag noch Nacht Ruhe; meine Seele ist kummervoll und in brennender Qual; mein Herz ist krank und unruhig in meiner Brust; mein Gemüth ist finster, und mein Gedächtniß kann das theure Gotteswort nicht behalten; aber obgleich dasselbe mich verläßt, so thut es mir doch wohl; es läßt etwas in meiner Seele zurück, was ich nicht beschreiben kann, was mir aber doch Hoffnung gibt. Ich wünsche mich zu den Füßen Jesu, des Sohnes Gottes, niederzuwerfen, in der Hoffnung und Erwartung, daß Er mich begnadigen werde. Ich fühle, daß es meine Weisheit sein wird, zu den Füßen der Gläubigen zu sitzen, welche das Mannesalter in der Erkenntniß erreicht haben, um beständig durch sie in den Wegen der Pflicht und Seligkeit belehrt zu werden".

Seitdem schritt die Mission am Kuruman nach Innen und nach Außen fort. Neue Sendboten kamen, unter ihnen Roß und Livingston; Moffat brachte, von Europa zurückkehrend, das ganze N. Testament in der Sitschuanensprache mit, das, gleich ihm selbst, mit Jubel aufgenommen ward, in den Schulen, den Familien und den Gottesdiensten bald die erfreulichsten Wirkungen zu Tage treten ließ und besonders den Nationalgehülfen[1]) neue Waffen zur Ausrichtung ihres Werkes in die Hand gab. „Einst sagtet ihr", so redeten sie nun ihre Landsleute an, „eure Lehrer reden mit dem Buch, und das Buch sage ihnen Alles, was sie wünschen. Hier ist das Buch, und es kann auch da wirken, wo es keine Lehrer gibt. Wenn ein Gläubiger es liest, so bringt es ihm dieselbe Botschaft; und wenn ein Ungläubiger es liest, so ist die Botschaft, die es ihm bringt, wiederum dieselbe. Dieses Buch wird euch die gute Botschaft predigen, lehren und erzählen, wenn auch keine Lehrer im ganzen Lande mehr wären". — Außenstationen wurden zu Thantsabane, Hanchana und Borigelong, wohin Miss. Helmore von Lekatlong auf kurze Zeit versetzt wurde, später in Mabotsa, Touns und Mamusa angelegt, während in Lattaku, dem alten, Roß und Livingston zunächst sich niederließen. Mit welcher Freude aber konnte der alte, ehrwürdige Miss. Read, der 1842 mit Dr. Philip zum dritten Mal jene Gegend besuchte, sich dahin aussprechen[2]): „Meine

[1]) cf. Calwer Monatsbl. 1850, p. 39 f.
[2]) cf. Ebendas. 1844, p. 36 ff.

Reise mit Dr. Philip ist für mich eine der wichtigsten und angenehmsten gewesen, die ich je gemacht habe. Ich durfte nicht eine dürre Wildniß besuchen, wie damals, als ich (1813) meinen Freund Campbell begleitete, und damals, als ich (1816) die Mission in Lattaku (Lithaku) anfing. Damals war Alles, außer dem kleinen Orte Klaarwater (Griquatown), noch eine wüste, heulende Wildniß. Wir hörten den Kriegsgesang, wir waren Augenzeugen der grauenhaftesten Barbarei. Jetzt aber sahen wir die Einöde jauchzend und die Wüste blühend wie eine Rose. Wir sahen Wunder des Evangeliums unter den Bassuto's, Batlapi's, Barolong's und Griqua's. Mein Besuch zu Kuruman, wo ich noch meinen alten Bruder und Mitarbeiter Hamilton traf, mit dem ich die Station anfing, war unbeschreiblich anziehend. Wie viele alte Freunde sah ich, die nun Glieder der Kirche sind, und einst als Kinder in meiner Schule saßen. Dort, sagen Manche, haben sie die ersten guten Eindrücke empfangen. Ja sie erinnerten mich an die Schriftworte, über die ich gepredigt hatte, und wußten noch, was ich damals darüber sprach. Noch übertroffen aber ward dieser Eindruck von dem, als ich Matibe, sein Weib Mahuta, seine bekehrten Kinder Jantzo, James, Boyong und andere Verwandte der Königsfamilie sah, die ich 1819 in der größten Finsterniß und Gleichgültigkeit gegen das Evangelium verlassen hatte. Unbeschreiblich war mein Gefühl, da ich drei Schwiegersöhne des Königs erblickte, die jetzt mit andern jungen Häuptlingen, die einst in meiner Schule saßen, nicht allein Glieder der Kirche Christi, sondern Lehrer und Prediger sind, und all' ihre Gaben und jeglichen Einfluß zur Erhaltung und Ausbreitung des Evangeliums verwenden."

Miss. D. Livingston, der schon im Jahre 1842 von Kuruman aus eine Reise nach Norden zu bis zur großen Wüste im Westen des Betschuanenlandes gemacht[1]), ließ im folgenden Jahre mit Edwards zu Mabotsa[2]), 60 St. nördlich von Lattaku, unter dem Bakhatla-Stamme sich nieder, und zwar auf ausdrückliches Verlangen des Häuptlings. Doch bereitete sich Livingston hier nur vor, sein dem Bakuénen-Häuptling Setschéle gegebenes Versprechen zu erfüllen, und zog denn auch bald noch weiter nördlich hinauf nach Schokuáne, der Hauptniederlassung dieses Fürsten, der ihn und das Evangelium mit Freuden aufnahm[3]). Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts aber trat eine solche Dürre ein, daß der Missionar den Häuptling und seinen ganzen Stamm zur Uebersiedlung nach dem 15 Stunden südlicher gelegenen Bach Kolobeng veranlaßte, und hier eine neue Station gründete. Setschéle selbst ward ein warmer Freund des Evangeliums, das er auch seinen Leuten empfahl, richtete selbst Gottesdienste in seinem Hause ein, gab seine heidnischen Gebräuche auf, und konnte endlich nach mehreren Jahren (1848) getauft werden, nachdem er seine Frauen bis auf Eine aus freien Stücken entlassen. Von da an begann nun freilich allerlei Feindseligkeit von Seiten der Heiden, und Schule und Kirche

---

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1843, p. 162 ff.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1848, p. 69.
[3]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 125 ff.

wurde nur noch von sehr Wenigen außer des Häuptlings eigner Familie besucht; doch begegnete man den Missionaren fortwährend mit Achtung und Freundlichkeit.

Lassen wir nun Livingston bis auf Weiteres in Kolobeng, und wenden uns wieder südöstlich zu den Arbeitern der **Pariser Missions-Gesellschaft** unter den Bassuto's. Nachdem hier schon 1843 zu Beerseba eine Druckerei eröffnet worden, ging das Werk des Evangeliums, wenn auch einzelne Häuptlinge, wie z. B. Morosi in Bethesda [1]), demselben zeitweise Schwierigkeiten bereiteten, doch unter dem kräftigen Schutze des Königs Moschesch, der, zwar selbst noch nicht bekehrt, doch schon 1845 seinem Volke gegenüber aussprach: „Das Evangelium wird in meinem Lande siegen — folget euren Baruti (Lehrern) und habet Mitleiden mit mir!" und später zu dem nach Europa abreisenden Missionar Casalis sagte: „Betet für mich!" aller Orten in Segen fort; Kirchen wurden gebaut, hier und da fanden Erweckungen statt, und kein Jahr verging ohne zahlreiche Taufen. Unter den Bekehrten war der 90jähr. Oheim des Königs Moschesch, Libé [2]), der bis in sein höchstes Alter hartnäckig der Wahrheit widerstanden hatte, endlich aber doch überwunden und im Jahre 1846 getauft wurde. Auf einem Tragsessel wegen seiner Schwäche in die Versammlung getragen sprach er vor seiner Taufe folgendes Bekenntniß aus: „Ich glaube an Jehovah, den wahren Gott, der mich geschaffen und bis zu diesem hohen Alter gebracht hat. Er hat sich erbarmet über mich, der ich Ihn haßte, und hat Jesum in den Tod dahingegeben, um mich zu retten. O mein Herr! O mein Vater! erbarme Dich meiner! Ich habe keine Kraft mehr, meine Tage sind zu Ende. Nimm mich zu Dir! Der Tod soll nichts von mir bekommen, als diese armen Gebeine. Bewahre mich vor der Hölle und dem Teufel! O mein Vater, höre Jesum, der Dich für mich bittet! O mein Herr, o mein Vater!" Dann forderte er seine ganze Familie auf, sich zu bekehren, und schloß mit den Worten: „O unterwerfet euch Jesu, Er wird euch selig machen! Entsaget den Kriegen! Liebet alle eure Mitmenschen!" Ein anderes Wunder der Gnade war der alte Häuptling Khoabane, der auch lange allen Gnadenzügen widerstanden und nichts unversucht gelassen hatte, auch seine zwei Frauen, welche vor ihm getauft wurden, von dem Evangelium auf alle Weise abzuhalten. Auch er vermochte nicht länger wider den Stachel zu löcken, und ward am Weihnachtsfest 1847 getauft. Einige Tage vor seiner Taufe kam er mit einigen seiner Räthe, seinen Kebsweibern und deren Aeltern zu dem Missionar und sprach zu ihm: „Du weißt wie viel Böses ich gethan habe, du warst auch Zeuge meiner Seelenangst, du eräthst, was in mir vorgeht. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich nie die Kraft gehabt hätte, zu thun, was ich heute thue, wenn mich nicht Gott gleichsam dazu gezwungen hätte. Man sagt, du hättest mich genöthigt, mich von meinen Frauen zu trennen. Darum bezeuge ich vor meinen Freunden, daß du mich nie geheißen hast, sie fortzuschicken. Gleichwohl habe ich ihre Aeltern

---

[1]) cf. Calwer Monatsbl. 1850, p. 41 ff.

[2]) cf. Ebendas. 1851, p. 41 ff.; Missionsbl. 1847, p. 90 f., 95; 1848, p. 71 ff.

herbeigerufen, um ihnen dieselben zurückzustellen; denn ich fühle, daß ich mich von Allem trennen muß, was meiner Seele den Tod gebracht hat. Gott erbarme sich über mich! Er tilge alle meine Sünden und mache mich gerecht in Seinem Sohne, auf den ich allein mein Vertrauen setze." Nun wandte er sich an seine Frauen und sagte: „Von heute an seid ihr nur noch meine Schwestern. In unsrer Unwissenheit haben wir viel Uebles gethan. Merkt euch das, und möge Euch Gott gnädig sein! Indem ich euch euren Familien zurückgebe, empfinde ich einen großen Schmerz, weil ich weiß, daß ihr das Evangelium hasset." Am Tage seiner Taufe legte er in ergreifender Weise ein demüthiges Bekenntniß seiner Sünden ab, und ward darnach mit seiner rechtmäßigen Gattin christlich ein-gesegnet.

Bekehrte Eingeborne von Morija und Thaba Bossiu wanderten im Jahre 1847 über 3 Monate lang unter den Völkerstämmen im Innern, den Bataung's, Lighoia's, Batlako's, Bapo's und Baperie's, mit der Predigt des Evangeliums umher, und würden ihre Besuche noch viel weiter ausgedehnt haben, wenn nicht die holländischen Bauern sie zur Rückkehr gezwungen hätten. Neue Stationen wurden angelegt: 1846 Kana', nur 7—8 Stunden nordöstlich von Berea, in einer Gegend, deren Einwohner noch ganz vor Kurzem eigentliche Menschenfresser gewesen waren[1]); 1847 Carmel (Quaggabrunn), zwischen Bethulia und Beerseba, zugleich zu einem Nationalgehülfen-Institut bestimmt; in demselben Jahre Hebron (Kusberg) in der Nähe von Beerseba, und Hermon, halbwegs zwischen Mekuatling und Beerseba, 2 Meilen von der von dem Londoner Missionar Schreiner angelegten, aber wieder verlassenen Station Basel. König Moschesch hielt sich in der ganzen Zeit fortwährend freundlich zu den Missionaren, nahm auch jede äußere Kultur gern an, wie er sich denn z. B. eine europäische Wohnung bauen ließ, und sah die Bekehrung seiner Unterthanen und selbst seiner Familienglieder, unter denen besonders sein Sohn Molapo ein entschiedener Christ war, gern, konnte sich aber für sich selbst noch nicht in die Nachfolge Christi geben, weil sein Herz noch in den Lüsten des Fleisches verfangen war, worin seine Mutter Cholu und sieben junge Weiber ihn bestärkten. Die Missionare aber durften im Juli 1848 im Hinblick auf die Bassuto-Mission rühmen: „Das Licht des Evangeliums breitet seine Strahlen nunmehr auch über das Land des Moschesch aus. Es hat Gott in Seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen, Sich eine Heerde aus der Mitte derer auszulesen, die sonst ihre Freude und Lust nur in der Befriedigung ihrer fleischlichen Begierden gesucht haben; und der Menschensohn, der diese Heerde mit Seinem kostbaren Blut erkauft hat, behütet sie wie seinen Augapfel. Die Liebe zu Gott, die brüderliche Liebe, die Eintracht, die Uneigennützigkeit, der aufrichtige Glaube an den Heiland der Welt, die guten Werke sammt dem ganzen Gefolge christlicher Tugenden suchen sich einen Platz in dem Herzen des Menschenfressers (denn noch vor Kurzem bestanden in der Gegend viele Kannibalenhöhlen, in welchen geraubte Menschen wie Thiere weggeschlachtet

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1848, p. 38 f.

wurden), und stürzten die Festungen des Satans. Für den Reisenden, der von der Ferne kommt, ist es eine wahre Erholung, das Königreich der Bassuto's zu durchwandern. Nachdem er die Einfachheit, die Einfalt und den Frieden unter den Einwohnern bewundert hat, richten sich seine Augen nach der Residenz; und bald wird er in einem einfachen Hause in Thaba Bossiu freundlich in Empfang genommen. Der König dieses gastfreundlichen Volkes reicht ihm die Hand, und freut sich einen Freund gefunden zu haben. Nach einer angenehmen und freundschaftlichen Unterhaltung geht der Reisende nur ungern von dannen, um die wilden Völkerschaften zu besuchen."

Gerade um diese Zeit aber traf diese Mission von einer Seite her, von wo sie es am Wenigsten erwartete, von Frankreich aus, ein schwerer Schlag, der für den Augenblick ihre Existenz völlig in Frage stellte. Die 1824 gegründete Pariser Missions-Gesellschaft hatte schon seit 1845 mit drückendem Geldmangel zu kämpfen gehabt. Alle ihre Anstrengungen, ihre dringenden Hülferufe blieben erfolglos, die Revolutionsstürme kamen dazu, und so sahe sie sich im Februar 1848 in der Nothwendigkeit, das Missionshaus in Paris zu schließen, die Zöglinge in ihre Heimath zu entlassen, bis auf Weiteres keine Missionare mehr auszusenden, und die bereits ausgesendeten auf den afrikanischen Stationen anzuweisen, daß sie mehrere der neugegründeten Stationen, Kana, Hebron und Hermon, wieder aufgeben, sich aller kostspieligen Unternehmungen enthalten und nur auf spärlichen Zuschuß seitens der Gesellschaft in Zukunft rechnen möchten[1]). Dies veranlaßte den Miss. Casalis, im Namen der übrigen Brüder nach der Kapstadt, wo in kurzer Zeit 900 Pfd. St. für diese Mission aufgebracht wurden, und mit Hülfe dortiger Freunde nach Frankreich zu eilen, und sein Besuch in Paris, seine Rundreise durch ganz Frankreich hatte so erfreuliche Resultate, daß nicht blos das Werk in Afrika nach seinem ganzen Umfang wieder aufgenommen und die verlassenen Stationen wieder bezogen, sondern auch die Wiedereröffnung des Missionsseminars in der Heimath beschlossen wurde, an dessen Spitze der 1850 nach Afrika zurückgekehrte Casalis selbst am 27. November 1856 als Direktor gestellt wurde. Zu der pekuniären Bedrängniß kamen aber in jener Zeit für die Brüder in Afrika auch kriegerische Unruhen, da die Leute des Moschesch mit Sekoniela, dem Häuptling der Mantatis, in beständigem Streit lagen, und dies wirkte wieder nachtheilig auf die Zustände der Gemeinden ein; Rückfälle und Abfall kamen vor, dazu mehrjährige Dürre und Mangel an Lebensmitteln, und große Unzufriedenheit der Eingebornen gegen die englische Regierung, wegen Schmälerung ihres Landes und anderer Beschränkungen, die endlich sogar zu einem Kriege zwischen Moschesch und den Engländern führte: das Alles wirkte nachtheilig auf die eben noch so blühende Mission im Bassuto-Lande, und Missionar Fredoux, der im Jahre 1852 die meisten Stationen seiner Gesellschaft besuchte, klagte über den Rückschritt[2]), der vornehmlich zu Mekuatling und den innern

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1848, p. 166 f.
[2]) cf. Calwer Monatsbl. 1854, p. 34 ff.

Stationen des Bassuto-Landes unverkennbar hervortrat, obschon nicht überall in gleicher Stärke. Moschesch aber ließ nach Abschluß des Friedens am 9. Januar 1853 einen Bet- und Danktag feiern, bat auch die Missionare um Rath, wie er den Zustand seines Volkes nachhaltig verbessern könne, und sprach den Wunsch aus, daß sich die Bevölkerung der Stationen vermehren und die verlassenen wieder besetzt werden, auch diejenigen, wo die materiellen Arbeiten eingestellt worden, der Mittelpunkt neuer Thätigkeit werden möchten.

Mittlerweile waren die Arbeiten der **Londoner Missions-Gesellschaft** am Kuruman und auf den übrigen Stationen unter den Batlapi's und andern Betschuanenstämmen ungestört und in Segen fortgegangen; Miss. Livingston aber hatte bereits von Kolobeng aus seine Forschungsreisen nach dem unbekannten Innern begonnen. Es war im J. 1849, als er nach einem schrecklichen Marsche durch die Kalihári- (Kalahari-) Wüste den bisher unbekannten Suga-Fluß erreichte, und auf demselben in westlicher Richtung weiter schiffend, den lange gesuchten, aber bis dahin von keinem Europäer erreichten Ngami-See entdeckte. Gehoben durch diese Entdeckung, und voll Hoffnung, daß die aufgefundenen Gewässer zu weiteren Verbindungswegen im Innern Süd-Afrika's führen müßten, machte Livingston im folgenden Jahre in Begleitung von Frau und Kindern eine zweite Reise in die neuentdeckte Gegend, ward aber durch die für das Zugvieh tödtliche Tsetse-Fliege sowie den Ausbruch des Sumpffiebers bald zur Rückkehr genöthigt. Im Frühjahre 1851 verließ er abermals mit Frau und Kindern, da er in der entdeckten Gegend als Missionar sich bleibend niederzulassen hoffte, Kolobeng, drang auf dem alten Wege bis an den Sugafluß vor, setzte über denselben, überschritt in nördlicher Richtung mehrere hohle Flächen, „Salzpfannen" genannt, deren eine etwa 100 engl. Meilen lang und 10 M. breit erschien, und die mit einer dicken Salzkruste bedeckt waren, und erreichte nach vielen Mühseligkeiten Liniandi, die Residenz Sebitoané's, des Häuptlings der zahlreichen Makololo, unter dem 18° südl. Breite und dem 23° östl. Länge. Mit ungeheuchelter, lebhafter Freude nahm Sebitoané den Reisenden auf, und sprach sein eifriges Verlangen nach der Niederlassung eines Missionars unter seinem Volke aus. Leider starb derselbe schon 14 Tage nach Livingston's Ankunft, das Volk aber, nach des Letzteren eigener Aussage „das wildeste Geschlecht, das er je gesehen", rief, um den Leichnam des Häuptlings versammelt, dem Reisenden zu: „Verlaß uns nicht; Sebitoané ist todt, aber seine Kinder leben; du mußt ihnen thun, was du ihm gethan haben würdest." — Während seines Aufenthalts unter den Makololo gelangte Livingston zum ersten Mal an jenen herrlichen Fluß, dessen Lauf er später bis an den Kanal von Mozambique verfolgte, und dessen weiter Schoß wahrscheinlich bestimmt ist, innerhalb kurzer Zeit der Fußpfad der Reisenden, der Missionare und der Kaufleute nach der bisher unbekannten Mitte Süd-Afrika's zu werden. Der gewaltige Strom führt an verschiedenen Stellen die Namen Liambi, Setscheke und Sambese, die sämmtlich einfach den „Fluß" bedeuten, eine Auszeichnung, die ihm auch gebührt. Ueberhaupt bot jene Gegend im völligen Gegensatz der

früheren Meinungen über das Innere Süd-Afrika's das Bild eines Labyrinthes von Strömen mit zahllosen Zuflüssen, und in noch höherem Grade, als dies durch die Reisen Dr. Barth's in Central-Afrika weiter nördlich geschehen, verspricht der südliche Theil Afrika's mit dem Fortschritt der geographischen Entdeckungen als ein von mächtigen Gewässern und reichen Stromgebieten durchfurchtes, auch weithin üppig fruchtbares Land sich darzustellen. Leider mußte sich Livingston auch hier durch das Sumpffieber und die Verheerungen der Tsetse von der Unthunlichkeit einer festen Missions-Niederlassung überzeugen. Erfüllt mit großen Erwartungen und edlen Absichten für die Zukunft lenkte er seine Schritte den beschwerlichen, langen Weg abermals rückwärts, erfreut wie Einer, der große Beute gefunden. Während nun Livingston, nachdem er seine Familie in die Kapstadt gebracht, um seine Reisen und Forschungen in noch großartigerem Maße fortzusetzen, auf dem Rückwege nach seiner Station Kolobeng am Kuruman durch unerwartete Hindernisse etwas länger aufgehalten wurde, machten die Boeren einen gewaltthätigen Angriff auf Setschéle, der nicht ihr Vasall werden wollte, zerstörten Kolobeng, und erklärten ungescheut ihr Bedauern, daß sie Livingston's, auf dessen Leben sie es besonders abgesehen, nicht hatten habhaft werden können.

Diese holländischen Bauern[1]), welche seit 1836 und besonders seit 1840 in ganzen Schaaren die Kapkolonie verlassen, und unter verschiedenen Führern erst unter den Barolongen jenseits des Oranjeflusses sich niedergelassen, dann weiter nördlich an den Vaalfluß und darüber hinausziehend mit dem mächtigen Matabelenfürsten Mosolekatsi zusammengestoßen waren, den sie schließlich nach blutigem Kampfe und Zerstörung seiner Hauptstadt, in welcher Bostoner Missionare eben erst ihre Arbeit begonnen hatten, weiter nach Norden hinauf drängten, theilten sich später in zwei Haufen, deren einer über die Drakenberge in das Natal-Land hinunterging und hier eine Republik begründete, der andere im Jahre 1840 am Oranjeflusse gleichfalls eine solche, doch ohne alle Zucht und Ordnung, haben wollte, und die Missionare unter den Griqua's, Koranna's und Bassuto's weidlich plagte. Erst im Jahre 1845 gelang es der englischen Regierung, nachdem sie den Griqua's in einem Kriege gegen die Bauern Hülfe geleistet, die letzteren zur Unterwerfung unter die englische Oberhoheit zu bringen. Die ungünstige Lage, in der sich die Bauern nun befanden, bewog sie, Ende 1847 sich selbst an den neuen Gouverneur am Cap, Harry Smith, mit der Bitte um Abhülfe zu wenden, der darauf eine staatliche Einrichtung mit ihnen verabredete und im März 1848 proklamirte, wonach sie, allerdings unter der Oberhoheit der Königin von England, bis auf einen gewissen Punkt ihre Angelegenheiten selbst ordnen sollten. Gleich darnach aber brach, von den im Natalland zurückgebliebenen Bauern ausgehend, der Aufstand gegen die Engländer mächtiger aus, denn je zuvor. Eine große Anzahl Bauern, Andries Prätorius an der Spitze, verließ die Kolonie, um jenseits des Oranje einen unabhängigen Staat zu gründen, ward

[1]) cf. Berliner Missions-Bericht 1858, Nr. 18.

aber am 29. August bei Boomplaats von dem Gouverneur geschlagen, und das ganze Land bis zum Vaal als Sovereignty nochmals unter englische Oberhoheit gestellt. Während nun eine ziemliche Anzahl Bauern der neuen Ordnung der Dinge sich fügte, gingen Viele nordwärts über den Vaal, in das von dem Limpopo und dessen zahlreichen Nebenflüssen reichlich bewässerte, von kleinen Gebirgsketten durchzogene, nach Osten zu auf großen, ausgedehnten Ebenen das reichste Wildfeld bietende, von Betschuanen in vielen kleinen Stämmen bewohnte Land, wohin schon viele der ersten Auswanderer und andere von Osten her, seit die Engländer dem Bauernstaat in Natal 1842 ein Ende gemacht, fünf Jahre lang gezogen waren. Hier breiteten sie nun unter Prätorius besonders im Westen an den Kaschanbergen und dem Morikoaflusse sich aus, richteten eine Art staatliche Ordnung ein und nannten den jungen Staat „Transvaal-Republik". Mit den Betschuanen des Landes machten es diese Bauern aber fast ebenso, wie früher mit den Hottentotten in der Kolonie, und nachdem, mit in Folge des bis 1852 währenden Kafferkrieges, die neue Republik von England als unabhängiger Staat anerkannt war, nahm der Uebermuth der Bauern, die in der lästigsten Weise die Händler, Reisenden und Missionare überwachten, damit die Betschuanen keine Vorräthe von Schießbedarf und Waffen bekämen, sichtbar zu. Auf die Frage, was sie mit den Missionaren machen sollten, hatten die mit den Bauern verhandelnden Regierungs-Commissare angeblich geantwortet: „Mit denen könnt ihr es halten, wie ihr wollt." Diese, wenn überhaupt, jedenfalls nur im Scherz gegebene Antwort, von arglistigen Leuten in Umlauf gesetzt und nur zu gern geglaubt, war ohne Zweifel mit Veranlassung, daß gleich darauf drei Missions-Stationen förmlich vernichtet wurden, Kolobeng [1]), Mamusa und Mabotsa, und der Zustand des Betschuanenlandes so traurig war, wie nie vorher. „Das gewaltsame Sträuben der Stämme gegen die Einführung des Evangeliums in den ersten Jahren der Betschuana-Mission", schrieb Moffat gegen Ende 1852, „die angedrohte Zerstörung durch die Mantati's und die zerstörenden Freibeuter-Einfälle von Koranna's, Griqua's und Buschmännern erscheinen beim Rückblick als bloße Windstöße im Vergleich zu dem Sturm, der nun alle Früchte unserer Arbeit hinwegzufegen droht."

Auch an die Barolongen, unter denen die **Methodisten** erst im Jahre 1851 eine neue Station in dem großen, von 8—10,000 Menschen bewohnten Dorfe Lotlakana [2]), anderthalb Tagereisen westlich von der früheren französischen Station Mosika, und sechs große Tagereisen nordwestlich von Motito, errichtet hatten, erging die Aufforderung der Bauern, sich ihnen zu Knechten zu ergeben. Das Volk floh nach der Kalihari-Wüste, und die Missionare, allein zurückgeblieben, zogen im September 1852 gleichfalls ab, und kamen auf weitem Umweg, um nicht in die Hände der Bauern zu fallen, über Motito und Kuruman Anfangs Januar 1853 in Thaba-Unchu an, wo sie später traurige

[1]) cf. Basler Missions Mag. 1858, p. 164 f.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1853, p. 27 f. 63 f.

Botschaft von der Verstörung ihrer Barolongen bekamen. Auch hier fürchtete man Alles von dem Hasse der Bauern, falls die englische Regierung ihnen dieses Gebiet gleichfalls überließe[1]). Sämmtliche Missionare in der Sovereignty richteten daher im Jahre 1853, in welchem Moschesch über den Mantati-Häuptling Sekoniela einen vollständigen Sieg erfocht, und die Station Hermon auf's Neue eingeweiht ward, an den Gouverneur die dringende Bitte, die englische Herrschaft aus dem Gebiete zwischen dem Oranje und Vaal nicht zurückzuziehen; dennoch ward im Jahre 1854, wie wir bereits früher erwähnt, die Sovereignty vollständig aufgegeben, und das fragliche Gebiet als „Oranjefluß-Freistaat" eine unabhängige Bauern-Republik mit einem Volksrath und einem selbstgewählten Präsidenten. Der erste Präsident, Hoffmann, blieb nicht lange an der Regierung, da er gegen das Gesetz Pulver an Moschesch verkauft haben sollte, sein Nachfolger Boshoff aber, seit 1855, ein einsichtsvoller und gemäßigter Mann, war mit Eifer bemüht, besonders die verwickelten Gränzstreitigkeiten zwischen Bauern und Eingebornen zu ordnen, und die Spannung zwischen Weißen und Schwarzen ließ allmählich nach.

Unter diesen Umständen konnte auch die **französische Mission** im Bassutolande, von Moschesch, der sich zwar immer noch nicht entschließen konnte, ein Christ zu werden, aber den Missionaren stets günstig gesinnt blieb und im November 1854 sogar die Einführung geistiger Getränke in sein Gebiet durch ein Gesetz[2]) untersagte, fortwährend geschützt, sich wieder erholen und günstig entwickeln. Im April 1855 hatte Thaba-Bossiu 200 Zuhörer, 80 Gemeindeglieder und 60 Schüler; Carmel 150—200 Zuhörer, 66 Kommunikanten, 50—60 Schüler; Beerseba, wo die Eingebornen eine beträchtliche Zahl Häuser von Stein und Backsteinen gebaut hatten, 600 Zuhörer, 308 Kommunikanten, 26 Neugetaufte und Aufgenommene, 100 Katechumenen; Bethesda 70—100 Zuhörer, 44 Gemeindeglieder, 34 regelmäßige Kommunikanten, 30 Schüler; Hebron 60—70 Zuhörer, 10 Kommunikanten, 10 Taufbewerber; Hermon 120 Zuhörer, 8 Kommunikanten, 30 Schüler; Bethulia 224 Kommunikanten, 48 Katechumenen, 60—120 Schüler; Morija 230 Kommunikanten, 40 Katechumenen; Mekuatling 2 bis 300 Zuhörer, 88 Gemeindeglieder und 36 Katechumenen. Als aber Miss. Casalis gegen Ende dieses Jahres nach Frankreich zurückkehrte, gab ihm Moschesch nicht nur ein Schreiben an die Missions-Gesellschaft in Paris mit[3]), sondern schrieb ihm auch selbst folgenden Brief:

„Ach, mein Missionar, ich bin Moschesch; schmerzliche Nachrichten sind mir zugekommen: die französischen Prediger haben Sie zurückkommen heißen! Ich vergieße viele Thränen, die mich beinahe von Sinnen bringen; denn, o Casalis, Sie sind mein Lehrer, mein Vater, meine Mutter, der Schild, mit Hülfe dessen ich alles Traurige, was mir zugestoßen, abgewehrt habe. Ueberdieß sind Sie mein Licht gewesen, meine Ohren und meine Füße Sie haben uns das Gute und das Wahre gesagt; Sie haben es nirgends fehlen lassen; Sie sind ein wahrer Mossuto, einer der Unsern. Wie

---

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1853, p. 99.
[2]) cf. Ebendas. 1855, p. 51.
[3]) cf. Ebendas. 1856, p. 34 f. Missionsfreund 1859, Nr. 1.

sollen wir uns trösten? Ach, wenn die Thränen vorüber sind, mögen wir einen Trost finden im Anblick der Früchte Ihrer Heimkehr! Ich habe mein Vertrauen auf Sie gesetzt; ich hoffe, Sie werden, um mich für meinen Verlust zu entschädigen, uns viele Schilde (d. h. Missionare) zusenden, und Ihre Vorsteher werden darauf bedacht sein, daß das Gute und das Wahre uns gebracht und vermehrt werde. Ziehen Sie in Frieden; wir bleiben in Thränen zurück. Gott bringe Sie wohl nach Hause und bewahre Sie! Bitten Sie auch Gott für uns! Das ist's, was ich zu sagen habe, ich, meine Söhne, meine Räthe und der ganze Stamm. Unterzeichnet Moschesch."

Auch im Jahre 1856 hatten die Missionare fast ohne Ausnahme auf allen ihren Stationen die Freude, daß der Geist Gottes unter den Bassuto's kräftig wirkte[1]). Unter den Zurückgefallenen zeigte sich die lebhafteste Buße, und es konnte ein Theil derselben überall wieder in die Gemeinden aufgenommen werden. Noch lebhafter waren die Erweckungen unter den Heiden; überall gab es Taufen, und auf einigen Stationen wurden 30—40 Erwachsene getauft, unter ihnen selbst etliche Weiber und Söhne des Moschesch, der indeß bei dieser Gelegenheit wieder zeigte, daß Heide und Christ in ihm noch immer kämpften.

Bald aber zog eine neue Wetterwolke über das Bassutoland herauf. Allerlei Reibungen zwischen den Bauern und den durch sie bedrängten Bassuto's veranlaßten im März 1858 eine Kriegserklärung des Freistaates gegen die letzteren, welche man zu vertilgen beabsichtigte. Greulich wütheten die Bauern in diesem Krieg, die Station Beerseba ward zerstört und die Häuser der geflüchteten Eingebornen niedergebrannt, Rindvieh, Schafe und Pferde geraubt, der Missionar verjagt, und der eben noch so blühende Ort in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Morija, dessen Missionar Arbousset in die Drakenberge, und von da nach Bethesda flüchten mußte, hatte dasselbe Schicksal. Wie eine Räuberhorde schalteten die Bauer-Kommando's weit und breit im Lande, auch die Methodisten-Station Platberg ward geplündert, und mit Recht durfte der Heide Moschesch in seinem Briefwechsel mit den Christen diesen später die bittersten Vorwürfe über die Befleckung ihres Christennamens machen[2]). Bei Thaba Bossiu (Bosigo) endlich, wo die Bassuto's sich gesammelt hatten, wurden die Bauern im Mai 1858 so auf's Haupt geschlagen, daß sie um einen Waffenstillstand baten, welchem, nachdem auch der Gouverneur des Kaplandes, Sir Georg Grey, dem König Moschesch auf Thaba Bossiu einen freundschaftlichen Besuch gemacht, endlich im Oktober der Friedensschluß folgte[3]). Leider ist durch diese Vorgänge die Bekehrung des Königs anscheinend weit hinausgeschoben, und Miss. Arbousset, die Gefahr wohl erkennend, welche daraus auch für die Mission im Bassutolande hervorgeht, schreibt nicht ohne Grund: „Wenn es möglich wäre, so wollte ich gern das Aergerniß mit meinem Blute auslöschen, welches die Bauern durch den Krieg den Bassuto's gegeben haben." Möge der Herr dort Alles zum Besten wenden!

Im nordwestlichen Betschuanenlande, dem Arbeitsgebiet der Lon-

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 191 ff.
[2]) cf. Rhein. Berichte 1858, p. 285 ff. Berl. Missionsber. 1858, p. 209 ff.
[3]) cf. Ebendas. 1858, p. 367.

doner Missions-Gesellschaft, wohin wir schließlich noch einmal zurückkehren, war nach den Stürmen des Jahres 1852 endlich wieder Stille eingetreten. Die Station am Kuruman war verschont geblieben, und Moffat hatte unermüdlich fortgearbeitet an der Uebersetzung auch des Alten Testamentes in die Landessprache, während sein Schwiegersohn Livingston bereits seine große Reise — davon nachher — angetreten hatte. Theils zu seiner Erholung, theils um der Beihülfe des Matabelen-Königs sich zu versichern, um Dr. Livingston auf seiner Entdeckungsreise mit den nöthigen Förderungsmitteln zu versehen, unternahm Moffat im Jahre 1854 eine dritte Reise zu Mosolekatsi, den er 1829 zuerst und im Jahre 1835 zum zweiten Male besucht hatte, 160 Stunden nordöstlich vom Kuruman[1]). Am 22. Juli traf er in der neuen Residenz des gealterten und durch die Wassersucht an beiden Füßen lahmen Häuptlings ein, der mit Freudenthränen seinen alten Freund empfing, aber der Bitte desselben, seinem Volke das Evangelium predigen zu dürfen, noch immer widerstand, obwohl er ihm sonst nichts abschlagen konnte, ja sogar von seiner Hauptstadt aus mit dem Missionar ein gut Stück in das Innere hineinzog und endlich, da die Reisenden wegen Wassermangel mit ihren Ochsen nicht weiter konnten, 20 seiner Leute mit einem Anführer abordnete, um für Livingston Güter und Papiere nach Liniandi zu tragen. Auf dem Rückwege von da gestattete Mosolekatsi, aus Furcht, daß Moffat nun seine Heimreise beschleunigen möchte, ihm endlich von freien Stücken, vor dem Volke zu predigen, und am 24. September hielt dieser in der Stadt Bakambeng die erste öffentliche Predigt vor den Matabelen, die im Kreise umhersitzend, mit den Ellbogen auf die Kniee vorwärts gelehnt, der wundersamen Botschaft von dem ewigen Erbarmen lauschten. „Das Wort ist gut, sehr gut!" sprach der alte König hernach, und bat Moffat, bei ihm zu bleiben und sein Volk zu lehren. Der aber predigte nun Tag für Tag, auch die Frauen mußten zuhören, und am 1. Oktober ward auf Mosolekatsi's Bitte sogar das erste Kirchenlied, dessen Worte Moffat zuvor erklärte, von den Matabelen gesungen. Endlich kamen sie nach der Residenzstadt zurück, noch einmal — es war Sonntag — ward der letzte Gottesdienst gehalten; am andern Tage zog Moffat von dannen. Draußen vor der Stadt begleitete ihn der König noch eine Strecke weit, dann ergriff er tief bewegt ihn bei der Hand und sagte mit großem Nachdruck: „Möge Gott für Dich Sorge tragen unterwegs und Dich wohlbehalten nach Kuruman bringen und zu Ma-Mary (Moffat's Gattin), und sag' ihr, wie ich mich freue, daß ich Dich gesehen habe." Bis an die Gränze seines Reiches hatte er Schutzposten und Geleitsmänner für Moffat und dessen Leute bestellt, der am 8. Dezember wieder am Kuruman eintraf, und hier bald nachher erfuhr, daß Livingston den Weg quer durch Afrika gefunden und auf dem Rückzug nach Liniandi (Linjanti) sei. Die Station am Kuruman[2])

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1856, III, p. 104 ff. Missionsfr. 1857, p. 187 ff.; 1859, Nr. 2. Calwer Missionsbl. 1856, p. 17 f., 77 f.

[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1856, p. 53 f.

aber zählte im folgenden Jahre 720 Einwohner, von denen 400 die Kirche regelmäßig besuchten, und 65 Gemeindeglieder. Selbst Heiden gaben Beiträge für die Mission; die Civilisation war im Fortschritt begriffen, eine Nähschule ward fleißig besucht, und ein Wetteifer zeigte sich, bequemer eingerichtete Wohnhäuser zu bauen.

Noch war aber Dr. Livingston von seiner großen Entdeckungsreise nicht zurückgekehrt, die er bereits am 8. Juni 1852 angetreten. Unter großen Beschwerden drang er auf derselben zum vierten Male in nördlicher Richtung vor. Nördlich vom Ngamisee fand er ein völlig überschwemmtes Land; gleichzeitig erkrankten plötzlich, einen Knaben ausgenommen, seine sämmtlichen Begleiter. Allein mit dem Knaben machte er sich, Wagen und Leute zurücklassend, nach Linjanti auf den Weg, und setzte in einem kleinen, von der Kapstadt mitgebrachten Ponton mitten durch das überschwemmte Land, um den Tschobefluß aufzusuchen. Ihm nahe kommend fand er ein breites Gehege von Papyrus, Schilf und andern Wasserpflanzen, durchflochten von einer den Fluß fast unzugänglich machenden Schlingpflanze. Noch hinderlicher aber, als das Schilf, war eine schreckliche, etwa 6 Fuß hohe Grasart mit sägeförmigen Zacken, welche die Hände grausam verwundeten, den Rock am Leibe und die Schuhe an den Zehen durchschnitten. Drei Tage brachte er unter diesen Schilfmassen zu, aber, obgleich er beständig durch's Wasser watete und bis an die Mitte des Leibes naß wurde, hatte er doch bei Nacht einen gesunden Schlaf. Am vierten Tage erreichte er endlich den Fluß, auf dem er nun in seinem gebrechlichen Fahrzeug hinabruderte, und in Linjanti abermals auf's Freundlichste aufgenommen ward. Sekeletu, der Häuptling, Sebitoané's Sohn, rief erfreut aus: „Nun habe ich einen neuen Vater erlangt!" und allgemein war der Gedanke, daß mit der Ankunft des Missionars ein großes Gut gekommen sei. In Begleitung vielen Volkes brach Livingston nach längerem Aufenthalte von hier auf, den Zambese (Sambese) stromaufwärts steuernd. Zwischen herrlichen, theilweise wohlbebauten Ufern, über gefährliche Stromschnellen hinweg, durch Bezirke, die von Heerden wilder Thiere aller Art und Vögeln in Unzahl belebt waren, drang er auf seinen Booten bis in die Nähe des Ursprunges des großen Flusses vor. Bei einer Temperatur von meist 100° F. im Schatten bei Tag, und 90° in der Nacht hatte er auf der Reise mit heftigen Fieberanfällen zu kämpfen, und der durch die Erschöpfung erzeugte Schwindel raubte ihm oft fast das Bewußtsein. „Aber ein fröhliches Herz", schrieb er damals, „wirkt herrlich, wie eine Arznei." Bald sah er sich indeß genöthigt, abermals nach Linjanti umzukehren, und benutzte den dortigen Aufenthalt, einige der Eingebornen lesen zu lehren, fand jedoch nur zwei Schüler, die in kurzer Zeit erfreuliche Fortschritte machten.

Von Sekeletu nach Kräften ausgerüstet, brach der unermüdliche Missionar im November 1853 abermals nach Norden auf. Nachdem sie den Sambese, soweit er schiffbar, verfolgt, setzte er dann 300 Meilen seinen Weg in nördlicher Richtung auf Reitochsen weiter fort, und wandte sich unter dem Breitengrad der portugiesischen Küstenstadt Loando westwärts. Hier aber häuften sich nun die Gefahren und Entbehrungen

Schritt vor Schritt. Von heftigem Regen beständig durchnäßt mußte er täglich mehrmals über morastige Ströme setzen; der Genuß der hauptsächlich aus Waschstärke bestehenden Manioc-Wurzel, von der er mit seinen Begleitern fast allein leben mußte, griff die Augen an, schwächte das Gesicht und erzeugte Krankheit. Tag und Nacht mußte er in nassen Kleidern sich auf den nassen Boden legen; das Fieber raubte ihm die Ruhe, untergrub seine Kraft, und machte so das Werk jedes folgenden Tages immer schwieriger. „Ich erwähne", schrieb er in jener Zeit, „diese Entbehrungen nicht, als ob ich sie im Lichte von Opfern betrachtete. Ich denke, dieses Wort sollte nie gebraucht werden in Beziehung auf irgend etwas, das wir thun können für Ihn, der, ob Er wohl reich war, arm wurde um unsertwillen." Je näher der portugiesischen Niederlassung, desto größer wurden auch die Gefahren. Hatten die Stämme, mit welchen er bisher in Berührung kam, ihn freundlich aufgenommen, so kam er jetzt zu Völkern, die, durch die Berührung mit den Europäern und dem Sklavenhandel in hohem Grade demoralisirt, an ihm und seinen Begleitern die schamlosesten Erpressungen verübten und die ihrer ganzen Habe Beraubten immer auf's Neue beutehungrig und drohend umgaben. Doch fügte es Gott, daß Livingston in Quango mit einem Portugiesen zusammentraf, durch dessen freundliche Hülfe er endlich, in Folge seiner Leiden und Beschwerden zum Skelett abgemagert, das portugiesische Gebiet, wo er mit unbegränzter Güte aufgenommen ward, und zuletzt die Hauptstadt Paul de Loando erreichte. Hier fand er im Hause des englischen Consuls die liebreichste Pflege, blieb aber lange Zeit an's Krankenlager gefesselt. Dennoch, kaum wieder erstarkt, beschloß er, wieder umzukehren, und, die entgegengesetzte Richtung verfolgend, den Sambese hinabzufahren bis zu der portugiesischen Niederlassung Quilimane an der Ostküste.

Ende 1854 brach Livingston von Loando auf. Nach mehrfachen Kreuz- und Querzügen in der portugiesischen Kolonie Angola traten ihm, als er außer dem Bereich derselben in das Gebiet der Dschubok und Bangalo-Stämme gekommen war, die früher hier erfahrenen Schwierigkeiten auf's Neue entgegen, und er hatte sammt seinem Begleiter von der Habsucht und dem gewaltigen Wesen dieser Stämme viel zu leiden. Besser ward es, als sie nach Ueberschreitung des Flusses Casai zu Stämmen kamen, die sich ihrer freundlich annahmen. Nach neunmonatlicher Reise gelangten sie wieder in das Barotseland, wo sie, nachdem sie sich Kähne gezimmert, den Liba und Liambi abwärts fahrend, in 20 Tagen Linianti wieder erreichten. Von Sekeletu und seinem Volke, wie früher, mit höchster Freude aufgenommen, weilte er wieder zwei Monate in ihrer Mitte. Die Makololo sind ein Mischlingsvolk, dessen herrschender Theil aus Betschuanen besteht, welche, vor nicht gar langer Zeit über die Kalahari-Wüste eingewandert, die Eingebornen, einen kräftigen, Ackerbau treibenden Negerstamm, sich unterworfen. Eigenthümlich ist, daß bei diesen Makololo-Negern die Frauen vollständig das Regiment führen, nicht blos im Hause herrschen, sondern auch im Rath des Volkes sitzen. Im Uebrigen fand Livingston an diesen Negerstämmen sehr abergläubische Fetischanbeter, die aber ihn und seinen

Begleiter freundlich aufnahmen und mit allem Nöthigen reichlich versorgten. Streckenweise wimmelte das Land förmlich von Wild, namentlich Springböcken, und Geflügel. Die Thiere kannten keine Flinte und standen stille innerhalb Schußweite. Der Sambese, welcher die südliche Vertheidigungslinie der Makololo bildet, denen das ganze Gebiet weit gegen Norden hin unterworfen ist, kann wenigstens 300 englische Meilen weit befahren werden, und zwar ohne eine einzige Stromschnelle, und ist an manchen Punkten breiter als die Themse bei der Westminsterbrücke. Er hat seinen Lauf von Norden nach Süden, wendet sich dann gegen Osten und durchbricht eine Schlucht oder Gebirgsspalte; ein Wasserfall, der nach Livingston nichts Aehnliches mit irgend einem andern in der Welt hat. Der über 1000 Ellen breite Fluß drängt hier seine schwere Masse durch eine enge Spalte in einen Basaltfelsen von etwa 25 Ellen, und von da 35 Ellen abstürzend in ein etwas weiteres Becken. In der Nähe dieses Mosiotunia-Falles, von ihm Viktoria-Fall genannt, der einen prächtigen Anblick gewährt, und dessen Getöse man 10—12 engl. Meilen weit hört, verließ unser Reisender auf eine Strecke das Ufer des Sambese, der weiter unten eine beträchtliche Strecke weit längs des östlichen Gebirgszuges, und dann in der Richtung von Südost nach dem Meere hinabfließt, gelangte jedoch nach 140 engl. Meilen Weges wieder an denselben und blieb nun bis zur Mündung ihm zur Seite. Er fand hier fruchtbare Gegenden, die sich wegen ihres gesunden Klima's vor allen bisher durchwanderten Landstrichen zu Niederlassungen anempfahlen. Bald stieß er auf die Reste einer portugiesischen Niederlassung, Namens Sumbo. Aber auch hier, je näher er auf der Ostseite Süd-Afrika's den am Kanal von Mozambique gelegenen portugiesischen Kolonieen kam, desto schwieriger wurden die Stämme, durch deren Gebiet die Reise ging, und er mußte sehr vorsichtig und gleichsam verstohlener Weise seinen Weg fortsetzen, um mit den wilden Banden dieser Gegend nicht in Zusammenstoß zu kommen. Bei einem Zusammentreffen rettete es ihn, daß er sich als Engländer, „als ein Glied der Nation, welche den schwarzen Stamm lieb hat," erweisen konnte. Nur wenige Stunden von Tete, der ersten portugiesischen Niederlassung, entfernt, sank Livingston auf's Neue unter der Last der ertragenen Beschwerden zusammen. Von den Portugiesen aber auf's Herzlichste aufgenommen, raffte er sich auf und weilte nun, mit werthvollen Entdeckungen in der Umgegend beschäftigt, längere Zeit in Tete. Sobald die Jahreszeit es gestattete, fuhr er, nachdem er seine Makololo-Begleiter daselbst zurückgelassen, den Sambese hinab bis zur portugiesischen Seestadt Quilimane, wo er am 26. Mai 1856 ankam, als der erste Europäer, der von West nach Ost den ganzen afrikanischen Kontinent durchzogen.

Mit Ehren und Auszeichnungen ward Livingston bei seiner Rückkehr zunächst in der Kapstadt, darnach in England empfangen, worüber die Zeitungen s. Z. vielerlei Mittheilungen brachten. In Folge seiner Entdeckungen aber ward eine größere Expedition den Sambese hinauf beschlossen, Livingston selbst von der Königin zum Consul von Quilimane (Kilimane), Sena und Tete ernannt, und ihm von der eng-

lischen Regierung mit Parlamentsbewilligung außer einem eigends für den Sambese gebauten Dampfschiff 5000 Pfd. Sterl. für seine neue Reise in's innere Süd-Afrika zur Verfügung gestellt[1]), und im März 1858 ist die aus mehr als 20 Personen bestehende Reise-Gesellschaft von Liverpool abgereist, doch hat man bis Ende 1858 noch nicht gehört, welchen Erfolg er auf dem großen Strome gehabt hat. Die **Londoner Missions-Gesellschaft** aber hat für ihre Arbeit am Sambese (Zambesi) vier Missionare ausgesendet[2]), von denen zwei auf dem linken Ufer des Stromes unter den Makololo sich niederlassen, zwei andere auf der Südseite desselben in dem großen Reiche der Matabelen unter König Mosolekatsi's (Moselekazzi's) Schutz ihr Werk beginnen sollen. Der zur Leitung der Makololo-Mission bestimmte Missionar Helmore, welcher 20 Jahre lang der blühenden Station Lekatlong unter den Batlapi's jenseits des Vaalflusses vorgestanden, hatte bereits Ende 1858 von England aus, wo er zum Besuch war, über Kapstadt nach dem Sambese sich begeben; die Mission im Reich der Matabelen aber wird der ehrwürdige Veteran Moffat leiten. Als er den Auftrag dazu erhielt, war er eben mit der Uebersetzung der ganzen Heiligen Schrift in das Setschuana zu Ende gekommen, einem überaus bedeutenden Werke, indem durch dasselbe das Wort Gottes weithin in das Innere Süd-Afrika's gelesen werden kann; auch hatte er angefangen, eine kleine Zeitung, „der Lehrer und Erzähler der Betschuanen", in dieser Sprache zu schreiben, zu drucken und herauszugeben — alles auf seiner Station am Kuruman. Obwohl schon hoch in die Jahre, machte er sich doch sofort zu einem neuen Besuche bei Mosolekatsi auf, ward sehr gnädig aufgenommen, und erhielt unbedingte Erlaubniß zur Anlegung einer Missionsstation, wo er nur irgend in dem Reiche es wolle. Nachdem er darauf noch eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohn Livingston in der Kapstadt gehabt, ist er mit den beiden angehenden Missionaren wieder in das Betschuanenland zurückgereist, und wir werden nun wohl nächstens von ihren Anfängen unter den Matabelen hören.

C. Die Kaffern in Süd-Afrika.

Alberti, die Kaffern im südlichen Afrika. Gotha 1815. — St. Kay, Travels and Researches in Caffraria. London 1833. — J. L. Döhne, das Kaffernland und seine Bewohner. Berlin 1843. — Schultheiß, die Bewohner der Ostküste Süd-Afrika's. Berlin 1854. — Henry Cloete, Five Lectures on the Emigration of the Dutch Farmers and their Settlement in the District of Natal. Kapstadt 1856. — Jos. Schooter, The Kafirs of Natal and the Zulu Country (illustrated with maps and plates). London 1857.

§. 1. Das Kafferland und seine Bewohner.

Basler Missionsmagazin 1826, I, p. 105 ff.; 1829, II, p. 257, 267 ff., 284 ff.; 1831, I., p. 84; 1838, IV, p. 543 ff., 559 ff.; 1852, III, p. 67 ff. — Calwer Monatsblätter 1845, p. 35 ff. — Evang.-luther. Missionsblatt 1849, p. 332 ff. — Berliner Missionsberichte 1837, p. 60 ff.; 1842, p. 203 ff.; 1848, p. 172 ff., 189 ff.; 1850, p. 11 ff., 163.; 1851, p. 188. — Ber-

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 190 f. Calw. Miss.-Bl. 1858, p. 84.
[2]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 498 ff.

liner Jahresbericht 1855, p. 28 ff. — Brauer, Missionswesen ꝛc. II, p. 523 ff. — Ausland 1849, p. 440. 444. 447.

Im Osten der Kapkolonie dehnt längs des Indischen Oceans bis weit über die Delagoa-Bai nach Norden hinauf und dann noch in's Innere hinein das die östliche Zone Süd-Afrika's [1]) bildende **Kafferland** sich aus, dessen südliche Gränze früher noch diesseits des seit 1812 die Ostgränze der Kolonie bildenden Fischflusses war, von dem aber im Laufe der Zeit nach mehr als einem blutigen Kriege (cf. §. 2.) ein Stück nach dem andern zuletzt bis an den Gr. Keyfluß zum Gebiet der Kolonie geschlagen worden ist. Hier sind zumeist auch die Ebenen Hochland, von hohen Waldgebirgen geschützt, von zahlreichen Gebirgsmassen durchschnitten, und so fruchtbar, daß sie das ganze Jahr hindurch reichliche Weide darbieten; ja die Ergiebigkeit der Natur erstreckt sich hier bis zu den Gipfeln der Gebirge hinauf. Während die Abhänge und Schluchten derselben mit Holz von allerlei Gattung reichlich bestanden sind und durch die Menge des darin hausenden Wildes der Jagdlust reiche Ausbeute gewähren, dienen die Blänken und Breiten auf den Höhen der Gebirgskämme, von Nebel und Regen fortwährend befeuchtet, zum ergiebigen Korn- und Gartenbau. Wenn wir daher aus den dürren Steppen der Kapkolonie, südlich vom Oranjefluß, in denen das genügsame Schaf sich nährt und mit seiner Wolle den holländischen Kolonisten bereichert, nach Osten ziehen, so merken wir bald an dem veränderten Graswuchs, wie an den Wolken und Nebeln, die mit Sonnenuntergang sich einstellen und den Boden bethauen, daß wir einem andern Lande uns nähern. Zuletzt sehen wir eine Bergreihe vor uns, scheinbar nur einige hundert Fuß hoch, und auf ihrer sanften, mit Gras bewachsenen Abdachung hinaufsteigend, glauben wir in eine neue Welt versetzt zu sein, wenn wir nun von ihren Gipfeln nach Osten schauen. Zu unsern Füßen gähnt ein Abgrund. Auf hoher Felsenwand, der Krönung eines hohen Gebirges, dessen Bergrücken und Thaleinschnitte tief unter uns sich hinabziehend in der Ebene verlaufen, stehen wir auf einer der Terassen, in welchen Süd-Afrika von Süden und von Osten sich erhebt, und die, von der Küste aus gesehen, als hohe Gebirge erscheinen, während sie oft nur wenig über die hinter ihnen liegende Hochebene sich erheben. Das Gebirge aber, von welchem wir so in's Kafferland hineinschauen, bildet seine Gränze nach Nordwesten und nimmt, je höher nach Norden, auch desto mehr eine nördliche, also immer weiter von der nach Nordosten sich ziehenden Ostküste abweichende Richtung an, so daß nach Norden das Land der Kaffern immer breiter wird. Während wir daher von den Gebirgen des südlichen Kafferlandes den Blick noch bis an den Indischen Ocean schweifen lassen können, ist dies im nördlichen Theil, z. B. in Natal, vom Quachlambi- oder Drakengebirge aus, nicht mehr möglich. Unser Weg aber hat uns auf das südliche, das Amatola-Gebirge geführt, den Schauplatz so vieler Waffenthaten der Weißen und Kaffern. Da sehen wir nun die Schluchten des Gebirges voll hochragender Bäume, die auch im Winter mit

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1858, p. 123.

ihrem dunkelgrünen Laub geziert bleiben, und wo der Berg von Wald frei ist, bedeckt ihn hohes, saures Gras, in dessen Grün auch die Ebene am Fuße des Gebirges prangt. Die letztere nach Osten zu durchwandernd, gelangen wir abermals zu einer Stufe des Landes, das sich nun allmählich zwar, doch sichtbar, zum Meere hinabsenkt. Gruppen von Mimosen und Gebüsch aller Art geben ihm hier das Ansehen eines Parkes; die Flußbetten aber werden immer tiefer, so daß ihre Ufer zuletzt hohe Berge sind; doch haben die im Vorgebirge entspringenden Flüsse nur zur Regenzeit Wasser, während die aus dem Hochgebirge kommenden immer damit erfüllt sind. Ein tiefblauer Himmel wölbt sich über diesem Lande mit seinem rothen und steifen, fetten und lehmigen, an den Flüssen sandigen, nur in wenigen Strichen felsigen und der Kultur nicht fähigen, im Ganzen aber äußerst fruchtbaren Boden. Zur Winterzeit wird der Himmel des Abends und Nachts wohl von Wolken verdeckt, die aber keinen Regen bringen, höchstens Schnee auf den Spitzen der Hochgebirge ablagern, der dann 8 oder 14 Tage lang das umliegende Land erkältet, während er in den Ebenen und Thälern fast niemals fällt. In der Regenzeit aber, im Sommer, ist der Himmel oft Wochen lang mit Wolken verdeckt, und vom September bis Mai ergießen sich unter heftigen Gewittern die von Nordwest kommenden Regen, schwellen die Flüsse an und machen das Reisen um diese Zeit unmöglich, während durch sie und den die Luft kühlenden Seewind die sommerliche Hitze erträglich wird. Das Unangenehmste in dieser Jahreszeit ist der plötzliche, fast täglich eintretende Temperaturwechsel. Die aufgehende Sonne bringt eine drückende und stechende Hitze mit sich, und der Himmel bleibt ganz klar bis etwa um Mittag; dann erscheint mit einem Male ein kleines Wölkchen über dem Gebirge, und nach Verlauf von kaum einer halben Stunde ist der Himmel dick verhüllt, ein Ungewitter entladet sich, Blitze und Donner schmettern und krachen oft von allen vier Winden zugleich mit solcher Gewalt, daß die Erde bebt und die darauf wohnen sich entsetzen. Erhebt sich dann noch ein starker Sturm und treibt das Gewitter vor sich her, so sieht man die Blitzstrahlen sich förmlich auf der Erde hinwälzen; Blitzen und Donnern dauert oft ohne Unterbrechung stundenlang fort. Nachdem das Unwetter sich entladen, tritt oft eine so starke Kälte ein, daß man nach den Winterkleidern greift. Unter den Sommernächten aber sind nur einige wirklich angenehm zu nennen.

In diesem Lande nun und unter diesem Himmelsstrich wohnt das in vier Hauptstämme, Kosa's (Ama-Xosa), Tambukki's (Ama-Tembu), Pondo's (Ama-Pondo) und Zulu's (Ama-Zulu) mit vielen Unterabtheilungen zerfallende Volk der **Kaffern**, in Sprache, Gestalt und Lebensweise von andern Völkerstämmen Süd-Afrika's unverkennbar verschieden. Der den Völkerschaften des südöstlichen Afrika gemeinsame Name Kaffern ist von den Arabern aufgebracht und bedeutet „Ungläubige" (Kafir); die Holländer und Engländer bezeichnen damit insbesondere die Kosa's, die östlichen Nachbarn der Kapkolonie nächst der Küste. Die Sprache der Kaffern mit ihren Zungenschlägen, Lippenklapp, Zahnklapp und Gaumenklapp, deren jeder wieder vier Arten hat,

und ihren Hauchbuchstaben, die zugleich halbe Gutturalen sind, und in harte, weiche und mittlere zerfallen, ist systematisch in ihrem Bau und weichen Klanges, da alle Wörter auf Vokale enden und den Accent auf der vorletzten Silbe haben, aber ungemein schwierig zu erlernen, nicht blos wegen der Aussprache, sondern auch wegen des künstlichen Gebrauchs der verschiedenen Präfixen, der nach bestimmten Gesetzen erfolgenden Umwandlung der Konsonanten, der richtigen Anwendung der Partikeln u. s. w. Die meiste Analogie hat dieselbe nach Döhne noch mit dem Hebräischen; um sie aber so weit zu erlernen, daß man sie versteht und spricht, dazu gehört vor Allem ein Eingehen in die Denkweise des Volkes, und es geht einem, wie Schultheiß sagt, mit der Sprache ebenso, wie mit dem Verständniß des Charakters und Lebens des Volkes: nach jahrelanger Forschung findet man doch immer wieder Neues und Unbekanntes.

Zur Probe geben wir das Vaterunser in der Kaffersprache[1]): Ubawo weta osezulwini, malidunyiswe igama lako. Ubukulu bokukosi bako mabuze. Ubunyameko bako mabubeko ezweni apa, Kubendzhinga sezulwini. Sipe isonka setu semihta gemihla. Sixolele ezonweni zetu, dzhingabo sibaxoleleyo ezonweni zabo kuti. Ungasisi entum bezweni, usikulule emcipikweni; ukuba ubukulu bobukosi bubobako, namanhla angawako, nobuncwalisa bobako, bungunapakade. Amen.

Von dem Volk aber, das diese Sprache redet, konnte Campbell mit Recht sagen: „Besser gestaltete Menschen sah ich noch nie"; es ist ein kräftiger, von seinen Nachbarn, den Hottentotten, ganz verschiedener Menschenschlag, auch wenn man nur die äußere Gestalt in's Auge faßt. Denn die Kaffern sind fast durchgehends schlank gewachsen, stark und wohlgebaut, von dunkler, schwarzbrauner Farbe, mit etwas länglichem Kopf, sehr krausem kurzem Haar, plattem Gesicht, hoher Stirn, schwarzen Augen, wobei das Weiße sehr hervorsticht; kurzer, etwas eingebogener, breiter Nase, aufgeworfenem Mund, glänzend weißen Zähnen, die wie ein Messer sind, und spitzigem Kinn. Ihre Größe schwankt zwischen 5 und 6 Fuß 3 Zoll; Krüppel und verwachsene Personen sind bei ihnen nicht zu finden, und die starken und wohlgebauten Muskeln geben ihrer Statur eine solche Schönheit, daß, „wenn man ein weniger garstiges und satyrähnliches Gesicht auf den „Torso" eines Kafferkriegers setzen könnte, man einen solchen für das Original der Bronce-Statuen des Alterthums halten würde, welche jetzt unsern Bildhauern zum Muster dienen." Nicht ganz so wohlgestaltet ist das weibliche Geschlecht, schmächtig und klein von Wuchs, und mit starkgegliedertem, unbehülflichem Körperbau; dagegen sind sie aufgeweckt und rührig, gutmüthigen, heitern und lebhaften Temperaments, und frei und ohne Scheu in ihrem Benehmen. An Redseligkeit und Neugierde aber stehen die Männer ihnen nicht nach. Die Kleidung der Kaffern besteht bei dem Manne nur aus seinem „Ingubo" oder Mantel aus Thierfellen, bisweilen auch einer Tiger- oder Löwenhaut, die sie sehr weich und biegsam zu machen wissen. Dieser Mantel,

---

[1]) cf. Basler Miss.-Magaz. 1838, IV, p. 578 f. cf. auch das Kafferlied des Untsikana bei Döhne a. a. O. p. 69 f. und Calwer Missionsbl. 1857, p. 9, sowie die Sprachprobe bei Ziegler, Geschichte der Berl. Miss.-Ges. p. 27 f.

an dessen Stelle in neuerer Zeit bei Vielen auch eine wollene Decke getreten ist, hängt dem Kaffer lose über die Schulter, und nur, wenn die Luft zu rauh wird, schlägt er ihn um sich zusammen; meist aber gehen sie, mit Thierfett reichlich eingeschmiert und mit rother Erde oder Eisenstein bemalt, ganz nackt, bis auf eine kleine, unanständig in's Auge fallende Bedeckung des Theils, von wo ihnen bei der Beschneidung die Vorhaut genommen ist, „Nutschi" genannt. Am Halse tragen Viele eine schwere Kette von kleinen Perlen, einzelne größere in den Ohren und am Kopfe. Manche tragen auch über den Hüften, über der Hand am Arme und über den Knöcheln am Beine einen Ring von Elfenbein oder von dickem gelben Messingdraht. Ihre Waffen, „Assagai" sind von Eisen, schwertförmig gearbeitet, ½ bis 1½ Fuß lang und 1½ Zoll breit, an einen 5—6 Fuß langen, dünnen, schwungreichen Stock künstlich und dauerhaft befestigt. Solcher Assagaien haben sie immer 2—3 bei sich und werfen damit sehr geschickt 40—60 Schritt. Außerdem gebrauchen sie den „Kirri", einen kurzen Prügel mit einer Kolbe oben, dessen sie zum Treffen kleinerer Thiere mit bewundernswerthem Geschick sich bedienen. Seit längerer Zeit aber haben sie sich auch europäische Schießgewehre verschafft und wissen damit wohl umzugehen, während sie ihren Körper im Kampfe mit einem Schild von Kuhhaut decken. Etwas anständiger, als bei den Männern, ist die Kleidung der Frauen. Sie tragen außer dem Ingubo, der für sie noch mit einer bis auf die Erde niederhangenden und mit 4 bis 6 Reihen gelber Knöpfe besetzten Klappe auf dem Rücken versehen ist, eine Art kurzen ledernen Unterrock, der aber bei vielen, namentlich den angeseheneren, nur in einem mit bunten Perlen verzierten kleinen Schurz von 4 Zoll Breite besteht und mehr des Schmuckes halber getragen zu werden scheint. Nur alte Frauen, ganz junge Mädchen und säugende Mütter dürfen die Brüste unbedeckt tragen, über welche sonst noch ein eigenes Stück, „Imbeka", als Tuch gelegt wird. Nur bei der Feldarbeit und anderer Beschäftigung, wobei der Ingubo sie hindert, legen sie denselben ab. Auch die Weiber schmücken sich gern mit Perlen und Messingringen, gehen aber immer, selbst auf Wanderungen, durchaus barfuß, während die Männer im letzteren Falle sich wohl einfacher lederner Sandalen bedienen. Von einer Kopfbedeckung wissen die Männer, die nur im Kriege zwei aufrechtstehende Kranichflügel an einem ledernen Riemen um den Kopf binden, nichts, ja sie scheeren sich vielfach auch ihr Haar kahl herunter, um sich gegen Ungeziefer zu sichern; die Frauen dagegen tragen eine Art hohe, viereckige Fellmützen, die ihnen ein sehr männliches Ansehen geben. Einzelne winden auch wohl ein Tuch um den Kopf.

Die Wohnungen der Kaffern sind von der einfachsten Art, und in jeder Hinsicht ungleich geringer, als bei den Betschuanen. Lange, gerade Zweige werden in einem Kreise in den Boden gesteckt und oben mit den Spitzen zusammengebunden; darüber wird Röhricht oder Gras befestigt, und die innere Seite bekommt einen Ueberzug von Lehm oder Kuhmist. Der ganze, unten 6—12 Fuß im Durchmesser haltende Bau gleicht einem großen Bienenkorbe, mit einem schmalen, niedrigen Eingang, der zugleich als Thür, als Fenster und als Schornstein dient. Der mit einer Art

Matten von groben Binsen oder Schilf, die zugleich als Tisch und Lager dienen, bedeckte Fußboden geht gegen die Mitte hin, wo fast beständig ein Feuer brennt, in die Höhe, und rings um die Hütte her ist ein Graben oder eine Rinne zur Aufnahme des Regenwassers gezogen. Zur Beschützung des grasigen Daches aber werden ohne Ordnung einige Dornenäste um die Hütte her geworfen; von einer Einzäunung ist keine Spur. Wie in der Kleidung, so ist auch in der Wohnung zwischen Vornehm und Gering kein Unterschied, nur daß die Häuptlinge mehrere Hütten haben, die von ihren Weibern und Kindern bewohnt werden; die Aufrichtung derselben aber liegt allein den Frauen ob. Den größten Theil des Tages bringen die Kaffern übrigens im Freien zu. Sechs oder zehn oder ein Dutzend solcher Behausungen bilden ein Dorf, „Umzi", von den Holländern „Kraal" genannt. Den wichtigsten Theil desselben machen die in der Mitte des Ganzen gelegenen, mit einem Zaun umgebenen Viehhöfe aus, wohin am Abend alles Vieh zum Melken getrieben und die Nacht über bewacht wird. In Mitten dieses Hofes aber besitzt jede Familie ein eigenes tiefes Loch, in welchem sie ihren mit Stangen, Stroh und Erde bedeckten Kornvorrath aufbewahrt.

Die **Nahrung** des Volkes besteht im Sommer meist in Milch, nachher in Getraide und Kürbissen. Geschlachtet wird nur in der Winterzeit, weil sie sich dann auch neue Kleider machen. Schweinefleisch und Fische genießen sie nicht, Kalbfleisch nur ungern; auch scheinen sie ein starkes Vorurtheil gegen den Genuß von Eiern zu haben. Aus wildem Honig bereiten sie eine Art von Meth, doch hat der Branntwein noch nicht solchen Eingang bei ihnen gefunden, wie bei den Hottentotten. Haben sie nicht gerade reichlich geerndtet, so fängt der Mangel an Nahrungsmitteln oft schon im August an merklich zu werden, und nun müssen wilde Gewächse, Wurzeln, Zwiebeln, Rüben, auch die Früchte des Gelbholzbaumes, die wie Holzäpfel schmecken, als Nahrung dienen. Getafelt wird zweimal, Morgens um 10 und Abends um 9 Uhr. Der Mann, als Herr über alles, theilt das Essen aus; nur für die ganz kleinen Kinder, welche die Milch von einer für sie bestimmten Kuh erhalten, sorgen die Mütter. Die Männer essen für sich im Viehkraal unter freiem Himmel, nur bei Regenwetter im Hause; die Frauen jede einzeln im Hause; die Knaben sitzen hinter den Männern, die Mädchen bei den Frauen, und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Alten ihnen reichen. Das Korn schmeckt ihnen erst recht lecker, wenn es von der Feuchtigkeit des Viehmistes an seinem Aufbewahrungsort einen Angeschmack bekommen hat, den sie überhaupt sehr lieben, weshalb sie auch das Fleisch gleich beim Ausschlachten in frischen Kuhmist legen und mit demselben kochen. Vor und nach dem Essen spülen sie sich den Mund aus; die Hände waschen sie sich wohl vor dem Melken, aber nicht vor dem Essen. Die Milch, welche sie in schmutzigen ledernen Säcken gähren lassen, genießen sie, die kleinen Kinder ausgenommen, nur im geronnenen Zustande, und zwar vermittelst eines Pinsels oder Quastes von Binsen, den sie hineintauchen und dann ablecken; das für den täglichen Gebrauch nur abgesottene und in kleinen Körben aufgetragene Korn essen sie mit der bloßen Hand, oder mittelst eines Stückchens Holz oder Eisen, einer

Muschel oder was sonst als Löffel dienen kann; das Fleisch führen sie mit den Händen zum Munde, beißen hinein und schneiden dann mit dem Messer oder ihrem Assagai die Bissen vor dem Munde ab. So wenig sie von öfterem Waschen des Leibes halten, daher sie auch mit Ungeziefer reichlich geplagt sind, das sie oft gefangen zwischen den Zähnen todtbeißen und dann verschlucken, so wenig fällt es ihnen ein, das Speisegeschirr aufzuwaschen. Ist die Mahlzeit zu Ende, so setzt man es den Hunden hin, die es auslecken; wie sie es lassen, wird es bei der nächsten Mahlzeit wieder in Gebrauch genommen, und wer keinen Hund hat, der nimmt sein Gefäß eben ungereinigt wieder zur Hand. Nach beiden Seiten sind sie übrigens stark, im Verzehren wie im Hungern. Was ein Kaffer vor sich hat, das muß verzehrt werden, und der Mann erscheint unersättlich, bis er damit fertig ist; dagegen kann er auch wieder 3—4 Tage, wenn es sein muß, ohne Nahrung zubringen, und die einzige Beschwerde, die er dann zu leiden scheint, ist die Mühe, sich einen Riemen um den Magen zu binden und denselben immer fester anzuziehen, je länger das Hungern dauert.

Ist nun auch der Kaffer oder Kosa nicht fortwährend, gleich dem Koranna, auf der Wanderschaft begriffen, sondern mehr seßhaft, und baut er auch sein Feld, so ist ihm doch sein Vieh die eigentliche Hauptsache. Viehzucht ist ihm förmliche Leidenschaft; seine Rinderheerde, die bei Reichen sich auf mehrere Hunderte beläuft, von der er jedes einzelne Stück kennt, auch mit Namen nennt, von der er nicht eins missen möchte, und sich schwer entschließt, es zu schlachten oder zu verkaufen, und das gefallene bisweilen zärtlicher beweint, als ein verstorbenes Kind, ist sein kostbarster Schatz. Milch! Milch! was geht darüber! so meint er, und das Rindvieh gibt Milch, folglich hat das Rindvieh das Herz des Kaffers, und das ist eine Augenweide für ihn, wenn er so im Grase liegt und seine Heerden weiden sieht, und was er an Empfindungen und Gefühl wachend nicht ausmachen kann, das genießt er noch im Traume. Hie und da begegnet man auch Ziegenheerden, und für Pferde haben besonders die jungen Häuptlinge große Vorliebe gewonnen und kleine Stutereien angelegt, obwohl sie dafür von den Alten den Vorwurf hören müssen, daß sie ihre Beine nicht mehr gebrauchen können. — Mit dem Ackerbau der Kaffern ist es nicht weit her; sie haben nur einen hölzernen Spaten, mit dem sie den Boden sammt dem Grase einen Zoll tief abstechen und wenn das Gras verdorrt ist, den Samen hineinsäen. Weil sie aber dabei gewöhnlich auf den Knien liegen müssen, so brennen sie lieber ein Stück Wald oder Gebüsch nieder und streuen den Samen auf den durch die Asche gedüngten Boden. Sie erbauen aber vornehmlich Kafferkorn, eine Art Hirse, die 10 Fuß hoch wächst, mit zolldicken Aehren und wickenähnlichen Körnern, Milis oder türkisches Korn, Pampunen oder Wassermelonen und Kürbisse, sowie Taback, den sie wohl zu bereiten verstehen und aus hölzernen Pfeifen rauchen; auch eine Art von Zuckerrohr, Imfe, das sie wegen seines süßen Saftes sehr lieben, wächst in großem Ueberflusse. Von ihren Vorrathskammern ist schon die Rede gewesen, doch haben die nördlichen Kaffern eigene Vorrathshäuser, wo sie das Korn in große thönerne Töpfe schütten. — Von

anderweitigen Beschäftigungen und Handwerken ist bei den Kaffern eben nicht viel zu finden. Sie haben Eisenschmiede, welche Waffen, Beile und große Nadeln nicht ohne Geschick verfertigen: Messingschmiede, welche Arm- und Fingerringe, sowie Leibgürtel aus diesem Metall, das sie von den Engländern in der Kolonie beziehen, und Gerber, welche die Ochsenhäute zu Kleidern bereiten, ebenso Schuhmacher, welche aus der Stirnhaut von Ochsen einfache Sandalen zurecht machen und als Incibi yendwe, d. i. Verfertiger von Kranichflügeln, auch den obengenannten kriegerischen Kopfschmuck in Stand setzen. Die Incibi yenqawa machen die hölzernen Tabakspfeifen, deren Kopf sie auf Verlangen zierlich mit Blei auslegen. Unter den weiblichen Handwerkern stehen die Schneiderinnen obenan, welche die Fellmäntel und die Frauenmützen nicht ohne Kunst verfertigen; andere flechten aus Binsen sehr accurat und schön aussehende größere und kleinere Körbe, bis zu den kleinsten, einem Becher gleichenden, daraus den Säuglingen geschenkt wird. Diese Arbeit verstehen die meisten Frauen, während auf die Verfertigung von großen Töpfen aus Thon nur einzelne sich verstehen, alle Weiber und Kinder dagegen allerlei künstliches Flechtwerk aus Grashalmen und Binsen, sowie gröbere und feinere Matten zu bereiten wissen.

Was nun das häusliche Leben der Kaffern betrifft, so sind die Männer auch hier die Herren, die sich daheim nur mit der Sorge für die Rinderheerde abgeben, die von ihnen gemolken und von den Knaben täglich auf die Weide getrieben wird. Die ganze Last der Feld- und Hausarbeit aber und die Erziehung der Kinder, soweit von einer solchen die Rede sein kann, liegt ganz auf den Weibern, die man häufig mit ein paar kleinen Kindern auf dem Rücken nach dem Wald gehen sieht, um Holz zu fällen, oder den harten Boden mit einem schlechten Werkzeuge aufbrechen, um ihn anzupflanzen, oder von weiter Entfernung das Wasser zu ihrer Hütte herbeitragen. Harte Weiber aber sind es, im Kriege oft die Begleiterinnen der Männer, die sie zur Tapferkeit ermuntern, und hartnäckiger im Festhalten ihres Aberglaubens, als die Männer selbst; doch sieht man sie walten und schaffen in ihren Häusern und bei ihren Kindern, so muß man sie achten und die Verdienste anerkennen, welche sie um die Erhaltung des ganzen Volkes haben. Von ihren Eltern werden sie dem Mann verkauft, und wiewohl sie diese Art, die Ehe einzugehen, ganz billigen und eben nur auf diese Weise verheirathet werden wollen, es auch für Ehre halten, Frauen geworden zu sein, so haben sie doch selten den Mann lieb und entfliehen bei erster Gelegenheit nach ihrer Heimath, von wo er sie gewöhnlich mit neuen Opfern lösen muß. Wachsen indeß ihre Kinder heran, so hält sie die Liebe zu diesen; ja der älteste Sohn, wenn er in's Mannesalter getreten, wird der Versorger und Beschützer der Mutter und nimmt sogar für sie gegen den Vater Partei. Die Rechte des Mannes aber werden den Jünglingen erst durch die Beschneidung zu Theil, welche indeß eine rein äußerliche Ceremonie ist, ohne irgend eine religiöse Bedeutung. Sie wird in der Regel gegen Ende des Sommers an mehreren Jünglingen von 14 bis 18 Jahren auf einmal vollzogen, die dann bis nach Beendigung der Erndte-Arbeit außerhalb des Ortes in einer leichten Hütte wohnen, von

wo sie, über und über mit weißer Farbe bestrichen und mit einem kurzen dicken Schurz von geflochtenem Schilf und einem Hut von demselben Material bekleidet, am Tage auf die Kraale kommen und tanzen dürfen. Ist ihre Zeit um, so müssen sie ihre Hütte und ihr Schilfkleid als unrein verbrennen, und nachdem sie sich selbst durch ein Flußbad gereinigt, kommen sie nach Hause, wo nun oft 8—14 Tage lang geschmaust und gezecht wird. Die Beschnittenen werden als Männer begrüßt, von ihren Verwandten mit Waffen und Vieh beschenkt und bekommen neue Kleider. Zugleich wird ihnen aufgegeben, die von den Vorfahren überkommenen Gesetze, deren die Kaffern sehr viele haben, zu halten, und fortan sind sie selbst für ihr Betragen verantwortlich. Das Bewußtsein, nun Männer geworden zu sein, macht sie allerdings oft übermüthig und ausschweifend, aber keineswegs dürfen sie, wie man gemeint hat, in der ersten Zeit nach der Beschneidung sich ungestraft allen Lüsten und Lastern hingeben. In ähnlicher Weise, wie die Jünglinge, werden auch die Mädchen, sobald sich bei ihnen die Anzeichen der beginnenden Reife finden, in die Gesellschaft der Weiber aufgenommen, wobei gleichfalls geschlachtet, gesungen und getanzt wird. Zu dem ganzen Ansehen eines Mannes gelangt aber der junge Kaffer erst durch seine Verheirathung, doch dürfen die jüngeren Söhne der Familie nicht vor ihrem ältesten Bruder heirathen. Die Zahl der Weiber, welche ein Mann nimmt, pflegt sich nach seinem Reichthum zu richten; ein gewöhnlicher Mann hat gewöhnlich 3, wohlhabende Ampakati bisweilen 10, und etliche Häuptlinge zweimal so viel; die Eifersucht und Nebenbuhlerei der verschiedenen „Schwestern" aber, wie sie sich nennen, ist oft des Ehemannes größte Plage. Bei der Verheirathung selbst herrschen verschiedene Gebräuche[1]), indem nicht bloß um ein Mädchen bei ihrem Vater angehalten wird, sondern dieser auch oft selbst einem reichen Manne seine Tochter zur Frau anträgt. Unerläßlich aber ist stets die Brautschau, wobei die Braut vor den Freunden des Bräutigams, unbedeckt von der Taille aufwärts bis zum Haupte, ihre Reize zeigen und kritisiren lassen muß. Dieß geschieht jedoch erst, nachdem man gegenseitig über die Brautbezahlung sich geeinigt hat, die in Vieh besteht und je nach dem Range der Braut und dem Reichthum des Bräutigams wohl 10—100 Stück beträgt, die auf einmal oder nach und nach dem Vater der Braut zugestellt, und von den männlichen Verwandten derselben zu ihrem und ihrer Kinder Besten aufbewahrt werden, falls sie Wittwe wird oder wegen schlechter Behandlung ihren Mann zu verlassen sich genöthigt sieht, der schließlich beides, seine Frau und sein Vieh, verlieren kann. Die Hochzeit selbst wird mit Schmausen, Tanzen und andere Lustbarkeiten, wobei ein Ochsen-Wettrennen nicht fehlen darf, begangen.

Ist Jemand krank bei den Kaffern, und haben die Mittel der niederen Amaqira oder Doctoren nicht angeschlagen, wozu sie verschiedener Kräuter oder großer Kugeln von Kuhmist, die sie auf die schmerzhafte Stelle legen, sich bedienen, auch allerlei Hokuspokus machen und angeblich die fressenden Dinge, ein Stück von einer Schlange, ein Insect, ein Stückchen

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1848, p. 189 f.

Holz, einen Stein u. dgl., was sie zuvor heimlich in den eignen Mund gesteckt, aus dem Leibe des Kranken herauszaubern, so muß irgend Jemand auf den Letzteren einen bösen Zauber ausgeübt haben, und nun wendet man sich an den Amaqira abukali (scharfen Doctor) oder „Tsanuse" (Izanuse, Riecher), um den „Umtakati", den vermuthlichen Urheber des Schadens, herauszubekommen[1]).

In solchem Falle entschließen sich die Leute des Kraals, in welchem der Verdächtige wohnt, mit demselben zum Tsanuse zu ziehen, und Alle müssen mitgehen, die verdächtige Person nicht ausgenommen; denn eine Weigerung würde sogleich als Beweis der Schuld angesehen werden. Während sie noch im Anzuge sind und ehe er sie zu Gesicht bekommt, geräth der Tsanuse in Aufregung; er fängt an, den Namen und den Ort derer zu nennen, welche heranziehen. Die er genannt, erscheinen wirklich; sie begrüßen ihn und setzen sich. Der Tsanuse schreitet auf sie zu und fordert sie zur „Ukubula" auf, d. i. mit ihren Stäben den Boden zu schlagen; während dieser Zeit ruft er den „Jezwa" (Zaubergeist oder Teufel). In vielen Fällen bedarf er nun Nichts weiter, sondern fängt an zu sagen, wie und womit der „Umtakati" gezaubert habe, nennt sein Verbrechen, seinen Namen, den Namen seines Vaters und den Ort, wo er her ist. Zuweilen reicht aber auch die „Ukubula" nicht hin, um den Schuldigen ausfindig zu machen. Dann sagt der Tsanuse, der „Geist" Jezwa wolle ihm ohne den Tanz der Raserei nichts offenbaren. Man lagert sich im Kreise um ihn her. Er nimmt Zauberstäbe und Assagaien in die Hände, Schwänze von Thieren hat er um den Leib gebunden, Federn von Raubvögeln sind rings um sein Haar befestigt, und um seine Gelenke Felle und Schlangen gewunden — sein gräßlicher Anblick hat die erschreckte Jugend, die sich gesammelt hatte, verscheucht; er beginnt seine Zauberformel, seine Glieder fangen an sich zu bewegen, seine Augen rollen in höllischem Feuer, Zuckungen, rasender Tanz, entsetzliche Sprünge, jede Muskel tritt hervor, jedes Gelenk zittert, — jetzt, meint man, theilt ihm der heraufbeschworene böse Geist den Namen des Umtakati mit, — die im Kreise umher beben, ihr wolliges Haar will sich sträuben — wer wird genannt werden!? Da mit einem Male steht der Tsanuse still, weist mit ausgerecktem Arm auf den Herausgefundenen und nennt seinen Namen. Der als „Umtakati" Bezeichnete ist verloren. — Und wie? — Der Tsanuse hat den Richtigen getroffen! Derselbe gesteht das ihm schuldgegebene Verbrechen zu; freilich — gesteht es zu — das ist das Entsetzliche! auch wenn er sich dessen nicht bewußt ist, — vielleicht aus Furcht vor der Tortur, welche angewandt wird, so er nicht geständig ist. Denn behauptet er, trotz des Tsanuse, seine Unschuld, so wirft man ihn zu Boden, brennt ihn mit heißen Steinen, oder bedeckt ihn mit schwarzen Ameisen oder kleinen Scorpionen, deren Biß ihn so lange peinigt, bis er entweder gesteht oder stirbt. Gesteht Jemand vor oder während der Tortur zu, er sei ein Umtakati, so wird er bei einigen Kafferstämmen „aufgefressen", d. h. seiner ganzen Habe beraubt und aus der Heimath verjagt, bei anderen, besonders den wilden Zulu-Stämmen, getödtet, und oft seine ganze Familie, ja sein ganzer Kraal ausgerottet. Was er besaß, fällt dem Häuptlinge zu und dem, an welchem er Zauberei geübt haben soll. Daß auf diese Weise durch die Tsanuse ungeheure Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten verübt werden können, und daß die Häuptlinge, von denen sie meist abhängig sind, durch ihre Hülfe große Reichthümer zu erwerben vermögen, liegt auf der Hand.

Wird ein Kaffer aber so krank, daß seine Angehörigen glauben, er werde bald sterben, dann wird er in den Busch hinausgeworfen, und da mag denn der Elende schreien und bitten, wie sehr er will, sie lassen ihn liegen. Ja, wenn er viel Vieh hat und vielleicht schon alt ist, so schlagen sie ihn vor den Kopf oder werfen ihn mit Steinen todt. Stirbt Einer im Kraal, so ist der ganze Kraal, besonders die Familie des Verstorbenen, unrein. Letztere muß drei Tage lang im Busch bleiben, dann sich im Flusse waschen, mit dem Fett von einem frischgeschlachteten Thier

---

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1851, p. 222 ff.; Calw. Monatsbl. 1845, p. 37.; Basler Missions-Mag. 1838, IV., p. 564 ff.

sich einschmieren, ihre Kleidung erneuern und das Haar abschneiden. Bei dem Tode eines Kindes sind zu dem allen blos die Eltern desselben verpflichtet. War der Verstorbene Herr des Platzes, so wird dieser in der Regel verlassen und ein neuer angelegt. Hie und da werden die Leichname den wilden Thieren überlassen; werden sie beerdigt, so gibt man dem Todten seine Kleider, Waffen, Matte, Tabakspfeife, Messer ꝛc. mit in's Grab. Ein Häuptling wird stets begraben, und zwar in seinem Viehkraal, wo zwei von seinen Kriegern mit etlichen Stücken Vieh das Grab ein Jahr lang bewachen müssen. Dafür erhalten sie nicht nur ein Geschenk an Vieh, sondern sind auch unantastbar ihr Leben lang; ja, sie und ihre Wohnung sind zugleich ein Asyl für Andere, und wenn Jemand, ehe ihn die angedrohte Strafe trifft, mit Hab' und Gut zum „Grabe des Inkosi" (so werden jene Wächter genannt) flüchten kann, so ist er frei.

Stirbt ein Familienvater, so ist der älteste Sohn von seiner ersten Frau der alleinige Erbe der Hinterlassenschaft, und seine Brüder werden von ihm als dem nunmehrigen Haupt der Familie abhängig. Ist er noch unmündig, so werden Oheime und andere Verwandte seine Vormünder. Ueberhaupt hält jede Familie, die auch ihren Familien-Namen führt und ganze Reihen von Vorfahren aufführen kann, eng zusammen. Nichts Wichtiges wird ohne einen Familienrath unternommen, und auch ihre Mahlzeiten und andern Festlichkeiten sind meist Familienfeste, zu denen auch Nachbarn und Freunde Zutritt haben, und von denen Niemand, der auch ungeladen dazu kommt, ausgeschlossen werden darf, als Hochzeiten u. dgl. Ein Hauptvergnügen ist dabei das schon erwähnte Ochsenrennen, wobei die Kaffern neben den dazu eigends abgerichteten Rennochsen herlaufen und mit ihrem Zuruf sie ermuntern. Welcher dann von allen Ochsen am besten und schnellsten gelaufen, der wird nachher sehr gepriesen, ja, wenn er einem Häuptling gehört, oft im ganzen Lande berühmt, so daß häufig, um einen Häuptling und seine Residenz zu bezeichnen, der Name seines Rennochsen genannt wird. Bei ihren Festlichkeiten bilden die Männer und die Frauen ihre abgesonderten Kreise, was auch bei ihren Tänzen der Fall ist, und wenn nicht gerade das Bier, welches sie aus ihrer Hirse brauen, ihre Sinne berauscht hat, so ist ihr Betragen gegeneinander bei solchen Gelegenheiten ganz artig und höflich. Doch darf man sich auch hier durch den äußern Schein nicht täuschen lassen, da sie der Unzucht in hohem Grade ergeben sind, trotz ihrer Gesetze gegen Unkeuschheit und Ehebruch. Das Familienleben der Kaffern ist übrigens ganz dem politischen untergeordnet.

In der Verfassung des Gemeinwesens [1]) aber haben sie viel Eigenthümliches, und die Regierung ist ein Gemisch von Patriarchal- und Feudalwesen. Unter einem Ukumkani oder Oberhäuptling eines Hauptstammes — die Kosa's haben sich seit 1819 in drei solche gespalten, Galeka's, Gaika's und Chlambi's, deren letztere Vasallen der zweiten und diese wieder Vasallen der ersten sind [2]) — stehen die Häuptlinge,

---

1) cf. Berl. Missionsber. 1848, p. 171 ff.
2) cf. Schultheiß a. a. O., p. 12.

Inkosi, einer Menge einzelner Stämme, deren Würde gleichfalls erblich ist. Während der Ukumkani das Vorrecht hat, Krieg und Frieden zu beschließen und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Häuptlingen zu schlichten, hat jeder Inkosi innerhalb seines eigenen Bezirkes und Stammes die regierende und richterliche Gewalt, bei deren Ausübung er von seinen Räthen, Ampakati (Mittler), ebensowohl unterstützt als beschränkt wird. Diese Ampakati, Leute aus dem Volke, welche durch Tapferkeit im Kriege oder Gewandtheit in öffentlichen Verhandlungen oder Durchführung schwieriger Prozesse großen Einfluß beim Volke gewonnen haben, wohnen über die verschiedenen Kraale des Stammes vertheilt und üben wieder die Gerichtsbarkeit über die ihnen zunächstwohnenden Leute aus, während Sachen von allgemeiner Wichtigkeit in der Versammlung bei'm Inkosi berathen werden. Daß der Inkosi seine Würde allemal auf seinen jüngsten Sohn, „Großsohn", vererbt, hat seinen Grund darin, daß er beim Eintritt in die Würde seines verstorbenen Vaters das Erbe desselben mit seinen Brüdern theilen muß, und dann nicht sehr vermögend ist, weßhalb zunächst auch nur solche Leute ihm ihre Tochter zur Frau anbieten, die mit einer geringen Bezahlung zufrieden sind. Je größer aber, besonders durch die beim „Auffressen" ihm zufließenden Straf-Antheile, seine Heerde wird, desto reichere und angesehenere Väter bieten ihm ihre Töchter zur Frau, so daß die letzte in der Regel diejenige von der vornehmsten Herkunft ist; sie wird die „Großfrau" genannt, und ihr Sohn ist der „Großsohn". Ist derselbe bei seinem Regierungs-Antritt, was eben unter diesen Umständen öfters vorkommt, auch noch minderjährig, so geht unter dem Rath und der Leitung der Ampakati die Regierung im Geiste seines Vaters fort, bis der Inkosi, nachdem er selbstständiger geworden und eine Partei aus dem jüngeren Geschlechte um ihn aufgewachsen ist, der alten Räthe etwa durch Anklage auf Zauberei sich zu entledigen wagt, und an ihre Stelle nun die jüngeren gleichgesinnten Genossen des Inkosi treten. Letzterer steht übrigens zu seinem Volk in dem Verhältniß eines Vaters, und wird von ihm nicht nur so genannt, sondern auch als solcher angesehen. Er kennt jeden Einzelnen genau, nimmt Theil an seinem Wohl und Wehe, muß — bei Strafe — sofort benachrichtigt werden, wenn Jemand erkrankt, und schickt dann entweder selbst einen Arzt oder gibt Befehl, daß ein solcher gerufen werde. Wer Mangel an Lebens-Unterhalt leidet, geht zu seinem Inkosi und bittet um eine Kuh zum Melken oder ein Stück Vieh zum Schlachten. Hat der Inkosi gerade keins von beiden, so bleibt der Mangelleidende so lange auf dem Platz desselben und bekommt hier seinen Unterhalt, bis in seinem Hause wieder etwas zu essen vorhanden ist. Wer ein Kleidungsstück bedarf und sich nicht selber schaffen kann, wendet sich ebenfalls an seinen Inkosi; kurz, alles Mögliche, was man bedarf, wird ihm abgebettelt, und er muß geben, was er hat und kann. Dabei würde es freilich oft schlimm um ihn stehen, wenn nicht die über allerlei Verbrecher fast fortwährend verhängten Strafzahlungen an Vieh zum größten Theil ihm zufielen und so den Abgang an seinem Vermögen reichlich ersetzten. Die Unterthanen der verschiedeuen Häuptlinge wohnen übrigens durcheinander hin, und ein Kraal ist gewöhnlich von Unterthanen ganz ver-

schiedener Häuptlinge bewohnt, so daß die Herrschaft dieser Letzteren nicht sowohl über eine bestimmte Landstrecke, als über eine Anzahl Leute, die zu ihrem Stamm gehören, sich erstreckt. Bei Gericht — alle Prozesse werden öffentlich verhandelt, und vorher und nachher in Gesellschaften und daheim besprochen — gilt die wunderliche Ordnung, daß der Angeklagte so lange für schuldig gilt, bis er seine Unschuld bewiesen hat. Da nun die weiter gar nicht zu beweisende Anklage leicht so gestellt werden kann, daß dem Angeklagten der Erweis seiner Unschuld sehr schwer, wo nicht unmöglich wird, so gibt es mehr Verurtheilungen als Freisprechungen. Die Verhandlungen werden mit großer Mäßigung, Bedachtsamkeit, Gründlichkeit und Ruhe oft Tage, ja Wochen und selbst Monate lang geführt; die Entscheidung erfolgt nach den bestehenden Gesetzen. Abgesehen von der Todesstrafe, die z. B. auf Mord gesetzt und stets von Einziehung des Vermögens begleitet ist, wird meist auf das bereits mehrfach erwähnte „Aufgefressen werden" erkannt, fast unausbleiblich in den Fällen, wo der Inkosi der Beleidigte ist, der bei etwaniger Armuth des Verurtheilten an das Vermögen der nächsten Anverwandten desselben sich zu halten pflegt. Die Kaffern sind aber ein Volk, das in seinen Gesetzen lebt, von Kind auf dieselben genau kennen lernt und mit großem Scharfsinn sie auszulegen und anzuwenden versteht; man möchte sie geborene Advokaten nennen, die durch ihre Schlauheit sogar den Weißen in den Verhandlungen mit ihnen gefährlich werden.

Bei aller ihrer Gesetzlichkeit aber, die sie auch zu sehr selbstgerechten Menschen macht, welche sich für beschimpft halten, wenn sie Sünder genannt werden, wissen die Kaffern nichts von einem obersten Gesetzgeber, haben keinen Gott und keine Religion; denn die Namen für das göttliche Wesen[1]), Utixo (der Strafverhängende), Umdali (der Bildner) und Umenzi (der Schöpfer), welche sie nach Einigen durch Ueberlieferung von undenklichen Zeiten hatten, obschon dieselben höchst wahrscheinlich neueren Ursprungs sind, waren ihnen nur Namen, mit denen sie keinen Begriff verbanden; und der heut zu Tage unter ihnen vorhandene Gottesbegriff ist ihnen erst durch die Missionare zugekommen. Die Kaffern beten Nichts an in dem Sinne, was wir beten nennen. Sie schwören bei dem Namen ihrer verstorbenen Häuptlinge und rufen dieselben bei verschiedenen Gelegenheiten an; sie halten deren Gräber so heilig, daß sie allen Verfolgten zu sicheren Zufluchtsstätten dienen; sie bringen den Geistern ihrer Ahnen Opfer dar, um sie sich geneigt zu machen, und widerlegen damit praktisch ihren Unglauben an die Unsterblichkeit der Seele, den sie im gewöhnlichen Leben vor sich her tragen: aber von einem höchsten Wesen wissen sie nichts. Dabei haben sie eine entsetzliche Furcht vor dem Tode und mögen von demselben gar nicht sprechen hören, und in der Verehrung, welche sie manchen Gegenständen und Kräften der Natur erweisen, spricht eben auch nur eine dunkle Furcht vor einer finstern Macht sich aus. An der Mündung des Keiskamma-Flusses lag noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein alter Anker, der einem an der Küste verunglückten Schiffe zugehörte. Ein Kaffernkönig, welcher um

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1833, p. 161. Döhne a. a. O., p. 55.

das Jahr 1786 das Land regierte, ließ ein Stück von diesem Anker abschlagen. Nicht lange hernach starb der Mann, der dies that, und dieser zufällige Umstand war hinreichend, dem Volke den Glauben beizubringen, als besitze dieser Anker die Macht, Jeden zu bestrafen, der ihn ungebührlich behandle, und als liege er deshalb am Ufer, um das Meer zu bewachen. Um nun den Anker zu versöhnen, wurde ihm ein eigner Name gegeben, und kein Kaffer ging an ihm vorüber, ohne ihn bei diesem Namen zu grüßen. In früherer Zeit war der Glaube unter ihnen verbreitet, ein Mann, in einen grünen Rock gekleidet und seine Augen unverrückt auf den Boden senkend, erscheine bisweilen in ihren Kraals, und dann boten sie ihm Geschenke aller Art an und luden ihn in ihre Hütten ein. Aber er nahm nie ihre Einladung an und ließ sich auch selten hören. Einmal soll er in einem fürchterlichen Sturmgewitter gesagt haben: „Fürchtet euch nicht, ich spiele nur mit eurem Land." Wenn dieser Mann in einem Kraal erschien, so lief Alles eiligst davon. Man schlachtete einige Thiere und legte neue Kleider an. Mehrere der ältesten Ampakati, mit welchen Döhne von göttlichen Dingen sprach, sagten, daß der Name Gottes von ihren Großvätern auf sie gekommen sei, und nannten ihn Inkosi enkulu (den großen Herrn) oder Umfo omkulu (den großen Mann). Sie pflegen ihn aber nur zu nennen, wenn er, seinen Zorn offenbarend, mit seinem Blitze Menschen oder Vieh tödtet. In solchem Fall ist, wenn ein Mensch vom Blitz erschlagen worden, der Platz unrein und muß verlegt werden; eine Kuh wird geopfert, ihr Fleisch gegessen und ihre Knochen verbrannt. In frühern Zeiten ward in solchem Fall noch eine besondere Kuh geschlachtet und ganz verbrannt, wobei sie sagten: „Der Himmel (Pezzulu) hat sie gegessen." Die wenigen alten Leute aber, die jetzt noch eine dunkle Vorstellung davon haben, sagen: „Der Inkosi enkulu hat damit besänftigt werden sollen, nicht wieder seinen Zorn auf jenen Platz herabzuschicken." Sonst reden sie auch bisweilen von einem bösen Geist, Ischologu, dem sie alle Unglücksfälle zuschreiben, und glauben, daß die Menschen, die sie böse nennen, nach dem Tode als Amaqwira (Hexen) auf der Erde herumspuken und die noch Lebenden des Nachts zu tödten suchen. Von einem Gottesdienst aber, von Tempeln und heiligen Zeiten findet sich nichts bei den Kaffern, und das Ansehen, in welchem bei anderen Völkern die Priester stehen, genießen bei ihnen die Zauberer und Regenmacher. Außer den schon erwähnten „Tsanuse" — oft auch alte Weiber — gibt es auch noch „Okumbulula", Leute, welche die angeblichen Zaubermittel ausfindig machen können. In grauenerregender Kleidung stellen sie einen Tanz mit den anstrengendsten Körperbewegungen an, setzen sich darauf nieder und nennen nun die Häuser, in welchen Zaubermittel zu finden sind, wozu alle möglichen Gegenstände, nach Belieben, gerechnet werden können. Das Schicksal der Eigenthümer dieser Häuser ist dann gleich demjenigen der durch den Tsanuse als Zauberer bezeichneten Personen. Das Geschäft der eigentlichen „Zauberer", von den „Zauberdoctoren" wohl zu unterscheiden, besteht hauptsächlich in Giftmischerei, und beinahe jeder Kafferkraal hat seine im tiefsten Geheimniß grauenvoll wirkenden Giftmacher, die nur den schlechtesten Leuten des Ortes bekannt sind und gegen Bezahlung

auch Anderen ihre Dienste leisten. Zu den Zauberdoctoren der niederen Klassen, die auch das Starkmachen der Soldaten besorgen, wenn es in den Krieg geht, kommen endlich noch die „Regenmacher", Abanisi bemoula (Herunterlasser des Regens). So oft das Feld Regen bedarf, und dieser nicht kommen will, wendet man sich an einen solchen, darf aber nicht mit leerer Hand kommen, sondern muß ein Stück Vieh mitbringen. Hilft aber dies Stück nichts, und alle andern, die er sich nach und nach ausbittet, auch nichts, und kommt kein Regen, so muß irgend ein Mensch daran Schuld sein, der sich mit dem Kopfe auf die Erde gestellt haben soll. Der Regenmacher wird genöthigt, ihn namhaft zu machen, worauf der Inkosi fragen läßt, was er mit dem Menschen — in der Regel ist es ein Reicher — thun solle, und von dem Meister den Rath erhält, ihn zu ersäufen oder auf andere Weise zu tödten, sein Vieh aber „aufzufressen", was dann alsbald geschieht. Auf solche Weise haben diese Betrüger schon Hunderte von Unschuldigen um's Leben gebracht, und ihr Thun ist insofern der Ausbreitung des Evangeliums sehr hinderlich, als sie, wenn trotz der um ihrer Lüge willen Getödteten kein Regen fiel, dann immer die Missionare beschuldigten, daß sie den Regen aufhielten. So traurig steht es um die armen Kaffern in religiöser Beziehung! Ihre sogenannten heiligen Gebräuche, ihre Beschneidung, ihre Reinigungen, ihre Heiraths- und Hochzeitssitten, ihre obrigkeitlichen und Familien-Gesetze haben in längst vergangenen Zeiten, von denen keine Volks-Tradition berichtet, vielleicht einmal in Bezug zu einer Volksreligion gestanden, entbehren aber jetzt aller und jeder religiösen Bedeutung. Auch das böse Geisterreich, mit dessen Fürsten und mit dessen Kräften sie durch ihre Zauberdoctoren in einer sehr engen und entsetzlichen Verbindung stehen, ist ihrem Bewußtsein völlig verschlossen; unbewußt dem Satan dienend, dem sie mit ihren barbarischen Zauber- und Hexen-Prozessen viele Menschenleben unter fürchterlichen Qualen hinopfern, sind sie um so fester in seinen Krallen und Banden.

Aus dem Allen kann man schon einen Schluß machen auf den eigenthümlichen Charakter der Kaffern. Ihr Herz ist verfinstert und entfremdet von dem Leben aus Gott, daher sind sie der Sünde und des Teufels Knechte. Zwar haben sie einen scharfen Verstand, viel Ueberlegung und Scharfsinn und ein gutes Gedächtniß; zwar sind sie im Allgemeinen freundlich und gastfrei, wenn sie etwas haben; zwar findet man auch unter ihnen Einzelne[1]), deren natürlich gute Eigenschaften darauf hindeuten, daß sie mit uns desselben göttlichen Geschlechtes sind: zu nichts aber haben sie mehr Liebe und Lust, als zur Sünde. In fleischliche Lust gänzlich versunken, haben sie im vollsten Sinne des Wortes Augen voll Ehebruchs, und besonders das junge Volk ist darin ganz zügellos und unbändig; zum Stehlen und Rauben aber haben sie eine angeborene Neigung. Habsüchtig, listig und rachsüchtig tragen sie Beleidigungen lange Zeit nach, und jeder Kaffer ist „von Natur ein heimtückischer, äußerst listiger Mensch, dessen ganze Natur ihm gebietet, auf die versteckteste Weise Krieg zu führen und zu morden. Von einem Kaffer, so

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1829, II., 270. Berl. Missionsber. 1850, p. 116 f.

lange er ein solcher ist, erwarten, er werde das Kriegen, das Lügen, die Verschmitztheit, den heimlichen Ueberfall lassen, ist eben so viel, als von einer giftigen Natter hoffen, sie werde nicht heimlich beißen, so lange sie noch die Giftzähne hat." Daß nun ein solches auch der natürlichen Religion und Frömmigkeit so sehr und so gänzlich ermangelndes Volk, bei aller Offenheit, Feinheit und Schärfe seines Verstandes für irdische Dinge, mit seinem Fassungsvermögen und Verständniß für göttliche Dinge tief darniederliegen, und daß es unendlich schwer halten mußte, auch nur die ersten Elemente christlicher Wahrheit in ein solches Volksleben hineinzutragen, läßt sich von selbst denken. Und doch hat seit dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts die Liebe Christi auch in die verfinsterten und todten Herzen dieses Volks sich einen Weg zu bahnen angefangen.

§. 2. Die Mission im Kafferlande.

Londoner Mission: Basler Missionsmagazin 1838, IV, p. 497 ff; 1852, III, p. 78 ff.; 1854, III, p. 117 ff.; Missionsfreund 1847, p. 45 f.; — Basler Missionsmagazin 1816, II, p. 323 f.; 1818, IV, p. 525 f., 559, 562 ff.; 1820, III, p. 226, 370 ff.; 1829, II, p. 203; 1838, IV, p. 629 ff.; 1852, III, p. 167 ff.; 1855, I, p. 133; 1856, IV, p. 71; 1858, p. 497 f.

Schottische Mission: Basler Missionsmagazin 1838, IV, p. 512; 1852, III, p. 175; 1823. I, p. 26; 1826, I, p. 31, 135 ff.; 1829, II, p. 250 ff.; 1831, I, p. 75, 114 f., 117. — 1849, I, p. 138; 1852, III, p. 166 f.; 1854, IV, p. 94 f.; 1855, II, p. 51; 1856, I, p. 81. — Calw. Missionsblatt 1852, p. 57 f.; 1856, p. 83. — Nachrichten der Ostind. Missions-Gesellschaft zu Halle 1855, p, 15 f.

Methodisten-Mission: Basler Missionsmagazin 1838, H. 4. cf. 1826, I, p. 31, 100 f.. 142 ff., 154 f.; 1829, II, p. 201 f., 265 ff., 286 ff.; 1831, I, p. 35, 75 ff., 84 ff., 93 ff., 106 f., 113 ff.; 1848, IV, p. 212; 1849, IV, p. 152; 1852, III, p. 167 f.; 1855, III, p. 50; 1856, II, p. 60 f. — Heidenbote 1835, p. 15 f. — Calwer Monatsbl. 1845, p. 39 ff.; 1848, p. 43 f. — Nachrichten der Ostind. Miss.-Gesellsch. zu Halle 1854, p. 82 ff.

Brüder-Mission: Uebersicht der Missionsgesch. der evang. Brüderkirche rc., III, p. 110 ff. — Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1828, H. 5, p. 752 ff. — Brauer, Missionswesen rc., I, p. 260 ff. — Basler Missionsmagazin 1829, II, p. 203, 237 f., 293 ff.; 1831, I, p. 43 f., 68 ff.; 1838, IV, p. 630; 1847, I, p. 182 f.; 1848, IV, p. 211; 1850, I, p. 185, IV, p. 127 f.; 1851, I, p. 160; 1852, III, p. 149, 172; 1856, III, p. 56. — Missionsblatt der Brüdergemeinde 1843, Nr. 25; 1845, Nr. 4, 16, 23, 24; 1848, Nr. 19; 1849, Nr. 3; 1850, p. 32, 44, 108 f., 145 f.; 1851, p. 2, 5, 8, 159 ff., 211 ff., 231 f.; 1854, p. 117 ff., 136; 1855, p. 72 ff.; 1856, Nr. 4; 1857, p. 87 ff., 163 f.; 1858, p. 82, 172, 183 f. — Calwer Missionsblatt 1849, p. 107, 111; 1851, p. 72, 74; 1852, p. 10, 76, 92; 1853, p. 31, 63. 83 u. a.

Berliner Mission: Brauer, Missionswesen rc., II, p. 517 ff. — Berliner Jahresbericht 1855, p. 23 ff., cf. Berl. Missionsberichte 1837, p. 33 ff., 162 ff.; 1839, p. 1 ff., 17 ff.; 1840, p. 17 ff., 34 f., 49 f.; 1844, p. 19, 161 ff.; 1845, p. 17 f., 102, 110, 117 f.; 1846, p. 53 f., 99 f.; 1847, p. 42, 67 ff.; 1848, p. 1 f., 49 f.; 1849, p. 196 ff.; 1850, p. 106 f., 208 f., p. 240 f.; 1851, p. 34, 78 ff., 87; 1854, p. 88 f.; 1855, p. 7 f., 38 f., 136 ff., 149 f.; 1856, p. 152, 162; 1857, p. 5, 35, 47, 72 f., 80 f., 123 f., 168, 172 f.; 1858, p. 50, 124 f., 251 f., 289 f., 305 f., 321 f.; 1859, Nr. 1. — Jahresbericht 1848, p. 52 f.; 1849, p. 41 f.; 1850, p. 48 f.; 1853, p. 1 f.; 1854, p. 33; 1855, p. 42; 1856, p. 26 f.; 1857, p. 11, 19 ff. u. a. — Ziegler, kurze Geschichte der Berl. Miss.-Gesellsch., p. 8 ff. — Missionsfreund 1846, Nr. 7 u. a.

Engl. Bischöfl. Mission: Berliner Missionsber. 1856, p. 148 ff. — Calw. Missionsbl. 1856, p. 65, 80; 1857, p. 51.

Es war im Mai des Jahres 1799, als der uns schon bekannte (s. A. §. 2.) Dr. **van der Kemp**, nachdem erst wenige Wochen seit seiner Ankunft in der Kapstadt vergangen, mit seinem jüngeren Begleiter Edmonds nach dem Kafferland sich aufmachte, um hier, als der erste

Bote Christi an die wilden Kaffern, mit getrostem Glaubensmuth das Evangelium zu verkündigen. Ungünstig zwar mußte vor Menschenaugen gerade diese Zeit zu diesem Werk erscheinen, da die Kapkolonie bei der Abneigung der holländischen Bauern gegen die neue englische Regierung in gewaltiger Aufregung sich befand, da von den durch die Bauern schmählich unterdrückten Hottentotten viele zu den durch vielfach erduldetes Unrecht gleichfalls erbitterten Kaffern geflohen waren und mit diesen durch gemeinsame Einfälle nicht blos das Land an den Gränzen des Fischflusses verheerten, sondern die ganze Kolonie in ängstliche Unruhe versetzten, so daß ein tödtlicher Kampf zwischen Kolonisten und Kaffern nahe bevorstand. König der Letzteren war Geika, ein Großsohn des Palo, der erst nach Besiegung seines Oheims und Vormundes Zlambi, als dieser bei seiner Mündigwerdung ihm die Regierung nicht abtreten wollte, zur Herrschaft gelangt war und von Zlambi's Söhnen den ältesten ermordet, den jüngsten, Hintza, als ein Kind begnadigt, den alten Zlambi selbst zu einem Häuptling des Volkes erhoben hatte. In Graaf-Reinet, wohin van der Kemp mit Edmonds und einigen Hottentotten aus Pavianskloof im Juni, dem Anfang eines kalten Winters, gelangte, suchte man auf alle Weise ihn zurückzuhalten; an den nahen Gränzen des Landes war Alles in Verwirrung: dennoch machten sich die Boten Christi nach etlichen Wochen auf den Weg zu dem Kaffernkönig Geika, vor welchen sie im September 1799 traten und durch einen wegen Aufruhr entlaufenen Kolonisten, Conrad Buys, als Dolmetscher ihm sagen ließen, sie seien gekommen, ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen würden; sie bitten ihn nur um die Erlaubniß, in seinem Lande sich niederlassen zu dürfen und rechnen auf seine Freundschaft und seinen Schutz, mit der Freiheit, wieder heimkehren zu dürfen, sobald sie es für dienlich erachten. Lange zögerte Geika mit der gewünschten Antwort, erhob mancherlei Einwürfe, und schien gar nicht geneigt, auf van der Kemp's Plan einzugehen. Dieser aber harrte in Geduld zwei Wochen, und sah endlich sein Verlangen erfüllt. Jenseits des Keiskamma-Flusses ward ihm eine Stelle zu seiner Niederlassung angewiesen, ein schönes Wiesenfeld, mitten in einem Amphitheater hoher Berge, die mit üppigem Grün und schöngewachsenem Bauholz bedeckt waren, während in nicht großer Entfernung 11 Kafferdörfer in verschiedenen Richtungen sich angesiedelt hatten. Hier schlug der erste Gesandte Christi unter dem wilden Kaffernvolke seine Zelte auf, hier in der Einsamkeit dichter Urwälder, unter dem Geheul der Wölfe, in der Entfernung von allen Annehmlichkeiten gesitteter Länder, in Gefahren unter Heiden und Mördern, unter Dieben und Räubern, die ihm sein Zelt ausstahlen, lebte der Mann, der in Europa durch seine vielseitigen Kenntnisse die glänzendste Stellung hätte einnehmen, durch sein Vermögen in behaglichen und angenehmen Verhältnissen sich's hätte wohl sein lassen können, als selbstverleugnungsvoller Knecht Christi dem Unterricht einiger Kaffernjünglinge und treuer Hottentotten. Um für seine magere Kost, die meist nur aus Wurzeln bestand, das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er sich 4 Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten, und am Meeres-

ufer ein Loch mit Seewasser füllen, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Meersalz verdünsteten. Und nicht lange währte es, so sah er sich genöthigt, in seiner abgelegenen Wildniß ohne Hut, ohne Schuhe und Strümpfe, unter Dornbüschen auf dem Felsenboden mit verwundeten Füßen umherzuwandern, um die Kaffern in ihren zerstreuten Waldhütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Seinem Begleiter Edmonds entfiel indeß bald der Muth, und er eilte von dannen, um in der Kolonie ein ihm angetragenes Pfarramt bei einer holländischen Gemeinde anzunehmen. Van der Kemp aber, voll unerschütterlichen Glaubensmuthes, blieb allein zurück, unterrichtete eine Anzahl von Kaffernjünglingen in der holländischen Sprache und im Christenthum, nahm sich der bei benachbarten Kolonisten wohnenden Hottentotten treulich an, und hoffte schon in der Bekehrung einiger Hottentottenfrauen der Erstlingsfrucht seiner Arbeit sich erfreuen zu können, als die Bitten seiner kleinen Hottentotten-Schaar und die Gefahren des zwischen den Kaffern und den benachbarten Kolonisten ausbrechenden Krieges ihn nöthigten, am letzten Tage des Jahres 1800 nach einem Aufenthalt von beinahe 16 Monaten das Kafferland zu verlassen und mit seinen etwa 60 Hottentotten, von denen er Mehrere am Ufer eines Flusses taufen konnte, nach Graaf-Reinet in der Kolonie sich zurückzuziehen. Die Folgezeit erwies es, wie tiefe Eindrücke sein Aufenthalt bei den wilden, trotzigen, argwöhnischen Kaffern zurückgelassen hatte, und die Namen Taay (Jesus) und Jankanna (so nannten sie van der Kemp) blieben im Kafferlande lange Zeit in Ehren. Untsikana (Sikana) aber, ein durch van der Kemp erweckter Kaffer, dichtete in seiner Sprache das Jesuslied¹), mit welchem er singend und betend das Land durchzog:

Du bist der große Gott, der im Himmel wohnt!
Du, du bist der Schild der Wahrheit!
Du, du bist der Fels der Wahrheit!
Du, du bist die Burg der Wahrheit!
Du, du bist es, der in der Höhe wohnt!
Der große Schöpfer, der oben (am Himmel) schuf,
Der große Schöpfer, der vor Zeiten den Himmel schuf,
Der Schöpfer der Sterne und des Siebengestirns,
Der Schöpfer der Blinden, du schufst sie mit Fleiß;
Du wirfst den Stern, daß er zu uns spreche;
Du sprichst mit der Posaune, die uns ruft.
Du bist die große Jagd, die die Seelen der Menschen jagt;
Du bist das große Kleid, das uns überkleidet;
Du bist das Lamm Gottes, der Messias!
Deine Hände haben Wunden;
Deine Füße haben Wunden;
Dein Blut floß, warum?
Dein Blut floß für uns;
Dies ist der große Preis, den wir heischten.
Die Heimath dort (oben) ist es, die wir verlangten.

Sechszehn Jahre waren so vergangen, während deren Sikana, bei König Geika angesehen und wohlgelitten, wie Johannes der Täufer den Weg des Herrn bereitete unter seinem Volke. Van der Kemp, dem mehrere Kafferhäuptlinge ihre Söhne nach Bethelsdorp (s. A. §. 2.)

---

*) Noch ein anderes Lied dieses Sikana s. Calw. Missionsbl. 1844, p. 32.

zur Erziehung gebracht hatten, war (1811) in der Kapstadt gestorben, ohne in's Kafferland zurückkehren zu können. Ein neuer Krieg zwischen der Kolonie und den Kaffern am Fischfluß (1813) hatte die Aussendung von Missionaren zu diesen verhindert. Jetzt aber war der Krieg glücklich beendet; die Kaffern verlangten dringend nach Lehrern, und der junge Häuptling Jan Tzatzoe (Tzatzu), durch van der Kemp erzogen und bekehrt, wandte sich im Januar 1816 in einem Briefe[1]), jedenfalls dem ersten, den je ein Kaffer geschrieben hat, an ein Mitglied der englischen Regierung, um bei dem Gouverneur die Erlaubniß zu erwirken, daß Missionare in sein Land gehen dürften. Nachdem diese bereitwillig ertheilt war, machten die Missionare Read und Williams in Begleitung des Jan Tzatzoe und einiger bekehrten Hottentotten im April 1816 eine Reise in's Kafferland. Als sie über den großen Fischfluß in dasselbe einzogen, kamen ihnen 100 Kaffern entgegen, welche Schüler Sikana's waren und erzählten, wie der sie angewiesen habe, dem Ehebruch, Mord, Diebstahl, Zauberei u. s. w. zu entsagen, wegen weiteren Unterrichts aber sie an die weißen Lehrer, die bald kommen würden, gewiesen. Ein Kafferweib trat auch hervor und sprach, sie habe Mitleiden mit den armen Kaffern; denn wenn diese fühlten, was sie fühle, so würden sie nach Knöpfen und Kleinigkeiten nicht fragen, sondern das Wort Gottes vor Allem suchen. Tzatzoe aber betete und predigte vor seinen Landsleuten in ihrer Sprache. Nach einem solchen Gottesdienste hörte man einen Kaffer im nahen Busche beten: „O Taay, gieb mir ein Herz, Dein Wort zu verstehen. Ich glaube, Du kannst es thun; denn der Mann, der es gepredigt hat, ist ja auch ein schwarzer Kaffer wie ich.“ Auch Sikana (Makanna), der sich ihnen auf dem Wege mit Freuden angeschlossen hatte, sprach öfter zu seinen Landsleuten[2]), denen er Vorwürfe machte wegen ihrer Verblendung und Herzenshärtigkeit; nach der Predigt aber pflegten Alle sich zum Gebet in die Stille zu begeben. Als die Missionare, nachdem sie mehrere andere Häuptlinge, auch Tzatzoe's Vater, die alle sie gern bei sich behalten wollten, besucht hatten, endlich zu König Geika kamen und ihn fragten, ob er einen Missionar haben wolle, sprach er: „Das ganze Land steht offen vor euch; geht und wählet, was ihr wollt!“ und als vor dem König und seinem Volke gepredigt wurde, ging Geika (Gika) in den Busch einsam und betete; nachher kam er wieder und sagte, so wenig man die Sterne zählen könne, so wenig könne man seine Sünden zählen; er denke oft an Jankanna und habe ihn sehr lieb gehabt und immer frei mit ihm umgehen können; selbst wenn er mit seinen beschmierten Füßen ganz nahe zu ihm hingesessen sei, habe er nie gesagt: „Gehe weg mit deinem schmutzigen Karoß!“ — aber das Wort, was Jener gepredigt, habe er nicht gehörig benutzt und er schäme sich; nun aber habe ihn Gott wieder besucht, weil Er ihn nicht in der Unwissenheit sterben lassen wolle. Sie sollten nur nicht müde mit ihm werden; sein Herz sei immer bei seinen Weibern und bei seinem Vieh, aber jetzt sehe er ein, daß Alles ohne Taay nichts sei. —

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1818, IV, p. 559.
[2]) cf. Ebendas., p. 575 ff.

So ließ denn Joseph Williams, von Tzatzoe begleitet, der jedoch später nach Theopolis ging, am **Katzfluß** (Kat Rivier) jenseit des großen Fischflusses, etwa 280 Stunden von der Kapstadt und 80 Stunden nordöstlich von Bethelsdorf, (1817) sich nieder, baute eine Hütte und legte einen Garten an. Sikana und etwa anderthalbhundert Kaffern wurden seine kleine Gemeinde, an der er seine Herzensfreude hatte, während seine Frau, Elise, aus ihrer Schilfhütte nach England schrieb: „Wir leben hier wie zu Haus, und fühlen uns so glücklich wie im schönsten Palaste zu London.“ Aber schon im August 1818 nahm der Herr ihn unerwartet aus der Zeit. Mit einem Säugling auf dem Arme und einem Knäbchen an der Hand folgte seine Frau, als die Kaffern ihren Mann zu Grabe trugen, denen sie selbst gezeigt hatte, wie sie den Sarg machen und das Grab graben sollten. Das stille, ergebene Wesen der Frau aber machte auf die Wilden solchen Eindruck, daß sie ihr weder ein Haar krümmten, noch einer Stecknadel Werth entwendeten; sie schützten sie treulich, bis man sie mit ihren kleinen Waisen nach der Kolonie abholte. Die heldenmüthige Frau hatte aber keine Ruhe; sie machte sich wieder in ihr geliebtes Kafferland mit einem Paar Missionaren auf den Weg, als plötzlich der alte Krieg mit ungeheurer Wuth ausbrach, und an eine Mission zunächst nicht mehr zu denken war.

In diesem Kriege, den König Geika (Unggika) mit den Häuptlingen Hintza und Unhlambe führte, rief der Erstere, in Gefahr zu unterliegen, da ein falscher Prophet, Unxele [1]), seinen Gegnern Muth machte, die Engländer zu Hülfe, und ward im Jahre 1819 von der britischen Kolonial-Regierung, nachdem Hintza und Unhlambe mit ihren Heeren geflohen, Unxele aber gefangen genommen war, wieder in sein Gebiet als König eingesetzt, wofür er ein Stück Landes vom **Fisch**flusse an bis an den **Keiskamma**fluß an die Kolonie abtrat, und seine Residenz auf die Ostseite des letztgenannten Flusses verlegte. Nach Beendigung des Krieges erbat er sich von dem britischen Gouverneur einen christlichen Lehrer, um ihn und sein Volk zu unterrichten, und ein frommer Schotte, Brownlee (Braunli), dem Thompson und Bennie von der **Glasgower Missions-Gesellschaft** als Mitarbeiter folgten, ließ im Jahre 1820, von Geika freundlichst aufgenommen, zu **Chumie** an dem Flusse gleichen Namens, am Fuße eines hohen, dichtbewaldeten, reichliche Quellen entsendenden Berges, zugleich als Agent der Regierung, welche die Unterhaltung der Station übernahm, sich nieder. Schon im Mai des folgenden Jahres (1821) starb Sikana, der in der Zwischenzeit, nachdem er durch Williams Predigt bedeutend gewachsen, das Wort des Herrn im Kafferlande fortgesetzt hatte, und sterbend die Leute seines ganzen Kraals um sich versammelte und zu dem neuen Lehrer wies.

„Ich spreche nunmehr das letzte Mal zu euch“, sagte er mit feierlichem Ernste, „denn ich weiß, daß ich heute sterben werde. Es hat Gott wohlgefallen, mich mit dieser Krankheit heimzusuchen; aber ich bin in Seinen Willen ergeben, weil ich weiß, daß Gott Gesundheit gibt und Gesundheit nimmt, wie es Ihm wohlgefällt. Meine Seele und mein Körper sind in Seiner Hand. Ihr lebt mitten unter Wölfen, darum ziehet so schnell als möglich zu dem Lehrer, denn dies ist der einzige Freund, den ihr

---

[1]) cf. Döhne a. a. O., p. 13 ff., 59 ff.

im Lande habt. Und ehe ihr den Dienst Gottes aufgebt, erduldet lieber den Tod; denn Alle, die ohne Christo dahin leben, sind unglückliche Menschen. Sie sind todt und ohne Gott. Wenn ich gestorben bin, so gehet hin und saget allen Häuptlingen der Kaffer-Nation, daß Gott ihnen sein Wort gesendet habe, und daß sie wohl thun werden, darauf zu merken, sonst würden sie die traurigsten Folgen davon erfahren müssen."

Sikana's Leute folgten seiner Erinnerung, und im Juni 1821 kam sein ganzer Kraal nach Chumie, wo bald etliche Hunderte von Kaffern sich sammelten, von denen im Juni 1823 fünf als die Erstlinge dieser Mission getauft werden konnten, deren 3 in einem Schreiben[1]) an die Missions-Gesellschaft ihren Dank und die Bitte um noch mehr Lehrer aussprachen. Der im November d. J. mit seiner Gattin eintreffende Miss. Roß brachte auch eine Druckerpresse mit nach Chumie, dessen Schulen blühten, und das auch äußerlich zu einem freundlichen Dorfe mit über 200 Einwohnern sich gestaltete. An der Spitze einer langen Straße stand hier 1825 eine niedliche Kirche, die später durch eine steinerne ersetzt wurde, im Hintergrunde aber 28 Kafferhütten mit ihren Viehhöfen. Eine neue Station, **Lovedale**, südöstlich von Chumie (Tschumie), ward 1826 errichtet, und zählte im folgenden Jahre schon 3 Getaufte und 6 Tauf-Kandidaten, während in Chumie bereits 19 Getaufte und ebensoviel Tauf-Kandidaten sich befanden. Ackerbau, Gärtnerei und Viehzucht waren in gedeihlichem Betrieb, die Kaffern fingen an, sich nach europäischer Weise zu kleiden und Häuser zu bauen; Chumie, von einem Anfall der räuberischen Insikanen (Fettkanna's) bedroht, aber durch Hülfe aus der Kolonie gerettet, war 1828 von 300, Lovedale von 116 Kaffern bewohnt, während in der Umgegend noch viel mehr, auch durch herumziehende National-Gehülfen, das Wort des Lebens vernahmen. In demselben Jahre ward im Gebiete des Häuptlings Makomo, des ältesten Sohnes von Geika, eine dritte Station, **Balfur**, 7 Stunden nordwestlich von Chumie und 12 Stunden von Lovedale, errichtet; die Einfälle der wilden Völkerstämme aus dem Innern hörten wieder auf, die Schulen wurden von 135 Erwachsenen und Kindern fleißig besucht, die Missionspresse beschäftigte sich mit dem Druck einer biblischen Geschichte und des 1. Briefes Johannis in der Kaffersprache, und obgleich die erwähnten Kriegsunruhen und eine anhaltende Dürre mehrfach nachtheilig einwirkten, war doch „das Werk Gottes im Kafferlande noch immer im Gedeihen, und der gute Same, der in's Herz gestreut war, ging auf und trug seine Frucht."

Inzwischen war die Bekehrung des heidnischen Kaffervolkes bereits auch von anderer Seite in Angriff genommen worden, und zwar durch Sendboten der englischen **Methodisten-Missions-Gesellschaft**. Als nämlich durch den Frieden zwischen der britischen Regierung und den Kaffern (1819) die Gränzen der Kolonie bis an den Keiskamma-Fluß sich erweiterten, und in dem dadurch entstandenen Distrikt Albany zahlreiche britische Kolonisten sich ansiedelten (s. A. §. 2), befand sich unter diesen auch eine Englische Methodisten-Gemeinde, welche den frommen Prediger W. Shaw in die Ansiedelung mitbrachte. Unterstützt von

---

[1]) s. Basler Missions-Mag. 1826, I, p. 139 ff.

mehreren Kolonisten reiste derselbe von Salem, seinem Wohnort, aus häufig in der Gegend umher, das Wort Gottes zu verkündigen, und diese Reisen wurden nach und nach auch unter die Kaffern ausgedehnt, mit welchen übrigens jeder sonstige Verkehr durch einen für neutral erklärten, zwischen der Kolonie und dem Kafferland belegenen und dem Anbau versagten Landstrich abgeschnitten sein sollte. Shaw unternahm im Jahre 1823 eine Reise zu dem Kaffernhäuptling Pato und dessen Brüdern Kongo und Kama. Als er diesen und ihren Untergebenen seine Absicht bekannt machte, sich bei ihnen niederzulassen und sie in allen nützlichen Dingen zu unterrichten, drückte alles Volk seinen lautesten Beifall aus. „Du mußt künftig unser Vater sein", rief Pato, „und wir betrachten dich von nun an als einen großen Dornbusch, unter dem wir gegen Regen und Wind gesichert sind." So ward denn mit Genehmigung des Königs Geika, obschon derselbe anfangs allerlei Ausflüchte machte, die Station **Wesleyville** an der Kalumna, auf einer schönen und fruchtbaren Landstrecke jenseits des Keiskamma, unweit des Seeufers, angelegt. Bald nach Gründung derselben besuchte der Häuptling Kongo die Stadt Grahamstown in der Kolonie, und war voll Staunen über Alles, was er hier hörte und sah. „Ich sehe jetzt", erklärte er einmal nach einem Gottesdienste, „warum die Engländer Männer sind. Gott hat sie groß gemacht, weil sie Ihm dienen. Wir sind nur Kinder, und nicht Männer, weil wir weder Gott kennen noch Ihm dienen." Mit dem Anfang des Jahres 1825 fingen die Methodisten in Albany an, auf die Errichtung einer zweiten Missionsstelle im Kafferlande Bedacht zu nehmen. Miss. Kay mit zwei Gehülfen, Davis und Young, begab sich zu dem alten „Schelm", wie die Kolonisten ihn nannten, dem König Islambi, welcher neben seinem Neffen Geika über den Stamm der Kosa's (Amaxosa) herrschte. Ueber die Aufnahme der Missionare ward in einer Versammlung verhandelt. „Das Ding ist beschlossen", sprach endlich Islambi, „ihr könnt euren Platz wählen, das Land liegt offen vor euch." Dann setzte er mit Nachdruck hinzu: „Wahrlich, es ist wunderbar, was ich heute sehen darf. Ich bin alt und vermag nicht länger die Streitaxt zu führen: jetzt kommt der Missionar, um mein großer Kapitän zu sein. Mein Auge soll er werden und mein Ohr auch. Heute darf ich sehen, daß ich Freunde habe. Ich bin immer ein Erdenwurm gewesen, aber jetzt darf ich aus der Larve ausschlüpfen. Wir sind bis jetzt Wölfe gewesen, und wilde Hunde im finstern Wald; heute erst dürfen wir uns Menschen nennen und das Tageslicht schauen. Nie waren wir sicher; jetzt kommen die Umfondi's (Lehrer), um unser Busch zu sein." Einer seiner Räthe wünschte dann mit der den Kaffern eigenen Beredtsamkeit dem Lande Glück zu dem jetzt anbrechenden Tag des Heils, worauf er den König kräftig ermunterte, den Missionar mit aller Macht zu schützen, und mit den freimüthigen Worten schloß: „Dein Name ist groß, Islambi, aber dein Charakter ist schlecht unter den Völkern; jetzt ist die Zeit gekommen, ihm wieder Geltung zu verschaffen." So wurde denn, nachdem auch Duschani, der Großsohn Islambi's, besucht worden war, in einer fruchtbaren, wasserreichen, dichtbevölkerten Gegend auf einer Anhöhe die neue Station (1825) angelegt, und zum

Andenken an den Stifter der Methodisten-Mission **Mount Coke** genannt; Duschani aber machte anfangs 1826 gleichfalls einen Besuch in der Kolonie. In demselben Jahre noch ward im Gebiet des Königs Hintza mit dessen Genehmigung die nur ½ Stunde von seinem Wohnort und 48 Stunden von der Gränze der Kolonie entfernte Station **Butterworth** am Keyflusse angelegt. In den folgenden Jahren ward in dem Gebiete des Tambukki-Häuptlings Dapa auf einem Bergrücken im Osten des Umtataflusses, 2 Stunden von diesem und 6 Stunden vom Meeresufer, die Station **Morley**, und jenseits des Zimmwuboflusses in gleicher Entfernung vom Meere im Lande der kriegerischen Amaponda's oder Mambukki's unter dem König Fako, der wenigstens über 20,000 Seelen herrschte, **Buntingville** gegründet. Dazu kam um die Mitte des Jahres 1830 noch eine neue Niederlassung im Lande der Amatembu's oder Tambukki's, deren König Fossani schon längst vergeblich angegangen war, Missionare in sein Land zu nehmen. Dem Miss. Kay gelang es endlich, ihn durch anhaltende Bitten zu erweichen, und die Station **Clarkesbury** am Baschiflusse, in einer herrlichen Gegend, ward angelegt. Wie erfolgreich aber die Methodisten-Missionare unter den Kaffern wirkten, ergibt sich u. A. aus folgender Proclamation der drei Amakosa-Häuptlinge Pato, Kama und Kongo zu Wesleyville im Jahre 1833:

„Wir haben uns heute zu Wesleyville versammelt und in dem Beschlusse vereinigt, folgende Verordnung als allgemeines Landesgesetz zu verkündigen, daß nämlich von dem heutigen Tage an (29. Okt. 1833) unser ganzes Volk den Tag des Herrn heilig halte, und an diesem Tage aller und jeder Arbeit, welche nicht durchaus nöthig ist, sich enthalten solle. Wir, die Häuptlinge, verordnen ferner, daß an diesem Tage keine gerichtlichen Verhandlungen, keine öffentlichen Geschäfte, sowie keine Tänze in unsern Kraals stattfinden dürfen. Ebenso ist alles Kaufen und Verkaufen, jeder Handel mit Häuten, Hörnern, Elfenbein, Vieh und andern Artikeln durchaus verboten, die Lebensmittel ausgenommen, welche die Reisenden bedürfen. Wir empfehlen daher unserm Volke, daß sie die Gottesdienste dieses Tages allgemein und fleißig besuchen und inbrünstig beten, daß Gottes Segen über unser Land kommen möge. Wer nun von unsern Unterthanen oder den Fremdlingen im Lande dieses Gebot der Häuptlinge überschreitet, soll für das erste Mal mit einem Stücke Vieh, das zweite Mal mit zwei Stück, das dritte Mal mit drei Stück-Vieh bestraft werden, wobei wir uns die Anordnung weiterer Strafen vorbehalten. Auf Verordnung der Häuptlinge Pato, Kama und Kongo. Miss. Shepstone. **Nachschrift:** Ebenso ist alles Jagen am Sonntage in unserem Lande auf's strengste verboten." Die gleiche Unterschrift.

Mächtige Völkerbewegungen hatten kurz zuvor im Innern Afrika's stattgefunden, und der wilde Eroberer Tschaka, Völkerschaften vor sich hertreibend und vernichtend, war auch den Gränzen des Kafferlandes und der Kapkolonie nahe gekommen, das Volk der Fingu's aber (s. A. §. 2) war vor ihm zu den Kaffern geflüchtet und diesen dienstbar geworden. Unter den Kafferstämmen aber rückte (nach dem Bericht der Method. Miss.-Gesellsch. vom Jahre 1834) das Werk des Christenthums kräftig vorwärts, und jedes Jahr vermehrte sich die Zahl der Bekehrten unter denselben. Das Licht der göttlichen Wahrheit verbreitete sich allmählich unter der Masse des Volkes, und Tausende von Kaffern waren seinem Einflusse wenigstens nahe gebracht.

Und dazu half seit dem Jahre 1828 auch die **Mission der Brüdergemeinde,** welche schon zehn Jahr früher durch die Anlegung von Enon

(s. A. §. 2) den Kaffern nahe gerückt war, und auf ihren Missionsplätzen in der Kolonie bereits Einzelne dieser Nation bekehrt hatte. Nachdem auf den Wunsch des im Kriege verschiedener Kafferstämme nahe an die Gränze der Kolonie gedrängten Tambukki-Häuptlings Bauana die britische Kolonial-Regierung bereits im April 1827 an Br. Hallbeck wegen einer Mission unter den Tambukki's sich gewandt und letzterer an Ort und Stelle die Sachlage untersucht, begaben sich die Brüder Hoffmann und Lemmerz in Begleitung zweier Kaffern als Dolmetscher und dreier Hottentotten-Familien von Enon nach dem Tambukki-Land, schlugen am 20. Mai 1828 am Flusse Klipplaat ihr Zelt auf und nannten die neue Station **Siloh**. Etwa ein Vierteljahr darnach wurde zwar das mit 20,000 Zulu's heranziehende Heer des Tschaka durch die Truppen der Kolonie zum Rückzug bewogen, ein anderer Kafferhaufe aber überfiel im Oktober plündernd und mordend die Tambukki's in der Nähe des neuangelegten Ortes, so daß die Brüder sich genöthigt sahen, mit ihren Hottentotten nach dem nächsten, 13 Stunden entfernten Militärposten zu flüchten, von wo sie erst 1829 nach Siloh zurückkehren konnten, das am Ende d. J. bereits 119 Einwohner zählte, an welchen die Predigt des Wortes nicht vergeblich blieb. Am Ostertag 1830 konnte eine Tambukki-Frau als Erstling getauft werden, eine Schule für Kinder ward angelegt, und die Einwohnerzahl, obschon nur Wenige getauft werden konnten, stieg auf 320. Bauana, der zwar erklärt hatte, er wolle sich bekehren und würde auch gern sehen, wenn sein Volk sich bekehrte, demohnerachtet aber stets mit Lug und Trug umging, ward im September 1830 ermordet, und sein Sohn Mapas (Mapasa), kräftiger aber nicht besser, folgte ihm, den Missionaren nicht besonders geneigt, aber durch die drohende Nachbarschaft der britischen Kolonie in Schranken gehalten. Im Oktober 1834, an dessen Ende die Gemeinde von Siloh aus 467 Personen bestand, von denen jedoch nur 81 getauft waren, sahen die Brüder zum ersten Mal einen ihrer Tambukki's sein Gartenland mit dem Pflug bestellen; an Erkenntniß des Heils aber gingen die Frauen den Männern voran, die den Kirchenbesuch mehr als eine den Lehrern zu erweisende Gefälligkeit ansahen.

Ehe aber noch die Brüdergemeinde unter den Tambukki's ihr Werk begann, hatte bereits auch die **Londoner Missions-Gesellschaft** sich der Kaffern wieder angenommen, und Miss. J. Brownlee 1826 in **Tzatzoe's Kraal**, nahe am Buffaloflusse, eine Missionsstelle errichtet, auf welcher der uns bereits bekannte Jan Tzatzoe als Schullehrer angestellt war; und der erste deutsche Missionar dort im Dienste der Londoner Gesellschaft, Kayser aus Halle, legte 1833 **Knappshill** (auch Knappshope genannt) am Keiskammaflusse an.

So arbeiteten denn im Kafferlande bereits 4 Missions-Gesellschaften an mehr als 12 verschiedenen Orten[1]), und der Zustand der Dinge war ein gar erfreulicher und hoffnungsreicher, als auf einmal ein fürchterlicher Sturm über diese neuen Saaten hereinbrach. Auf dem in dem Friedens-Vertrag von 1819 für neutral erklärten Gebiet zwischen der Keiskamma

[1]) cf. Berliner Missions-Bericht 1833, p. 171 ff.

und dem Gr. Fischfluß, das gerade zu den fruchtbarsten Theilen des Kafferbodens gehörte, hatten allmählich sowohl britische Ansiedler als Kaffern sich wieder niedergelassen, unter den Letzteren der Häuptling Makomo, der aber von den Engländern im Jahre 1829 mit Gewalt vertrieben, und in dem von ihm geräumten Gebiet, dem jetzigen Beaufort, die große Hottentotten-Niederlassung am Katzfluß (s. A. §. 2) gegründet wurde. Makomo dürstete Rache, und kaum hatte sein Vater Geika die Augen geschlossen, als er im Bündnisse mit andern heidnischen Häuptlingen Ende 1834 die Gränzen der Kolonie mit einer großen Heeresmacht ganz unerwartet überfiel, Alles vor sich her niederbrannte und eine fürchterliche Zerstörung bis unter die Mauern von Grahamstown hintrug. Das ganze Kafferland gerieth in Aufruhr, und Tausende von wilden Kriegern stürzten sich über die Kolonisten her, um ihren Groll im Blute derselben zu kühlen und ihr Eigenthum als Beute davonzutragen. Nur allmälig vermochten sich die zerstreuten englischen Truppen zu sammeln, und großer Jammer wurde in der Kolonie verbreitet. Endlich aber wurden die Kaffern in einem blutigen Treffen auf's Haupt geschlagen, in ihr Land zurückgeworfen und verfolgt, und Ende 1835 zum Frieden genöthigt. Alle Missionsplätze aber bis auf 4, Wesleyville, Mount Coke, Clarkesbury und Siloh, waren von den Kaffern zerstört, und fast sämmtliche Missionare, außer denen der Brüdergemeinde, aus dem Lande geflüchtet. Nach den Bestimmungen des am 17. September 1835 abgeschlossenen Friedens[1]) sollte das ganze Land bis an den Keyfluß zur Kolonie geschlagen werden, was jedoch die britische Regierung nicht genehmigte, sondern dasselbe den Kaffernhäuptlingen zurückgab. Jedem Häuptling aber ward sein väterliches Erbland nach bestimmten Gränzen zugewiesen und sammt seinen Bewohnern unter den oberherrlichen Schutz der britischen Regierung gestellt; die Häuptlinge überdies persönlich für jeden räuberischen Einfall in das Kolonial-Gebiet verantwortlich gemacht, und dem ganzen Volke Verkündiger des Evangeliums und Schullehrer, erforderlichen Falls auch englische Residenten zur Förderung ihres zeitlichen und ewigen Wohls an verschiedenen Stellen des Landes zugesagt. Endlich ward auch das arme Finguvolk (s. A. §. 2) seiner Sklavenfesseln entledigt, unter den Schutz der britischen Regierung genommen, und Land zur Niederlassung ihm angewiesen. Durch diesen Friedensschluß, der den früher vertragsmäßig gänzlich untersagten Verkehr zwischen der Kolonie und den Kaffern eröffnete, die Letzteren zu Schutzbefohlenen der Engländer machte und selbst englische Gesetze in einem Theil des Kafferlandes einführte, brach eine neue Epoche für die Kaffern-Mission an.

Nach demselben erwachte nicht blos in den Missionaren das lebhafte Verlangen, nach ihren verlassenen Arbeitsstätten im Kafferlande zurückzukehren, sondern sie wurden auch von einzelnen Häuptlingen auf's Dringendste dazu aufgefordert. Kili, der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Hintza, einer der obersten Häuptlinge der Amakosa, bat

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1852, III, p. 132 f.

die Methodisten-Missionare inständig, ihre verlassene Stelle zu Butterworth wieder einzunehmen.

„Warum werft ihr mich hinweg?“ ließ er ihnen sagen, „warum verlasset ihr mich zur Zeit der Noth? Kehret zurück und vergesset das Vergangene. Wir Alle haben das Betragen meines Vaters Hintza gegen euch gemißbilligt. Wir Alle wußten, daß er euch unrecht that; aber weil er der König war, so fürchteten wir zu sprechen, denn er hätte uns getödtet. Hintza ist jetzt todt; er starb durch seine eigene Thorheit. Es ist wahr, euer Wohnort ist verbrannt, aber ihr könnt andere Häuser machen. Das haben ein paar schlechte Leute gethan, und die Flamme in das Dach euerer Hütte geworfen; aber kommet zurück, und fordert von uns die Leute. Als ich ein Knabe war, waret ihr bei mir und thatet freundlich gegen mich; jetzt da ich allein bin, müßt ihr zurückkehren zu mir und mein Vater sein und mir helfen, das Wort zu halten, das ihr mir verkündigt habt.“

Schon im Frühjahr 1836 ward diese Station wieder besetzt, ebenso Clarkesbury, Morley und Buntingville, während die Missionare in Wesleyville und Mount Coke, von dem Häuptling Pato und seinen Brüdern, die sich auf keine Weise zur Theilnahme am Kriege hatten bewegen lassen, gegen jeden Angriff geschützt, mitten unter der heftigen Kriegsflamme hatten bleiben können. Ebenso waren auch die Missionare der Brüdergemeinde zu Siloh während der neunmonatlichen Kriegsstürme unter allen sie bedrohenden Gefahren sammt ihrer Kaffer- und Hottentotten-Gemeinde gnädig bewahrt geblieben. Die Sendboten der beiden andern Missions-Gesellschaften aber, der Glasgower und Londoner, zogen gleichfalls nach ihren verlassenen Arbeitsstätten zuück, fanden den Zustand derselben zwar in vielfacher Weise beklagenswerth, wurden aber von den Kaffern, die ein starkes Verlangen äußerten, das Wort des Lebens wieder zu hören, mit Freuden aufgenommen. Selbst der Häuptling Makomo, der Urheber und die Seele des letzten Krieges, zeigte sich jetzt den Missions-Arbeiten entschieden günstig, schickte sogar alle seine Kinder in die Schulen der Londoner Missionare und übergab seinen ältesten Sohn dem Miss. Brownlee zur Erziehung.

Noch in demselben Jahre aber, da die Missionare im Kafferlande äußerlich und innerlich mit neuen Kräften das Zerstörte bauten, auch neue Plätze anlegten, trat auch die **Berliner Missions-Gesellschaft** mit ihren Boten ein. Miss. Döhne, erst im Oktober 1835 von Berlin ausgesandt, und durch eine Anfrage von Miss. Kayser in Knappshope veranlaßt, traf am 8. Juni 1836 bei diesem ein, wo er zunächst mit der Erlernung der Volkssprache sich eifrig beschäftigte, bis er im November bei dem Nggika (Gaika)-Häuptling Gazela am Ganubefluß (5 Meilen vom Keyfluß und 8 Meilen von King-Williams-Town) sich niederließ.

Als dieser einige Zeit vorher auf einer Versammlung der Kaffern-Häuptlinge in King-Williams-Town, wozu der Gouverneur auch die Missionare eingeladen hatte, und an welcher Döhne mit Theil nahm, davon hörte, daß ein deutscher Missionar in's Land gekommen sei und bei ihm sich niederzulassen beabsichtige, war er so hoch erfreut und so überwältigt von seiner Freude, daß er anfangs kein Wort sprechen konnte, seinen künftigen Missionar beim Arme faßte wie Einer, der eine große Beute bekommt, ihn von Oben bis Unten mit Verwunderung und Entzücken betrachtete und so mit ihm zum Gouverneur hinging, wo er es denn gelobte, den Lehrer in Ehren halten, seinem Wort gern folgen und ihn als seinen Freund und Bruder hegen zu wollen.

Nachdem Döhne in kurzer Zeit einen großen Einfluß auf Gazela gewonnen, so daß er selbst einen Krieg zwischen ihm und dem Ehlambi-Häuptling Umhala zu verhindern im Stande war, verlegte er im Februar 1837 seinen Wohnsitz an einen günstiger gelegenen Platz am Kumakalefluß, und nannte die neue Arbeitsstätte **Bethel**. Hier hatte er freilich einen schweren Anfang, da die zunächst nöthigen Bauarbeiten durch scharfe Winterkälte häufig unterbrochen wurden, die auch für die Kaffern Mangel an Viehweide und dadurch wieder Hungers- und Krankheitsnoth, von welcher Döhne gleichfalls nicht verschont blieb, zur Folge hatte. Mit dem Frühling aber ward es besser: im Dezember stand das Missionshaus fertig da, ein interimistisches Kirchlein ward eingerichtet, die Zahl der Stationsbewohner mehrte sich mit jedem Monat, auch viele wilde Kaffern aus der Umgegend erschienen täglich auf dem Platze, und die kleine Kapelle war bei den Gottesdiensten stets überfüllt. Der alte Kafferglaube an die Regenmacher und Zauberdoktoren, die frühere Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit gegen Kranke und Sterbende begann in der Umgegend zu schwinden, und die Todten wurden ordentlich beerdigt. Zu tieferen Eindrücken auf die Herzen kam es freilich für's Erste nur bei sehr Wenigen, und es dauerte mehrere Jahre, bis Döhne den ersten Kaffern taufen konnte. Bei den Gottesdiensten schliefen Manche von den Zuhörern während der ganzen Predigt; Manche merkten nur zu Anfang ein Wenig auf, und legten sich dann zum Schlafe nieder; Andere hatten unter ihrem Karoß heimlich eine brennende Pfeife, noch Andere trieben Narrentheidinge mit einander, so daß der Missionar nicht selten mitten in der Predigt zwischen die Leute fahren mußte, um die Ordnung und Aufmerksamkeit einigermaßen aufrecht zu erhalten. Und wenn am Schlusse des Gottesdienstes zum Gebet niedergeknieet wurde, konnte sich mancher Kaffer vor Lachen über das ihm gar seltsam und spaßhaft erscheinende Kniebeugen kaum fassen. Ihr Hauptbegehren an den Missionar war und blieb noch lange ihr unverschämtes „bazela", d. i. „schenke mir was!" und noch Anfangs 1840 schließt ein Missionsbericht aus dem Kafferlande mit den Worten: „Ach lieber Gott, wann wird einer dieser Spötter und Irdischgesinnten Dich und Deinen geliebten Sohn Jesum Christum erkennen?" Im August desselben Jahres aber wurde zu Bethel der Josua Hermanus getauft, dessen Geschichte im Missionsfreund (1847, p. 49 ff.) ausführlich erzählt ist. Auch konnte schon im August 1838 in der Nähe von Bethel ebenfalls in Gazela's Lande eine neue Station, **Itemba** (Hoffnung) an der Kabusi, angelegt und von den Missionaren Schultheiß und Lange, welcher letztere wegen Krankheit bald ausschied und später in die Dienste der Methodisten trat, angelegt werden. Allein auch nachdem im August 1839 Miss. Wilh. Posselt als ordinirter Mitarbeiter in Itemba, und Ludwig Liefeld als Missions-Katechet im Bethel eingetreten, mußten die Berliner Brüder fortwährend die Macht der Finsterniß, womit der Satan dieses Volk gefesselt hat, erfahren. Die meisten Kaffern der Umgegend sahen der Missions-Arbeit nach wie vor nur mit neugierigen Augen, ohne eine Spur von tieferer Theilnahme zu, und hauptsächlich war es die Schaulust an den äußeren Beschäftigungen der Missionare, der Un-

terhaltungstrieb und das Begehren nach Geschenken, was sie zu häufigen Besuchen auf den Stationen bewog. Am wenigsten mochten sie von ihrem Sündenelend, von Buße und Bekehrung hören, obschon die alten Kaffernsünden, Diebstahl und Raub, gerade damals in vollem Schwange gingen, und selbst die offenkundigen Diebe, die auf gestohlenen schönen Pferden mit Zäumen und Sätteln herumritten, wollten die allerrechtschaffensten Leute sein. „Mein Herz ist so weiß, so weiß!" und „mein Herz ist wie meine flache Hand", waren ganz übliche Tugendversicherungen, die sie den Pfeilen des göttlichen Wortes als einen undurchdringlichen Schild entgegenstreckten. Am empfänglichsten zeigten sich in Bethel noch die Kinder, deren Viele gern zur Schule kamen, gut lernten und auch zu beten anfingen, weshalb Liefeld noch eine zweite in der Nähe von Bethel eingerichtete Schule übernahm, während Anfang 1841 Johann Schmidt als Gehülfe und Stationshandwerker in Bethel selbst eintrat, dessen Einwohnerschaft damals aus 75 Seelen mit 25 Schulkindern bestand. In Itemba dagegen mußte Posselt die Kinder sich selbst täglich zusammenholen, die aber oft davonliefen und sich versteckten, oder gar von den Aeltern abgehalten wurden, so daß er bisweilen kaum 7 derselben zusammenbringen konnte. Der Häuptling Gazela blieb wohl fortwährend der Missionare Freund und bewies ihnen seine Zuneigung auf mannigfache Weise, aber zur Bekehrung kam es bei ihm noch lange nicht, da er mit den heidnischen Traditionen seiner Häuptlingsschaft nicht zu brechen und die Schmach Christi auf sich zu nehmen nicht vermochte. Am 23. Oktober 1841 konnte die neue Kirche in Bethel eingeweiht, auch zwei massive Wohnhäuser für die Missionare konnten neu erbaut werden; aber die Einwohnerzahl beider Stationen, namentlich von Itemba, nahm nur langsam zu, obwohl unter den Leuten der Umgegend fleißige Kirchenbesucher waren. Sobald nämlich ein Kaffer eine Viehheerde (von 50, 100, 200 und mehr Stück) besitzt, macht er seinen Kraal oder Wohnplatz für sich, und zwar am liebsten an einem Orte, wo Niemand wohnt, damit sein Vieh die Weide nicht mit anderen Heerden zu theilen braucht, und es muß schon ein starker Zug zu Gottes Wort bei ihm vorhanden sein, wenn er auf einer Missionsstation sich niederlassen soll. Doch konnte im Jahre 1842 auch in Itemba eine Erstlingsernte von bekehrten Kaffern durch die heilige Taufe eingebracht werden, unter ihnen der erst vor etlichen Jahren in Kingwilliamstown selig heimgegangene Mazuza, der später einmal die bezeichnende Aeußerung that: „Daß das Evangelium Wahrheit ist, sehe ich daraus, weil die Leute nicht daran glauben. Wäre es eine Lüge, so würden die Leute sie schnell annehmen; denn hier unter den Kaffern finden alle Lügen und auch die unwahrscheinlichsten Nachrichten schnell Eingang. Mit dem Worte Gottes ist's aber nicht so. Es muß also wohl anderer Natur sein, als die vielen Nachrichten, die wir sonst hören." — Im folgenden Jahre (1843) legten die Brüder Posselt und Liefeldt in Gazela's Gebiet noch eine dritte Station an, **Emmaus** an der Qolonce, einem Nebenfluß der Kabusi, 1½ Stunden zu Pferd etwa nördlich von Bethel, wo ihre Wirksamkeit zunächst auch nur auf ein Häuflein Kinder und eine kleine Anzahl von Leuten

der nächsten Umgegend, die sich zum Besuch der Gottesdienste bewegen ließen, sich beschränkte. Leider aber trat in demselben Jahre mit Gazela eine traurige Veränderung ein. Schon lange hatte er dem Worte Gottes widerstanden, und je mehr er in diesem Widerstand sich zu befestigen strebte, desto mehr wuchs sein Verdruß und Groll gegen diejenigen seiner Unterthanen, die sich ernstlich bekehrten und neben ihrem weltlichen Herrn nun auch die Missionare als Führer und Häupter ehrten, denen sie Gehorsam zu leisten hätten. Sein immer unverhohlener auch gegen die Missionare sich richtender Groll brach endlich in so helle Flammen aus, daß er jetzt auf einmal mit Vertilgung der bisher von ihm geschützten Missions-Stationen und mit Abschlachtung ihrer Einwohnerschaft und der Missionare selbst zu drohen anfing. Aber der Arm des Herrn lähmte seine Macht. Auf Gazela's Kraal nämlich war ein Sohn des ehemaligen Königs Geika ermordet worden, und auf das bloße Gerücht, daß sämmtliche Stammgenossen des Ermordeten zur Blutrache heranzögen, ward jener von allen seinen Leuten verlassen, und mußte nun selbst landflüchtig, in Begleitung weniger Männer, Monate lang in den Schluchten und Wäldern umherirren, bis er endlich an der Gränze der Kolonie von der britischen Regierung ein Stücklein Land zur Niederlassung erhielt. Die Berliner Stationen stellten sich nun unter den Schutz anderer benachbarter Häuptlinge, Itemba unter Umhala, Bethel unter Umgnuma, Emmaus unter den gemeinsamen Schutz der verschiedenen Kapitäne, welchen die Leute des Platzes und der Umgegend angehörten. Das Jahr 1845, obwohl ein Trauerjahr insofern, als am 29. November der neu ausgesandte Miss. Scholz, noch auf der Reise und eben im Begriff, mit den ältern Missionaren sich zu vereinigen, durch Mörderhand im Kafferlande fiel[1]), endete dennoch mit frohen Aussichten auf eine immer weitere und erfolgreichere Ausdehnung der Arbeit. Miss. Posselt hatte auf einem sehr günstigen Platze bei den Galeka's (Ama-Galeka), eine Tagereise nördlich von Bethel, am Flüßchen **Indwe** eine neue Station angelegt, und es war dieser Mission damit eine Thür aufgethan, durch welche sie in das zumeist noch unbekannte, von Europäern noch wenig betretene Innere des nördlichen Kafferlandes allmählich weiter einzudringen hoffen konnte.

Mittlerweile waren auch die anderen Missions-Gesellschaften im Kaffernlande nicht unthätig geblieben. Die **Londoner Missions-Gesellschaft** gründete 1838 Botmanns Kraal, später Umxelo genannt, von wo aus in verschiedenen Kraalen 3—4000 Kaffern zugänglich waren, und 1839 Blinkwater mit dem Fort Beaufort und mehreren andern Neben-Stationen. Die **Glasgower Missions-Gesellschaft** spaltete sich 1840 in zwei, die der Schottischen Freikirche und die Glasgower Afrikanische Missions-Gesellschaft. Jene behielt das Feld um Chumie in Händen, und zwar Lovedale (Löwdehl) 25 Stunden von Grahamstown, mit 7700 Einwohnern in 220 Kraalen, Burnshill, 7 Stunden östlich davon, mit 9500 Einwohnern in 270 Kraalen, und Pirie, 8 Stunden östlicher, mit 5700 Einwohnern in 165 Kraa-

[1]) cf. Berliner Miss.-Ber. 1846, p. 33 ff.

len; dagegen mußte Kweleha, noch 30 Stunden östlicher, wegen eines feindseligen Häuptlings, der sich 1843 in der Nähe niederließ, wieder aufgegeben werden. Die andere, der separirten schottischen Kirche angehörige Glasgow-Gesellschaft, arbeitete in Chumie selbst, sowie in Iggibigha, und Glenthorn am Makanzana; doch trennte sich Miss. Hepburn am letzteren Orte 1842 von seiner Gesellschaft. Dagegen ward von dieser in demselben Jahre Kirkwood im Tambukkilande, sonst unter dem Namen Tarka Post bekannt, am Ixhonxe-Flusse als neue Station angelegt. Die **Methodisten-Missions-Gesellschaft** gründete außer ihren früheren, im Krieg behaupteten oder nach demselben wieder bezogenen Niederlassungen Newton Dale und D'Urban, Beka bei Wesleyville, Tamakka bei Mount Coke, Beecham Wood bei Butterworth unter den Amakosa's; 1840 aber für den Amaponda-Stamm des Häuptlings Kapai, zwischen dem Zimwubo- und Zimkolo-Fluß, der den Missionaren sagen ließ: „Ich habe schon lange um einen Lehrer gebeten, aber ohne Erfolg. Alle andern Häuptlinge haben Lehrer, aber ich habe keinen. Freilich bin ich ein geborner Sünder, das weiß ich, und habe ein böses Herz; aber sendet mir doch nur einen Lehrer, ich will gewiß Sorge für ihn tragen." — die Station Amabaka, später Shawbury. Dazu kam im Jahre 1841 noch Inwani im Tambukki-Lande, unterhalb des Zusammenflusses der drei Hauptarme des Keyflusses, wo der Häuptling Umtirara ein Stück Landes schenkte, und wohin sodann Miss. Warner, der bisher in Amahata, eine Stunde davon, war, seine Wohnung verlegte. Schon konnten auf einzelnen dieser Stationen Missions-Versammlungen[1]) gehalten werden, Beiträge wurden gegeben, und der innern Umwandlung folgte auch die äußere Gesittung nach. In Siloh aber ging das Werk der **Brüdermission** unter den Tambukki's gleichfalls in Segen fort, dessen aus Kaffern und Hottentotten gemischte Bevölkerung, wozu noch Viele rings umher in kleinen Kraalen wegen ihrer Viehheerden sich niederließen, im Jahre 1845 bis auf 589 Personen, darunter 109 getaufte Erwachsene und fast eben so viel Kinder, gestiegen war. Eigenthümlich war dieser Station, daß sie von vorn herein so ziemlich vor halben Bekehrungen verschont geblieben[2]), und reichliche Missionskollekten wurden auch hier seit dem Jahre 1843 gesammelt. Glieder verschiedener sonst sich hassender Heidenstämme aber verkehrten in Siloh so friedlich miteinander, als wären sie Kinder derselben Haushaltung.

So hatte denn das wilde Kaffernvolk 10 Jahre lang wieder die Segnungen des Evangeliums in mannigfacher Weise erfahren, und so manche Seele war errettet worden von der Obrigkeit der Finsterniß. Da zog über die kaum emporgewachsene Saat von neuem ein furchtbares Unwetter, verheerend und zerstörend, wie kein früheres, herauf. Sämmtliche im Kafferland arbeitende Missionare hatten sich auf einer am 16. April 1845 zu Umxelo gehaltenen Conferenz zur gemeinsamen Revision und Vollendung einer Bibel-Uebersetzung Alten und Neuen Testaments ver-

---

[1]) cf. Calwer Monatsbl. 1845, p. 39 ff.
[2]) cf. Missionsbl. der Brüdergem. 1845, p. 25 f.

bunden[1]), und in einem durch den Gouverneur Sir Peregrine Maitland in demselben Jahre mit den Kaffern abgeschlossenen Traktat war festgesetzt, daß Niemand, der sich auf einer Missions-Station niederzulassen beabsichtigte, davon mit Gewalt, durch Wegnahme seines Eigenthumes oder auf irgend eine andere Weise von den Häuptlingen behindert werden sollte, daß ferner Niemand zum Mitmachen der unter den Kaffern geltenden heidnischen Gewohnheiten in irgend einer Art gezwungen werden sollte, daß endlich die Häuptlinge auf einen regelmäßigen Besuch der in ihrem Gebiete angelegten christlichen Schulen von den Kindern ihrer Unterthanen zu halten hätten. Da brach der wilde Kriegssturm des Jahres 1846[2]) über die Kaffern-Mission herein. Die nächste Veranlassung dazu, daß die längst bestehende Abneigung der Kaffern gegen das englische Gouvernement in offne Feindseligkeiten ausbrach, gab die Erbauung eines Forts durch die Engländer weiter in das Gebiet der Kaffern hinein zum Schutze der Kolonie gegen die immer häufiger werdenden Räubereien und Gewaltthaten dieser bösen Nachbarn. Zwar hatte ihr mächtiger Häuptling, Sandili, seine Genehmigung dazu ertheilt, was er freilich nachher auf gut Kafferisch läugnete. Dessen ungeachtet wollten sich's die Kaffern nicht gefallen lassen, weil Sandili ohne seine Rathversammlung zu fragen gehandelt habe. Kurz, anfangs Februar 1846 standen 4—5000 Kaffern unter den Waffen. Das Gouvernement, an diesen äußersten Gränzen auf so plötzlichen Krieg nicht gerüstet, forderte sämmtliche Missionare auf, selbst für ihre Sicherheit bedacht zu sein, da es sich augenblicklich außer Stand sähe, sie zu schützen. So waren denn schon gegen Ende März fast alle 32 in diesen Gegenden stehenden Missionare, Schottische, Londoner, Wesleyanische und Berliner, auf der Flucht; Einer der Letzten aber, die das Kafferland verließen, war Miss. Schultheiß[3]). Von 26 Missions-Stationen konnte sich nur eine, Siloh, der Brüder-Gemeinde gehörig, halten; und bis gegen Grahamstown, d. h. auf 50 Meilen von der Gränze, wurde das Gebiet der Kolonie von den mordenden, sengenden und brennenden Kaffern wieder verwüstet. Auch um Siloh wurde im Verlauf der Zeit das Kriegsgetümmel immer ärger; die dortige Kirche mußte den Offizieren der im Orte lagernden Truppen eingeräumt werden, und wurde von diesen selbst zu einem Tanzgelage benutzt. Im Aeußern wie im Innern ward es immer trauriger, die Gemeinde fing, aller Bemühungen ungeachtet, zu verwildern an; der Mangel an Lebensmitteln wurde immer drückender, und weder Tag noch Nacht war eine ruhige Stunde oder ein stilles Plätzchen zu finden.

Unterdessen führte der englische Gouverneur, Sir Harry Smith, den Kampf gegen die Kaffern mit allem Nachdruck fort, und bald waren die Feinde von dem Gebiete der Kolonie in ihr eigenes Land zurückge-

---

[1]) cf. Berliner Jahresber. 1845, p. 58.

[2]) cf. Berliner Jahresber. 1846, p. 45 ff, 1847, p. 26; 1848, p. 31. Missions-Berichte 1846, p. 102 ff., 128 f., 137 f., 173 f., 203; 1847, p. 11 f., 33 f.; 1848, p. 49 f., 146 f. Missionsbl. der Brüdergem. 1846, Nr. 24; 1847, p. 41 f., 49 f.; 1848, Nr. 6, 12, 26; Calwer Monatsbl. 1848, p. 36 ff.

[3]) cf. Missionsfreund 1846, p. 37 ff.

drängt. Zu den Drangsalen des Krieges kamen noch Seuchen und in Folge einer lang anhaltenden Dürre große Hungersnoth, welche zwar die Kaffern, denen keine Vorräthe zu Gebote standen, mit doppelter Schwere traf, durch die aber auch die Bewohner der Kolonie bei der Theurung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse unaussprechlich litten. Nachdem der Krieg auf feindliches Gebiet versetzt worden, mehrten sich zwar die Schwierigkeiten für die Engländer, dennoch siegte die europäische Kriegskunst in mehreren entscheidenden Treffen. Die Kaffern mußten unterhandeln, brachen von neuem los, und unterhandelten wieder, bis endlich Sandili im Oktober 1847 gefangen und nach Grahamstown gebracht wurde, der noch Widerstand leistende Häuptling Pato aber am 19. Dezember dem Obersten Sommerset sich ergeben mußte, der ihn nach Kingwilliamstown brachte.

Hier in Kingwilliamstown ward am 23. Dezember (1847) eine große öffentliche Versammlung veranstaltet, an welcher außer den siegreichen Truppen und den besiegten Kaffern eine große Anzahl von Zuschauern, die Alle der nunmehrigen Beendigung des Krieges sich freuten, Theil nahm.

Nachdem der Gouverneur den Truppen für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer gedankt hatte, wandte er sich zu den Kaffern. Diese hatten inzwischen einen Kreis gebildet, in dessen Mitte verschiedene Häuptlinge des westlichen Kafferlandes Platz genommen hatten. Ihre Zahl belief sich im Ganzen auf etwa 2000, aber keiner von ihnen war bewaffnet, selbst kein Assagai war bei irgend Einem während des ganzen Tages zu sehen, ein Umstand, der vielleicht in der Geschichte des Kaffernvolkes noch nie vorgekommen war. Nachdem sich die Häuptlinge ihrem Range nach aufgestellt hatten, ritt der Gouverneur in den Kreis hinein, hielt mit seinem Pferde vor den Häuptlingen, und begann dann eine Anrede, die Satz für Satz von Herrn Shepstone verdolmetscht wurde, nachdem noch zuvor zwei Stäbe, von denen der eine einen großen kupfernen Knopf hatte, der andere ein gewöhnlicher Polizeistock war, zu seinen beiden Seiten aufgepflanzt worden waren. Mit kräftigen Worten warf er ihnen zunächst ihre Treulosigkeit im Halten gegebener Versprechen und ihre verwegenen und wiederholten Angriffe auf die Kolonie vor. Er erinnerte sie daran, was er früher zu ihrem Besten gethan hätte, und an die ihm gegebenen und seitdem sämmtlich gebrochenen Versprechungen. Nun habe die Königin von England ihn abermals aus fernem Lande hierher gesandt, und er sei nun entschlossen, mit Gottes Hülfe sie entweder zu dem Entschlusse zu bringen, ihren Angriffen auf die Unterthanen Ihrer Majestät ein Ziel zu setzen, oder sie zu vernichten. Er forderte sodann die versammelten Häuptlinge auf, zwischen beiden zu wählen, zwischen Krieg oder Frieden. Es wäre ihm gleich, was sie wählen wollten; aber sie möchten hervortreten und sich in Aufrichtigkeit für das Eine oder das Andere entscheiden. Der Stab mit dem runden Knopf stellte den Frieden vor, der mit dem scharfen Knopf den Krieg. „Dich, Sutu", mit diesen Worten wandte er sich zu der Wittwe des alten Stammfürsten Geika, „fordere ich hiermit auf, hervorzutreten und Dich zu entscheiden durch Anfassen des einen oder des anderen Stabes." Sutu trat vor und legte ihre Hand auf den Friedensstab; desgleichen thaten nach einander alle übrigen versammelten Häuptlinge, wobei ihnen der Gouverneur mit scharfen Worten ihr verrätherisches Benehmen vorhielt. Darauf las er eine Proklamation vor, welche die Bedingungen, unter denen künftig „Britisch Kafferland" von den verschiedenen Häuptlingen besessen werden sollte, feststellte. Bei dem Vorlesen dieser Urkunde hielt er an gewissen Stellen an, fragte die versammelten Häuptlinge, ob sie das Gehörte völlig verstanden hätten, und erklärte und schärfte ihnen die Sätze ein, auf welche er ein besonderes Gewicht gelegt wissen wollte. So z. B. in dem Satze, wo von „erobertem" Gebiet die Rede war, welchen Ausdruck er sehr nachdrücklich mehrere Male wiederholte.

Zu Ende der ganzen Verhandlung wandte sich der Gouverneur noch einmal an die versammelten Häuptlinge und sagte ihnen, daß er von Stund an ihr Inkosi enkulu

(Oberhäuptling) sei, daß sie von ihm, als dem Stellvertreter der Königin von England, ihr Land erhalten würden, daß sein Wort das Gesetz des Landes sei, und daß, wenn er einen Häuptling aufforderе, den andern „aufzufressen“, und er nicht mit all' seinen Leuten ihm gehorche, er ihn von der Erde vertilgen würde. Nachdem die Häuptlinge erklärt hatten, daß sie die ihnen gemachten Mittheilungen vollkommen verstanden hätten, wurden sie aufgefordert, noch einmal jeder einzeln vorzutreten, die Hand auf den Stab des Friedens, oder, wenn sie es lieber wollten, auf den des Krieges zu legen, und endlich seinen Fuß zu küssen, zum Zeichen ihrer unbedingten Unterwerfung und gänzlichen Demüthigung wegen des auf die Kolonie unternommenen Angriffs. Tief waren die versammelten Kaffern von dieser Ceremonie ergriffen, als einer ihrer Häuptlinge nach dem andern zu dem Gouverneur, der stolz auf seinem Rosse saß, hintrat und, die Hand auf den Stab des Friedens gelegt, seinen Kopf demüthig beugte und den Fuß dessen küßte, der nun ihr oberster Häuptling sein sollte. Der Gouverneur redete noch überdieß die einzelnen Häuptlinge, wenn sie zu ihm traten, besonders an. Diesen erinnerte er an früher ihm erwiesene Wohlthaten, jenen an sein gebrochenes Versprechen, und Alle an das Elend, in das sie sich durch ihr schlechtes Betragen gestürzt hätten. Endlich, als die Häuptlinge wieder ihre Plätze eingenommen hatten, zog der Gouverneur ein Stück Papier hervor, riß es in Stücke, und während diese im Winde umherflatterten, rief er mit großer Kraft aus: „Da gehen euere Verträge hin.“ Nun ergriff er den Stab des Krieges, der während der ganzen Ceremonie in senkrechter Richtung war gehalten worden, hielt ihn einige Sekunden in wagerechter Richtung und schleuderte ihn dann mit großer Kraft zu Boden. „Das ist das Ende des Krieges! Nun laßt uns ein dreimaliges Hurrah rufen zu Ehren des zukünftigen Friedens.“ Nach diesen Worten stimmte er selbst es zuerst an und schwenkte seinen Hut, während lauter Jubelruf der versammelten Menge, der Soldaten, der Kaffern und aller Zuschauer die Luft erfüllte. Der Gouverneur verließ darauf mit seinem Stabe den Platz und ließ den Häuptlingen sagen, daß sie ihm zwei Ochsen zum Schlachten für seine Leute schenken sollten. Kurz darauf sah man die Kaffern in einzelnen Gruppen stehen und sich unterhalten über das, was sie gesehen und gehört hatten, und dabei wünschten sie sich untereinander Glück zur Rückkehr des Friedens.

Die nächste Folge des Sieges war, daß der zwischen den Flüssen Keiskamma und Key liegende Landstrich von den Engländern in Besitz genommen ward und den Namen **Britisch Kafferland** erhielt. Es sollte dies Gebiet, wie schon erwähnt, nicht einen Theil der Kapkolonie bilden, sondern den Kafferhäuptlingen gelassen werden; diese aber hatten den Gouverneur als ihren Oberhäuptling, dem sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren, zu betrachten. Indem auf diese Weise der Keyfluß die Gränze zwischen dem Britischen und dem freien Kafferlande bildete, hoffte man gegen einen etwanigen Ueberfall der in letzterem wohnenden Stämme mehr gesichert zu sein. In dem zwischen der Keiskamma und dem Fischfluß gelegenen Gebiete, welches fortan unter dem Namen **Viktoria** einen besonderen Distrikt der Kapkolonie bildete, gedachte die Regierung eine Reihe von Militärkolonien zu gründen, und forderte zu Niederlassungen daselbst auf. Noch an demselben Tage aber, da die Unterwerfung der Kafferhäuptlinge stattfand, erließ der Gouverneur eine Proklamation, worin er sämmtliche Missionare einlud, auf ihre Stationen zurückzukehren, und ausdrücklich erklärte, daß das zu den Missions-Stationen gehörige Gebiet unter Ihrer Majestät der Königin und nicht unter den Kafferhäuptlingen stehen sollte. Den Missionaren selbst ward jede Erleichterung und Unterstützung, Schutz und Hülfe verheißen. Im Verlaufe der Proklamation wurden dann auch die Kaufleute zur Rückkehr nach Kafferland eingeladen und ihnen empfohlen, nicht Spielereien, Knöpfe, Perlenschnüre und ähnlichen Bettel, sondern nütz-

liche Gegenstände, wie Kleidungsstücke, Ackergeräthe u. dergl. einzuführen. Die Einführung von Schießgewehren und Pulver, sowie von spirituösen Getränken ward gänzlich verboten, und die Uebertretung des ersteren Verbotes mit Verbannung aus Britisch Kafferland und Konfiskation des gesammten Vermögens bedroht. Aus dem Allen aber war zu ersehen, mit welchem Ernste der Gouverneur das Wohl des armen Kaffernvolkes zu fördern bedacht war.

Nach geschlossenem Frieden kehrten die Sendboten der **Berliner Missions-Gesellschaft** schon im März 1848 nach Bethel und Itemba in Britisch Kafferland zurück, binnen weniger Jahre aber wurden auch von den übrigen im Kafferlande bisher thätig gewesenen Gesellschaften eine ganze Anzahl von Stationen theils wieder bezogen, theils neu angelegt. So hatten denn bis Ende 1850 die **Methodisten** unter den Kaffern in der Kolonie und dem Viktoria-Distrikt außer Grahams-town (s. A. §. 2.) noch D'Urban (Fort Peddie), Newtondale, Fort Beaufort, Haslopehills, Kamastone und Wittebergen, in Britisch Kafferland außer Kingwilliamstown, wo die Missions-Presse sich befand, Mount Coke, Wesleyville und East London, im freien Kafferlande Butterworth unter den Galeka's und Beecham Wood, im Tambukkilande Lesseyton, Clarkebury und Morley, im Amapondalande endlich Shawbury, Buntingville und Palmerston (Palmerton) besetzt. Die **Londoner Missions-Gesellschaft** arbeitete unter Fingu's und Kaffern zu Port Elisabeth, Theopolis und Fort Beaufort innerhalb der Kolonie, zu Birklands und Umxelo im Viktoria-Distrikt, zu Kingwilliams-town, Knappshope und Peelton in Britisch Kafferland, und zu Madurs Kraal (Freemanton) unter Buschmännern und wenigen Kaffern im freien Kafferlande. Die **Freie Schottische Kirche** hatte Missions-Niederlassungen in Alice-Town (früher Blakdrift), der Hauptstadt des Viktoria-Distriktes, wohin die Station Lovedale verlegt war, in Burnshill und Pirie (Pirrie); das (Glasgower) **Süd-Afrikanische Missions-Presbyterium** in Uniondale, wohin die Station Iggibigha verlegt war, in Kirkwood und Umbonkolo in Britisch Kafferland, und in Chumie (oder Gwalie) im Viktoria-Distrikt. Die **Brüdergemeinde** endlich hatte außer Siloh im Viktoria-Distrikt noch Sichem am Windvogelberg unter den Tambukki's in Britisch Kafferland und Mamre an der Becka vornemlich für Fingu's im Viktoria-Distrikt angelegt.

Eine ziemliche Anzahl der ebengenannten Stationen ward von dem im Auftrag der Londoner Missions-Gesellschaft Süd-Afrika durchreisenden Freeman (cf. A. §. 2.) im Jahre 1849 besucht[1]). Ueber Fort Beaufort mit Umxelo und Birklands, wo christliche Kaffern sich freundliche Wohnungen gebaut hatten, kam er nach der erst werdenden Stadt Alice am Chumie-Fluß, in deren Nähe er die schöne Station der freien schottischen Kirche zu Lovedale mit einem Seminar für Schullehrerinnen sah, dann besuchte er Knappshope, dessen Missionar Kayser

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1852, III, p. 165 ff.

eben mit dem Wiederaufbau seiner im Krieg zerstörten Kapelle beschäftigt war. In Kingwilliamstown, der wichtigsten Militärstelle des britischen Kafferlandes, fand er die Mission in gutem Stande und die wesleyanische Missionspresse mit Herausgabe einer fleißig gelesenen christlichen Zeitung und dem Druck einer Kaffer-Grammatik beschäftigt; die benachbarte wesleyanische Station Mount Coke aber zeichnete durch Umfang der Gemeinde wie durch Tüchtigkeit der Schule und des Landbaues sich aus. Wesleyville und East (Ost) London waren gleichfalls nicht ohne gesegneten Einfluß, in Pirie aber klagte der erfahrene schottische Missionar Roß über den verderblichen Einfluß der sittlich verdorbenen europäischen Einwanderer. Auf der neugegründeten Londoner Station Gelbholz oder Peelton ward eben eine kleine Wohnung für Miss. Birt und ein Kirchlein gebaut, auch errichteten die Leute sich bereits kleine europäische Häuschen. Eine Wochenschule mit 100 Kindern und eine Sonntagsschule mit ebensoviel Erwachsenen war im Gang, die Gemeinde aber zählte 50 Glieder, und diese gingen nicht allein selbst predigend unter die Heiden rings umher, sondern ein Eingeborner arbeitete auch draußen auf Kosten der Gemeinde förmlich als Katechist. Die ganze Umgebung mit dem schön angepflanzten Felde und den neuen Häusern bezeugte den gesittenden Segen des Evangeliums; Frau Birt aber hatte die eingebornen Frauen und Mädchen um sich gesammelt, die in anständiger europäischer Kleidung erschienen und schöne Arbeiten zum Verkauf machten, aus deren Erlös sie ein Schulhaus zu bauen beabsichtigten.

Eine junge Kafferin auf diesem Platze hatte ihren Kafferputz aufgegeben und europäische Kleidung angenommen, um die mit ihr vorgegangene Veränderung auch äußerlich darzustellen. Sie ging in den Unterricht. Ihr Bruder, der noch Heide war, wollte sie zu einem heidnischen Tanze mitnehmen, was sie verweigerte. Er holte einen Stock und drohte sie mit Schlägen zu zwingen. Er schlug sie, riß ihr die Kleider ab und schlug sie wieder, bis der Stock zerbrach. Sie zuckte nicht, sie weinte nicht, sie sprach kein Wort des Vorwurfs. Er wollte einen andern Stock holen, als sich eingeborne Frauen darein mischten, weil sie fanden, sie habe genug gelitten. Jetzt zog er ihr mit Gewalt heidnische Kleider an, und da fing sie bitterlich an zu schluchzen, weil es ihr wie ein Rückfall in's Heidenthum erschien. „Warum hast Du denn vorher nicht geweint?“ fragte der Bruder, „als ich Dich schlug, und weinst jetzt, da ich Dich anziehe?“ — Einige Zeit ging hin, bis der Bruder wieder zu ihr kam. Er wollte nicht in die Hütte gehen; er schämte sich vielleicht seines Betragens und fürchtete Vorwürfe; aber sie kam heraus, gab ihm die Hand und einen Schwesterkuß. Das brach seinen harten Sinn, und sie durfte nun ungestört den Unterricht besuchen.

Von Peelton machte sich Freeman über Bethel, wo die im Kriege eingeäscherte Kapelle bereits wieder stand, Häuser gebaut, Felder bewässert und angepflanzt wurden, und Pflug und Spaten in voller Thätigkeit war, nach Madurs-Kraal auf. Hier, wohl 60 Stunden nördlich von Kingwilliamstown im kahlen, pflanzenarmen Hügellande hatten unter dem der Regierung treu gebliebenen Buschmannshäuptling Madur an 300 Hottentotten, Buschmänner, Fingu's und andere zersprengte Stämme sich gesammelt, unter denen seit 10 Jahren einige Nationalgehülfen von Philipton (Katzfluß) sich niedergelassen und eine Schule von 70 Kindern gebildet, auch Ackerbau und Gesittung mit dem Evangelium gebracht hatten (cf. A. §. 4.). Madur erzählte Hrn.

Freeman auf die Frage nach seinen früheren Vorstellungen von Gott, Welt und Ewigkeit, er habe darüber gar keine Gedanken gehabt, habe zwar gehört, daß es einen Mann gebe, der irgendwo im Himmel droben sei, aber wie er dahin gekommen, wer er sei und was er thue, darüber sei er ganz im Unklaren gewesen, „kurz", sagte er, „ich war eins der wilden Thiere; ich hatte genug zu thun, um da und dort meine Nahrung zu finden, und dachte, wenn ich sterbe so sei Alles aus. Und jetzt ist es mir ein Wunder, daß Herr Read (sein jetziger Missionar, Sohn des oftgenannten Missionars W. Read) mich gefunden hat, ich weiß nicht wie und warum. Und jetzt wohne ich hier in meinem Dorfe, meine Familie und mein Volk um mich her; mein Land ist angebaut und wir haben den großen Segen, Gottes Wort zu hören und unsere Kinder in die Schule zu schicken." — Hier in Madurs-Kraal, von jetzt an Freemanton genannt, kam auch der Amaponda-Häuptling Umdschaki zu Freeman und bat dringend um Lehrer für sich und sein Volk. Ein Eingeborner des durch die Mantati's und die Kolonial-Regierung vernichteten Fitcani- (Fetkanna) Stammes aber, der gleichfalls nach der Station kam, erzählte von der furchtbaren Hungersnoth, die sie im Kriege erlitten, so daß sie nach Aufzehrung alles Viehes die sämmtlichen Hunde und selbst Menschen verzehrten, wobei sie sich nur enthielten, Glieder der eignen Familie zu fressen, indem sie die zu diesem schrecklichen Loose Bestimmten gegen einander austauschten. — Auf der Weiterreise nach dem Katzflusse kehrte Freeman auf der Station der Brüdergemeinde, Siloh, ein, die, am Klipplaat-Flusse gelegen, durch geschickte Bewässerung einen herrlichen Nutzen zog, und nicht allein sich selbst durch ihren tüchtigen Ackerbau erhielt, sondern auch noch zur Errichtung einer neuen Station am Windvogelberg, Sichem, später Gosen genannt, Mittel erübrigte. Es waren hier treffliche Felder und reiche Gärten, und die 800 Bewohner des Ortes kamen gut fort. Die Hauptschwierigkeit war daselbst das Bauen, weil weit umher kein Wald zu finden ist; dennoch standen das Missionshaus, Kirche, Schule und etliche andere Häuser hübsch und geräumig da. Die Gemeinde, der Holländisch und Kafferisch gepredigt wurde, zählte 80 Abendmahlsgenossen, Kaffern, Tambukki's, Fingu's, Hottentotten u. A. Vom Katzfluß aus machte Freeman endlich noch einen Ausflug nach der nahen schottischen Missionsstelle Chumie, wo er die Missionsarbeiter in voller, gesegneter Thätigkeit fand.

Gegen Ende 1850 aber waren im Kaffer- und Tambukki-Lande überhaupt thätig 9 Wesleyanische und 8 Brüder-Missionare, 5 von der Londoner Missions-Gesellschaft, 5 von der freien schottischen Kirche, 3 von der Glasgower und 4 von der Berliner Missions-Gesellschaft, zusammen 34 europäische Missionare; außerdem 16 National-Gehülfen und 1 National-Gehülfin, endlich 3 Lehrerinnen, von der zweiten schottischen Gesellschaft gesandt, im Ganzen 54. Waren auch die Spuren des Krieges noch nicht völlig verwischt, und machten die neuen Anfänge, welche man überall auf den Stationen erblickte, im Aeußeren den Eindruck, als sei die Kaffer-Mission erst neu gegründet, so war doch in geistlicher Beziehung ein fester Grund gelegt. „Die Gläubigen aus den Kaffern",

schrieb der das Kafferland besuchende Missionar Wuras von Bethanien im Jahre 1850, „stehen in Erkenntniß und Wandel weit über den mir bekannten Stämmen Süd-Afrika's. Man fühlt es ihnen ab, daß ihr Christenthum nicht auf Gefühl beruht, sondern ein aus Ueberzeugung hervorgegangenes und erkämpftes ist. Meine Leute legten das Zeugniß von den gläubigen Kaffern in Itemba ab, daß diese in vielen Stücken ihnen ein Vorbild wären." Anders stand es freilich um die heidnischen Kaffern, denen die neue Ordnung der Dinge in ihrem Lande keineswegs behagen wollte. Die Häuptlinge, welche ihre Unterthanen jetzt nicht mehr willkürlich bedrücken, auch keine Anklage wegen Zauberei mehr annehmen durften, fühlten recht gut, wie ihre angeborne Autorität nach und nach untergraben wurde, benahmen sich daher sehr scheu und vorsichtig gegen Weiße und zogen sich selbst von den Missionaren ganz zurück. Dazu kam, daß sie auf den früher von ihnen abhängigen, jetzt direkt unter dem Gouvernement stehenden Stationen nichts mehr zu sagen hatten, darum auch das Interesse daran verloren, und der Missionar selbst ihnen als „der Feind" erschien. Allerdings konnte jetzt ein Kaffer, wenn er sich bekehrte, ruhig alle heidnischen Sitten aufgeben, ohne Verlust an Eigenthum und Leben fürchten zu müssen, konnte auf der Station durch Fleiß sich Eigenthum erwerben, und ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Ehrbarkeit. Er konnte sich in der Kirche trauen lassen, und seine Trauung ward von der Obrigkeit registrirt; kurz alle Segnungen der Kirche und eines wohlgeordneten bürgerlichen Lebens waren jetzt sein. Dagegen erhob sich nun aber auch eine Scheidewand zwischen Missionar und Station einerseits und dem noch heidnischen Volke. Dieses letztere sah mit scheelen Blicken die Sicherheit und den Frieden an, in dem die Fremden jetzt unter ihm wohnten. Im Gefühl seiner jetzigen Ohnmacht und Schwäche zwang es sich wenigstens, die Missionare innerlich zu verachten, was auch oft in Worten ausbrach, und mehrmals hörte man sie sagen, es würde doch wieder Krieg werden. Im Uebrigen wohnten und lebten sie ganz wie vor dem Kriege, dessen Bedrängnisse sie nur zu bald vergessen hatten, machten ihre Kraale, wo sie wollten, hielten ihre Beschneidungsfeierlichkeiten, nahmen Weiber, so viel ihnen beliebte, malten sich roth, tanzten und lustirten, und fragten weder nach Gott noch nach seinem Wort, so daß wohl vorauszusehen war, der Friede würde nicht lange währen.

Und so geschah es denn auch. Etwa im Juni 1850 trat ein junger Mensch, anfänglich „Sohn von Kala" (so hieß sein Vater), später aber Umlandsheni (Umlangeni) d. h. „Flußmann" genannt, weil er angeblich im Flusse Keiskamma lebte, als Prophet[1]) im Kafferlande auf. Stationsbewohner kehrten anfangs mit Verachtung von ihm zurück und erzählten: „Er ist ein 15jähriger Junge und sitzt gegen die Sonne und betet sie an. Er lehrt, daß die Sonne Gott ist, und wenn die Sonnenstrahlen durch die Wolken brechen, so sehen wir Gottes Zweige. Nachts deckt er seinen Mantel über uns. Die Sterne sind seine Hunde." Wunderbar rasch aber gewannen diese und andere verworrene Vorstel-

---

[1]) cf. Missionsfreund 1852, p. 35 f.

lungen bei dem gegen die christlichen Wahrheiten so zweifelsüchtigen und spitzfindigen Volke Eingang. Immer allgemeiner wurde er als Gesandter Gottes, für den er sich ausgab, anerkannt, und seinen neuen Vorschriften über Essen und Trinken und die Verrichtungen des täglichen Lebens Folge geleistet. Eher, als die englische Verwaltung es den Warnungen der Missionare glauben wollte, brach unter der religiösen Hülle der politische Charakter des Propheten hervor. Es war am ersten heiligen Weihnachtstage 1850, als auf den Bergen und in den Wäldern des Kafferlandes das wilde Getümmel eines neuen furchtbaren Krieges erscholl. Mit gewaltiger Macht erhoben sich plötzlich fast alle Kafferstämme, zerstörten und mordeten, was von Weißen und Anlagen in ihrem Bereiche war, und so schnell brach die Empörung aus, daß weder irgend welche Vorkehrungen Seitens der Regierung, noch irgend welche Maßregeln zum Schutz der Missionsplätze getroffen waren[1]. Die Niederlassungen der Weißen und besonders auch die Missions-Stationen wurden sofort angegriffen, nachdem die geringe zur Stelle befindliche englische Truppenmacht unter starken Verlusten ihren Rückzug hatte nehmen müssen. Die dem Kriegsschauplatz zunächst gelegenen Schottischen und Englischen Missionen kamen zuerst an die Reihe. Miss. Niven von der Glasgower Gesellschaft mußte mit Weib und Kind zu Pferde entfliehen, während seine Station Uniondale hinter ihm in Flammen aufging; die Frau des schottischen Miss. Brown mußte, während ihr Mann nach einem Spann Ochsen zur Fortschaffung der Seinigen aus war, bei Nacht mit einem Säugling auf dem Arme und ohne alle männliche Begleitung flüchten, ward unterwegs von wilden Kaffern angehalten und gemißhandelt, und erreichte nur durch wunderbare göttliche Fügung das Militärfort Fort White. Der Londoner Miss. Birt in Peelton wurde am Weihnachtstage Mittags von den Kaffern seiner nächsten Umgebung verrätherisch überfallen und ausgeplündert, und mußte nach Weggang der Räuber mit seinen getauften Kaffern zum schleunigen Aufbruch nach Kingwilliamstown sich entschließen. Ebendesselben Weges zogen am andern Tage auch die Berliner Missionare von Bethel und Itemba sammt ihren Gemeinden, und wurden die von Itemba nur durch das unerwartete Herannahen einer englischen Militärkolonne vor der Raub- und Mordsucht des wilden Häuptlings Umcoyana bewahrt, der nun frech genug war, sich für ihren schützenden Begleiter auszugeben. Die wuthentbrannten Kaffern aber benutzten ihre augenblickliche Ueberlegenheit zu den entsetzlichsten Gräueln. Die Wohnplätze weißer Kolonisten innerhalb des Landes und weit in die Kapkolonie hinein wurden, wenn noch Hab und Gut darinnen war, ausgeplündert und niedergebrannt, die Bewohner vom Greise bis zum Kinde ermordet. Allnächtlich rötheten Feuersbrünste weithin den Himmel, Blut und Leichen bezeichneten die Streifzüge der

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1851, p. 3 f., 40 f., 45, 48 f., 60, 77 f., 80 f., 97 f., 103, 199 f.; 1852, p. 62 f., 75 f.; 1853, p. 127 f. u. a. Missionsbl. der Brüder-Gem. 1851, p. 75, 77 f.; Nr. 5. 6. 8. p. 159 f., 211, 230 u. a. Calwer Miss.-Bl. 1851, p. 46 f., 90 f.; 1852, p. 57 f., 64; 1853, p. 22 f. Monatsblätter 1852, p. 39 ff., 61; 1853, p. 52 ff.

zahllosen Feindeshaufen. Die Station Bethel ward gleichzeitig mit Siloh in einen Schutthaufen verwandelt. Von Monat zu Monat verschlimmerte sich die traurige Lage der Dinge, während die Gefahr für die ganze Kolonie schon im Anfange so groß war, daß sie ohne die Hülfe der Fingu's und der getauften Hottentotten, deren die Brüder-Gemeinde allein über 300 in's Feld stellte, wahrscheinlich verloren gewesen wären; denn die mit der englischen Verwaltung unzufriedenen Boeren stellten sich erst zum Kampfe, als der Gouverneur bei Todesstrafe in einem gewissen Gebiete jeden 18—50jährigen Mann in's Feld forderte. Die Kaffern aber wurden durch den günstigen Erfolg ihres Aufstandes immer kühner und siegestrunkener, dazu durch die Anweisung und Führung der vielen im britischen Heer einexercirten und zu ihnen übergegangenen Hottentotten — vom Katzfluß allein sollen 12000 ihnen zugefallen sein — immer kampfgeübter. Ihre Hauptkraft bestand darin, einen Guerillakrieg zu führen, nie auf eine offene Schlacht einzugehen, und beim Herannahen größerer Truppen in ihre Schluchten und Büsche sich zurückzuziehen, wohin ihnen die englischen Soldaten nur mit dem größten Verluste nachfolgen konnten. So wüthete der Krieg bald schwächer bald stärker über zwei Jahre lang fort, indem Umlandsheni das Feuer desselben immer wieder anschürte und eigentlich die Seele des Kampfes war, während die mächtigen Häuptlinge Sandili und Rili (Kreili) an der Spitze der Kaffern standen. Menschen und Geld hatte er schon so viel verschlungen, daß England fast geneigt war, die Kolonie aufzugeben; 23 Missions-Stationen, darunter Knappshope und Peelton, Wesleyville, Butterworth und Beecham Wood, Uniondale, Kirkwood, Ubonkolo und Chumie, Pirie und Burnshill, Bethel und Itemba, Siloh, Sichem und Mamre waren in Trümmer und Asche gesunken: da gelang es endlich dem neuen Gouverneur Cathcart, zunächst mit Rili, dann auch mit den Gaika's und ihren Häuptlingen, Sandili und Makomo, Frieden zu schließen. Am 3. März 1853 ward die Friedens-Proklamation veröffentlicht, und 7 Tage später vor einer Versammlung der Gaika-Häuptlinge, die der Gouverneur auf freiem Felde bei Kingwilliamstown hielt, diesen nebst einer kurzen Rede vorgelesen, in welcher das Volk wegen der seinen Häuptlingen bewiesenen Treue belobt, diese aber zu gleicher Treue gegen die Königin von England ermahnt wurden.

In Folge dieses Krieges[1]) verloren die Tambukki's das Land des während des Krieges verstorbenen Häuptlings Mapasa, welches sogleich von englischen und holländischen Ansiedlern in Besitz genommen ward und fortan den neuen Distrikt Queens-Town bildete, so genannt nach der an einem kleinen Nebenflusse der weißen (kleinen) Key gegründeten Hauptstadt desselben, etwa 20 Stunden nördlich von Bethel und 3 Stunden nordöstlich von Siloh. Die Gaika's mußten den Frieden mit Darangabe ihres schönen Gebirgslandes, der Amatola- und Kabust-Berge, erkaufen. Diese, mit Einschluß von Bethel und allem Lande, das nördlich von dem von Bethel nach Kingwilliamstown führenden

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1854, p. 144 ff. Jahresber. 1854, p. 27 ff.

Wege liegt, bekamen den Namen Königlich Reserveland (royal-reserve), dessen Bevölkerung mit Europäern zunächst eine brennende Frage für die Kolonie bildete. Die Folgen der Austreibung der Gaika's und derjenigen Tambukki's, die sich am Kriege betheiligt hatten, waren ein dichteres Zusammenwohnen und ein Durcheinandergeworfensein sämmtlicher Kaffern, mit welchem freilich auch die Keime zu allerlei Unzufriedenheit und Streitigkeiten gegeben waren. Unter **Kafferland** aber war fortan zu verstehen: 1) das nach wie vor freie Kafferland (Aba-Tembu und Amampondo), zwischen dem Keyfluß und dem die Gränze der Natalkolonie bildenden Umzimkulu, gegen Süden vom Meere, gegen Norden vom Tambukki-Lande begränzt, unter dem Oberhäuptling Sichili, gewöhnlich Rili genannt. 2) Das Land der Tambukki's, nördlich vom britischen und freien Kafferlande in einem langen Streif bis zum Drakengebirge sich erstreckend. 3) Der eben erwähnte Distrikt Queens-Town, gegen Westen an den Kolonie-Distrikt Cradock angränzend; in demselben liegt Siloh. 4) Die Royal-Reserve, das Amatola- und Kabusi-Gebirge in sich schließend. 5) Das (übrige) britische Kafferland, zwischen der Key und der Keiskamma, in welchem die Amaxosa's nun so locirt wurden, daß die Gaika's unter den Häuptlingen Sandili und Makomo den nordwestlichen Theil bis zum Thomasflusse erhielten, so daß ihr Gebiet südwestlich bis in die Nähe der Londoner Station Peelton reichte, etwa 4 Stunden von Kingwiliamstown. Die Chlambis unter Umhala bewohnten den südöstlichen, die Galeka's, auch in's freie Kafferland bis zur Station Butterworth hinreichend, den nordöstl. Theil.

Von den im Krieg zerstörten Stationen wurden zunächst Siloh, Pirie, Knappshope, Peelton und Bethel[1]) wieder aufgebaut, später auch Sichem oder Gosen, während Mamre an der Becka aufgegeben[2]) wurde. Auch die Glasgower Gesellschaft, die bis dahin unter den Gaika's gearbeitet, zog sich von diesem Arbeitsfelde gänzlich zurück; dagegen ward von den Methodisten eine neue Station, Midda-Drift an der Keiskamma, für das Volk des schon vor 20 Jahren getauften treuen Bekenners, des Häuptlings Kama, südlich der Amatola-Berge, gegründet. All diese Stationen, Siloh ausgenommen, befinden sich in der Royal-Reserve. Auf Siloh durften fortan nur Fingu's und Hottentotten wohnen, darunter viele Rebellen, die, nachdem sie sich bald ergeben und ihre Strafzeit abgebüßt hatten, wieder dahin geschickt wurden, so daß diese Station bald wieder dieselbe große Einwohnerzahl hatte, wie vor dem Kriege. Die andern wiedererbauten Stationen im Reservelande aber hatten alle bald eine größere Einwohnerzahl als früher. So zog denn bis zum Jahre 1855 ein kräftiger Gürtel von Missions-Niederlassungen an der ganzen Süd-, Südwest- und Südostseite des Kaffernlandes sich hin. Da lagen im Südwesten Siloh und Sichem (Gosen) von der Brüder-Ge-

[1]) cf. Berliner Jahresbericht 1853, p. 1 ff.; 1854, p. 33. Missionsberichte 1855, p. 7 f., 38 f.

[2]) cf. Missionsbl. der Brüdergem. 1854, p. 136.

meinde; auf der Südseite Chumie, Lovedale[1]), Pirie, Burnshill, Knappshope, Peelton, Kingwilliamstown, theils von der Londoner Missions-Gesellschaft, theils von den schottischen Missionen (der schottischen Freikirche, Free Church of Scotland, und den schottischen Presbyterianern, United Scotch Presbyterian Church); an der Südostseite des britischen und bis hoch hinauf an der Ostseite des freien Kafferlandes die zum Theil blühenden Methodisten-Stationen East London, Wesleyville, Mount Coke, Butterworth, Clarkebury, Morley, Buntingville, von denen insgesammt eine ganze Anzahl im Kriege unzerstört geblieben, während die mehr im Innern des Landes befindlichen fast alle zerstört, doch im Laufe der beiden verflossenen Jahre größtentheils wieder hergestellt waren. Wie aber Bischof Breutel im Jahre 1854 die Stationen der Brüdergemeinde, Siloh und Gosen, auf seiner Visitationsreise in Süd-Afrika besuchte[2]), so machte Miss. Shaw im Jahre 1855 eine Rundreise zu den verschiedenen Missions-Stationen der Methodisten in Britisch Kaffraria und dem eigentlichen Kafferland[3]).

Auf einer Missions-Versammlung, die er am 3. Juli in Middledrift (Midda-Drift) veranstaltete, hielten außer den anwesenden Missionaren auch mehrere Eingeborne Ansprachen. Unter andern ließ der Häuptling Kama sich vernehmen: „Als ich getauft wurde, sagten viele meiner heidnischen Freunde: Er ist ein rechter Narr; er hat nun seine Hauptmannschaft weggeworfen. Er wird hinfort im Kafferland nichts mehr gelten, da er ein Christ geworden ist. — Nun aber, ist dies wahr? Habe ich meine Hauptmannschaft eingebüßt? Im Gegentheil, ihr wißt, ich habe einen Namen im Lande, und meine Anhänger haben sich bedeutend vermehrt. Ich weiß, daß ich das nicht zu Stande gebracht habe, der Herr hat's gethan." Und noch mit vielen andern Worten suchte er es seinen Leuten eindrücklich zu machen, daß sie dem Evangelio und den Missionaren den größten Dank schuldig seien.

Waren auch die Kaffern noch nicht vollständig zufriedengestellt und beruhigt, so gelang es doch, den Frieden im Lande zu erhalten, wozu die Maßregeln des neuen Gouverneurs Sir Georg Grey nicht wenig beitrugen[4]). Durch Anlegung von Wasserleitungen und neuen Straßen suchte er den Kaffern zunächst Beschäftigung und Verdienst zu geben, durch Ansiedelung einer größeren weißen Bevölkerung in und an der Gränze, wozu nach Beendigung des Krim-Krieges die Reste der Fremden-Legion (etwa 4000 Mann) unter dem Baron Stutterheim bestimmt wurden, sie im Zaum zu halten. Weiter war er durch Anstellung von Magisträten bei den angesehenen Häuptlingen der Gaika's und Chlambi's fernern Kriegen vorzubeugen bemüht, und gedachte endlich durch Anlegung von Schulen heilsam auf das Volk einzuwirken. Mittlerweile hatte auch die **Englisch Bischöfliche Kirche** bereits begonnen, missionirend unter den Kaffern und Fingu's aufzutreten. Diese Mission ist insofern eine ganz kirchliche, als sie nicht von einer Privat-Gesellschaft, sondern von der englischen Kirche in ihren Organen, den

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1854, IV, p. 94 f.; 1855, II, p. 51; 1856, I, p. 81. Calwer Missionsbl. 1856, p. 83.
[2]) cf. Missionsbl. der Brüdergem. 1854, p. 116 ff.
[3]) cf. Basler Missions-Mag. 1856, II, p. 60 f.
[4]) cf. Berliner Missionsber. 1856, p. 144 ff.

Bischöfen, getrieben wird. Sie geht weniger auf Herzensbekehrung Einzelner, als auf nationale Bekehrung des ganzen Volkes aus, weshalb sie auch bei Mittelpunkten des Volkslebens der Kaffern, den Plätzen der Häuptlinge oder in deren Nähe, und mit der Absicht, auf sie vor Allen zu wirken, ihre Thätigkeit begonnen hat. Außer der Haupt-Station St. Lukas waren bis Mitte 1856 bereits 2 andere Haupt-Stationen, St. Johannes für die Gaika's, nur eine deutsche Meile von Sandili's Platz entfernt, wohin Miss. Rein von der Berliner Gesellschaft erst ziehen wollte, um unter den zahlreich umherwohnenden Chlambi's zu wirken, aber durch eine ausbrechende Viehseuche daran verhindert ward, und St. Andreas für die Galeka's errichtet; außerdem hatte der Bischof von Grahamstown auch in Keiskammahoek, der frühern Station des schottischen Miss. Niven, unter den dort locirten Fingu's eine vom Gouverneur mit Land und Geld reich dotirte Station gegründet.

Missionar Rein von der **Berliner Gesellschaft** aber, da Itemba auf der alten Stelle oder in deren Nähe nicht wiederhergestellt werden konnte, machte im Jahre 1855 nach dem alten Emmaus am Qolonce-Fluß, unter dem Berg Eschobotini, sich auf, und warf hier, hart an der Gränze des Gaika-Landes und noch in demselben, unweit der großen, die Royal-Reserve und den Queens-Town-Distrikt vom Gaika-Lande scheidenden Landstraße, nach 9jähriger Unterbrechung das Missionsnetz von Neuem aus. Das Land umher war fruchtbar, die Viehweide gut, Bauholz in nächster Nähe; noch keine Stunde aber entfernt wohnten in 25 Kraalen unter dem Häuptling Kuse, einem hochbejahrten und bereits erblindeten, der Mission wohlgesinnten Mann, über 800 Gaika's, die schon vor längerer Zeit das Verlangen nach einem Missionar ausgesprochen hatten. Die bald gedeihende Station bekam später den Namen Wartburg, ein Jahr nach ihrer Gründung konnte bereits ein festes Kirchlein daselbst eingeweiht, und am Pfingstfest 1856 eine junge Frau als Erstling aus den Heiden an diesem Platz getauft werden. In demselben Jahre gründete Miss. Liefeldt im Gebiete des früher nahe bei Itemba wohnenden Häuptlings Tois, etwa 5 engl. Meilen südlich von Kingwilliamstown, eine neue Station, die, nachdem am Michaelistag 1857 vier auf dem hohen Petersberg bei Halle zu einem Feste vereinigte Missionsvereine derselben eine Glocke von Gußstahl zum Geschenk gemacht, den Namen Petersberg erhielt und guten Fortgang hatte.

Aber noch immer sollte das arme Kafferland nicht zur Ruhe kommen [1]). Ungern nur hatten die im letzten Kriege Ueberwundenen der eisernen Faust, die auf ihren Nacken sich legte, sich gefügt; da drang die Kunde von dem Kriege zwischen England und Rußland auch zu ihren Ohren. Bald hieß es, die Russen würden kommen, die

---

[1]) cf. Basler Missions-Mag. 1857, p. 46 ff. Berliner Missionsber. 1856, p. 26, 125 f., 158 f.; 1857, p. 4, 40, 163 u. a.; 1858, p. 34 ff., 175 ff. Missionsbl. der Brüdergem. 1856, p. 222 f.; 1857, p. 93 f., 190 f.; 1858, p. 36 f., 81 f. Calwer Missionsbl. 1857, p. 51; 1858, p. 41 f.

Engländer vertreiben und die Kosa's frei machen. Die Tsanusen (Zauberer) unter den Galeka's mit ihrem König Rili (Chili) geboten schon anfangs 1856, daß man das Vieh schlachten und die Gärten nicht bestellen solle; wenn der Russe käme, würde man von dem weißen Manne Alles hundertfältig wiedernehmen können. Endlich trat im Mai 1856 unter den Galeka's ein neuer Prophet Mhlakaza (Umhlakaza) auf, der von den Geistern der alten Helden und Häuptlinge des Volks erfahren haben wollte, daß sie sammt und sonders auferstehn, in einem furchtbaren Orkan die Fremden aus dem Lande fegen und dasselbe wieder in den Besitz ihres Volkes setzen würden. Alle Kosa's, die das nicht glaubten, würden von dem Windwirbel mit fortgerissen werden. Darum sollte ein Jeglicher all' sein Vieh schlachten, sein Korn wegwerfen und keinen Garten mehr bestellen, sonst würde er verloren gehen. Da schlachtete König Rili hunderte seiner schönen Ochsen und hieß sein Volk ein Gleiches thun; auch an die Häuptlinge in Britisch Kafferland erging dieser Befehl. Die Galeka's gehorchten; die Gaika's und Chlambi's hatten anfangs keine Lust. Aber die Aufregung war im August schon unter allen Kosa's ganz gewaltig, und man schlachtete nach Herzenslust, so daß im Oktober schon der Hunger anfing, im Galeka-Land fühlbar zu werden. Schon war der erste zur Auferstehung bestimmte Termin verflossen; es sei noch nicht genug geschlachtet, sagte der Prophet. Auf seinem Kraal glaubte man des Nachts die Geister der alten Helden in den Lüften zu vernehmen; die allgemeine Aufregung erschien den Engländern zuletzt Ende 1856 so ernst, daß man 5000 Mann englische Truppen in Britisch Kafferland einrücken und an der Gränze gegen die Galeka's sich aufstellen ließ. Da erschrak König Rili, der bereits selber wenigstens 6000 Ochsen geschlachtet, und machte selbst mit seinen höchsten Räthen und an 6000 Kriegern zu dem Kraal des Propheten in der Nähe von Butterworth sich auf. Der schob die Schuld auf etliche Häuptlinge, die seinem Befehle nicht gehorcht hätten, und vertröstete auf den nächsten Vollmond. Wenn der blutroth aufginge, sollten sie wieder zu ihm kommen, denn das sei ein Zeichen, daß die Geister wieder gnädig wären. So ging denn der Taumel fort im Brit. Kafferlande, und bis zum Ende Januar 1857 waren wohl an 400,000 Stück Vieh geschlachtet. Blutroth ging der Vollmond auf, und am 8. Februar erschien König Rili wieder vor Mhlakaza's Kraal, ging allein zu dem Propheten hinein, und kam mit dem Gebote wieder, daß binnen 8 Tagen nach seiner Heimkehr alles und jedes Vieh, was sie noch besäßen, 1 Kuh und 1 Ziege für Jeden ausgenommen, geschlachtet sein müsse, dann werde die große Auferstehung sicher erfolgen. So ging denn das unsinnige Schlachten noch einmal los, und die letzten Vorräthe an Korn wurden weggeschüttet. Endlich erschien der verheißene Tag, der 18. Februar, und es geschah nichts; auch am 19ten ward die Hoffnung der Betrogenen nicht erfüllt. Da wären nun wohl, und darauf war vermuthlich dies ganze höllische Spiel berechnet, die hunderttausend Wilde, vom bittersten Hunger zur Verzweiflung getrieben, raubend und stehlend in die Kolonie gebrochen, wenn nicht der wackere Gouverneur Sir Grey im Lande erschienen wäre und strenge Gesetze gegen den Diebstahl gegeben hätte, denen er dadurch Nach-

druck verlieh, daß zugleich mit ihm die deutsche Fremdenlegion im Brit. Kafferland einzog, deren Militär-Niederlassungen fortan einen kräftigen Damm gegen das drohende Verderben bildeten. Tausende von Kosa's waren nun willig, mit Weib und Kind in die Kolonie sich zu begeben und für einen geringen Lohn auf mehrere Jahre sich zu verdingen. Fünf Monate lang zogen die Eingebornen von Britisch Kafferland in langen Zügen nach Westen, während die Mehrzahl der Galeka's sich nach Osten und Norden zu den Tembu- und Mpondo-Kaffern wandte. Dennoch wußte sich Mhlakaza noch etliche Monate lang für Viele in Ansehen zu erhalten; auch ein 9jähriges Mädchen, Nonkosi, wohl selbst betrogene Betrügerin, machte die Gemüther irre. Immer noch auf bessere Zeiten hoffend, blieb eine Menge von Kaffern im Hunger auf den Kraalen sitzen und versäumte so die Gelegenheit, auswärts Hülfe zu suchen. Da sind denn Viele auf ihren Kraalen vor Hunger gestorben, oder, wenn sie endlich aufbrachen, unterwegs elend umgekommen, und „so befindet sich denn jetzt", heißt es im Jahre 1858, „dies einst starke, wohlgenährte, jubelnde und lachende Volk seinem größten Theile nach als Fremdling zerstreut in benachbarten Ländern, und was sich noch in der Heimath befindet, das schleicht mit schlotternden Knieen und hohläugigen Gesichtern wie Gespenster umher, oft kaum menschlichen Geschöpfen ähnlich."

So kamen sie zahlreich auch in die Nähe der Missions-Stationen, verhungernd und verschmachtet, und begehrten Hülfe, die ihnen zwar gewährt wurde, aber für die großen Massen natürlich nicht ausreichen konnte. Von den Fremden-Legionären ist mittlerweile ein Theil nach Indien gegangen, und das ganze Unternehmen ist als gescheitert zu betrachten; von den neueingewanderten Pommern[1]) aber, von denen sich auch Einige auf Stutterheim, in der Nähe von Bethel, niedergelassen, Andere nicht weit davon die Dörfer Breidbach und Braunschweig angelegt haben, leiden Viele die bitterste Noth und gehen meist im Elend unter; eine neue, Ende 1857 angelegte Station der Berliner Gesellschaft, Martinsthal[2]), ist bereits wieder aufgegeben. Britisch Kafferland aber ist gegenwärtig zwar nicht durch Krieg bedroht, da die von der Regierung zur Zähmung der Kaffern ergriffenen Maßregeln den Muth der Nation wirklich gebrochen zu haben scheinen; aber es ist eine Zeit des Uebergangs und der Neugestaltung der Verhältnisse, welche mancherlei Uebelstände mit sich führt. Für die Mission ist namentlich die Unsicherheit der Wohnstätten der noch im Lande befindlichen Kaffern hinderlich. Die beabsichtigte Zusammenziehung derselben in Dörfern wird, wenn ausgeführt, für die Thätigkeit der Missionare manche Vortheile gewähren, da sie dann das Volk, was jetzt nach Belieben hie und da seine Kraale aufschlägt, besser beisammen haben. Eng genug wird es freilich für die Kaffern werden, da die Regierung das gute Land an die Kolonisten verkauft — selbst das Gebiet von Bethel schwebte kürzlich in dieser Gefahr —, und die Kaffern, denen man auch welches ablassen will,

---

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1858, p. 369 f. Missionsfreund 1858, p. 143 f.
[2]) cf. Berliner Jahresber. 1857, p. 28 f. Missionsber. 1859, p. 14.

gänzlich verarmt sind und selten Einer im Stande sein wird, den Kaufpreis zu zahlen. Ob aber die über dieses Volk hereingebrochene Noth im Stande sein wird, nicht blos Einzelnen, sondern der ganzen Nation das stolze Herz zu brechen und sie zum Herrn zu bekehren, oder ob auch die Kaffern vor der hereindringenden Civilisation als Volk verschwinden und nur Einzelne durch das Evangelium gerettet werden, muß die Zukunft lehren.

§. 3. Port Natal und das Zulu-Land.

Berliner Missionsberichte 1851, p. 176 ff., cf. 1843, p. 131; 1847, p. 66, 106 f., 125 f.; 1848, p. 111, 141 ff.; 1849, p. 76 f.; 1850, p. 77 f.; 1857, p. 97, 113, 153 u. a.; 1858, p. 2 f., 212 f., 241 f., 277 f., 281 f., 341 ff. — Jahresbericht 1847, p. 33 f.; 1855, p. 46 f.; 1856, p. 39 ff. — Basler Missions-Mag. 1831, I, p. 88 f. — Calwer Monatsbl. 1852, p. 51 f. Brauer, Missionswesen ꝛc. II, p. 542 ff. — Ausland, 1851, p. 555; 1852, p. 1127, 1131, 1136.

Ungefähr zwischen dem 28. und 31.° S. Br. und dem 29. und 31.° O. L. liegt die **Kolonie Natal**, in der Gestalt eines Trapezoids mit einem spitzen Winkel im Norden. Ihre westliche naturgemäße Gränze ist das Drakengebirge, wie man hier die Bergkette nennt, welche sich vom Strande in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa funfzehn deutschen Meilen die ganze Ostküste Afrika's entlang hinzuziehen scheint. Die südöstliche Seite bespült der indische Ocean, die nordöstliche Gränze wird durch den Umzinyati- oder Büffelfluß und nach dessen Mündung in die Utukela (Tukela, Tugela) durch diesen letztern Strom gebildet. Im Süden trennt der Fluß Umzimkulu die Kolonie vom Lande der Amampondo. Das Drakengebirge, von den Eingebornen Ukahlambe genannt, hat keine bedeutende Höhe. Vom Fuße bis zum Rücken mißt es 1000 Fuß, und liegt mit diesem etwa 5000′ über dem Meeresspiegel. Einige wenige, hie und da wie Hörnchen hervorragende Kuppeln ausgenommen, hat es einen gleichen, horizontalen Kamm und bietet aus der Ferne nichts Kühnes und Großartiges. In blaugrauer Farbe steht es wie trauernd da, die Seiten hinab voll tiefer, mit dichten Nutzholz-Gebüschen angefüllter, aber schwer zugänglicher Schluchten, und erweckt in der Brust des Reisenden Gefühle voll Trübsinn und Schwermuth. Von seiner Höhe aber hat man eine weite, ganz an das Kafferland erinnernde Aussicht über das tief liegende, vielfach zerklüftete, wasser- und grasreiche, hie und da mit Wald und Gebüsch bedeckte Küstenland. Von dem Kamme des eine Wasserscheide bildenden Drakengebirges beginnt das nach Westen allmälig sich senkende Hochland mit seinen ausgedehnten Flächen, welche der mächtige auf dem Drakengebirge entspringende Vaal- und Orangefluß durchströmen; den meisten Wasser-Reichthum aber entsendet das Gebirge nach dem nahen östlichen Meere, in welches auf einer Strecke von 25 deutschen Meilen zwischen dem Umzimkulu und der Tukela außer diesen beiden mindestens 20 kleinere und größere Gewässer sich ergießen. Pfeilschnell gleiten sie auf mühsam gewundenem Pfade zur Küste hinab, zum Theil mit Wasserfällen, wie der Umgeni, dessen Gewässer sich 180—200′ hoch, bei Regenzeit in einer Breite von 50′, ohne alle Abstufung senkrecht mit betäubendem Donner in ein tiefes Becken hinabstürzt, und je näher der Küste, desto

wasserreicher und zerrissener ist das Land. Die vielen Zweige, welche von dem Drakengebirge aus durch die ganze Kolonie ziehen, und die gewöhnlich in sehr tiefen Betten mit den steilsten Wänden dahinrollenden Flüsse und Bäche geben dem Boden eine so wilde, unebene und zerbrochene Gestalt, daß große Strecke für Fuhrwerke durchaus unzugänglich sind, und die vorhandenen Straßen in stetem Auf und Ab, über das Schiefe, Höckrichte und Sumpfige, in unaufhörlichen Biegungen und auf entsetzlichen Umwegen sich dahin winden. Nicht blos in allen Vertiefungen, sondern auch auf den Hügeln nach der Küste zu wächst Holz zum Brennen im größten Ueberfluß, während die höher liegenden Striche, namentlich in der Nähe des Drakengebirges, hie und da solchen Mangel an diesem nothwendigen Material leiden, daß es meilenweit geholt werden muß. In den Waldungen längs der Küste findet sich auch schönes Nutzholz, doch fehlt es ihnen gänzlich an Bäumen von hohem und kräftigem Wuchs. Sie bestehen meist aus strauchartigen Gebüschen, von den seltsamsten Rankenpflanzen oft zu einem undurchdringlichen Dickicht zusammengeknotet, aber ausgezeichnet in Gestalt und Farbe der Blätter. Ihr immerwährendes, mannigfaltiges Grün von schimmernder Glätte, die Rankenpflanzen mit ihren allerliebsten Blumen, welche durch das Laubwerk freundlich hindurchblicken, und endlich das kleine Vögelvolk mit seinem vielfarbigen prächtigen Gefieder, welches gellend, girrend und flötend einander ruft und lockt, verleiht diesen Wäldern einen Zauber, welcher den Reisenden fesselt und ihn mit Wonne und Entzücken erfüllt.

Etwa in der Mitte des Küstenstriches befindet sich der Hafen von Natal, Port Natal, ein Bassin von außerordentlich großer Ausdehnung und solcher Wassertiefe, daß die Schiffe ganz nahe am Rande ankern können. Quer vor dem schmalen Eingang liegt jedoch eine Sandbank, Bar genannt, welche größeren, über 16 Fuß tief gehenden Schiffen nicht gestattet, hereinzukommen. Die Tiefe des Wassers auf der Bar nimmt in der Regenzeit zu, vom Juni bis September aber um mehrere Fuß ab. Steigt man die durch den dichten Wald am Hafen gelichtete Straße, die s. g. Berea, empor und schaut dann aus dem üppigen Gebüsch nach dem Meere zu auf den spiegelglatten Hafen und betrachtet die darauf rudernden Schwärme von weißen Pelikanen, die dahingleitenden segelgeschwellten Boote, die von ihrer Anstrengung ruhenden, abgetakelten Schiffe, die längliche, bewaldete Insel im Hafen, den ebenfalls mit Gehölz bedeckten Vorsprung, welcher die Bai bis auf jenen schmalen Eingang schließt; dann die am nördlichen Rande des Hafens liegende Stadt D'Urban, deren weiße nette Häuschen zwischen den Waldbäumen erbaut sind; und läßt man dann den Blick über das liebliche Gemälde hinweg nach dem blauen Ocean hinausschweifen, wo von Südwest ein Schiff mit geschwellten Segeln stolz herannaht: — so kann man sagen, man hat eine Aussicht gehabt, welche mit zu den schönsten in der Welt gehört. Dergleichen gibt es aber nur in der Küstengegend, je weiter davon ab, desto reizloser und öder wird die Aussicht.

Die ganze Kolonie mit Ausnahme des Strandes und der Flußbetten, wo allein Sand sich findet, ist mit 1—6′ und noch höher aufschießendem Gras bedeckt, das, sobald es trocken genug ist, angezündet und vertilgt

wird. Meilenweit führt der Wind die Flamme, welche in unbewohnten Gegenden, wo zur Bewahrung der Weide für das Vieh nichts geschieht, wochenlang fortbrennt, Alles rings umher in Rauch hüllt und des Nachts den Anblick des prächtigsten Feuerwerks gewährt. Da sieht man eine feurige lange Linie, die unaufhaltsam weiterhüpft, eine Schlucht nach der andern umzieht und umlagert und Alles verzehrt, was ihrer furchtbaren Hitze nicht widerstehen kann. Dazu ein fortwährendes Gezisch und Geknacker, wenn das starke, knotige Gras, vom Feuer ergriffen, zerplatzt, was bei frisch dazu blasendem Winde ein Getöse gibt gleich dem Brausen des Meeres. Das beste Gras, von welchem Pferde und Rinder auf der Weide fett werden, befindet sich übrigens in den höher liegenden Strichen, während es nahe an der Küste sehr rauk und sauer ist. Der Boden von Natal ist meist stark lehmig, und so fruchtbar, daß er die ersten zwei Jahre keines Düngers bedarf; so von Pietermaritzburg an höher hinauf nach dem Drakengebirge zu. Eine zweite Art ist die vom Meere an bis eine Strecke landeinwärts sich zeigende schwarze Gartenerde. Eine dritte ist leichter Sandboden, wie bei Neudeutschland, bequem zu bearbeiten, aber guter Düngung bedürftig; denn selbst das auf ihm wachsende Gras, hier Kupferdrath genannt, ist für das Vieh zu schlecht. Endlich hat die Kolonie auch keinen Mangel an steinigem Boden, dessen Weide aber in der Regel gut ist.

Das Klima von Natal hält im Allgemeinen die Mitte zwischen heiß und kalt, und ist so gesund, daß die hier brotlosen Aerzte entweder Bauern werden oder nach England zurückkehren. Die Sommerhitze macht der täglich gegen 11 Uhr sich erhebende kühle Ostwind, welcher den ganzen Tag hindurch frisch weht, erträglich; Winterkälte gibt's nur an dem jährlich 2—3 Monate mit Schnee bedeckten Drakengebirge. Die Regenzeit beginnt gewöhnlich mit dem September und hält an bis in den Dezember. Dann stellen sich starke Gewitter ein, welche oft recht furchtbar werden und bedeutenden Schaden verursachen. Februar und März sind trocken, im April pflegt der nur kurze Zeit dauernde Spätregen sich einzustellen, vom Juni bis August aber ist die trockenste Jahreszeit. Wegen des am Küstenstrich entlang beständig herrschenden Sommers taugt derselbe nicht für den Anbau von Roggen, Weizen, Gerste, welche daselbst überdies vom Rost vertilgt werden, und für europäische Obstbäume. Dagegen kommen Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Kaffee, Taback u. dergl. daselbst fort, ohne jedoch großen Vortheil zu gewähren, so daß man dafür lieber Kafferkorn und Kürbisse baut. Eine wahre Landplage des niedrig liegenden Theils der Kolonie, der keinen Kleebau und schlechte Weide hat, sind die unzähligen, im Grase lebenden, den Schafläusen ähnlichen Buschläuse, die, sobald man nur wenige Minuten im Grase steht oder liegt, den ganzen Körper bedecken und sich so fest in's Fleisch saugen, daß sie kaum wieder abzukratzen sind. Das grasende Vieh wird häufig eine Beute derselben, wird völlig aufgezehrt und muß sterben. Am meisten kriechen sie in die Ohren, das Thier reibt sich wund, Maden kommen hinein, und oft erfolgt dann der Tod. Man sieht Pferde und Rindvieh mit abgefressenen Ohren, Eutern, Schwänzen und Mähnen, und so furchtbar der Anblick eines so gemarterten Thieres,

so unerträglich ist der Geruch desselben. Außer dieser Plage leiden die niederen Regionen durch die vom April bis November währenden starken Winde und Stürme, welche den jungen Pflanzen unendlich viel Schaden thun, wie denn auch die im Frühjahr sich einstellenden Raupen, Käfer und Heuschrecken im Werke der Vernichtung einander überbieten. Für den Landmann sind deshalb die höher liegenden Gegenden, jenseits Pietermaritzburg nach dem Drakengebirge zu, die von den meisten der genannten Plagen nichts wissen, wo überdies der herrlichste Weizen wächst und Pfirsiche und Aepfelbäume die wohlschmeckendsten Früchte tragen, wo endlich auch das Vieh vortrefflich gedeiht, weit vorzuziehen; die Kapitalisten und Herren aber, welche Park-Anlagen lieben und anlegen können, müssen an der Küste wohnen.

An Elephanten, Löwen, Tigern, Wölfen, wilden Hunden, Seekühen und allen Arten von Wildpret hatte Natal früher großen Ueberfluß; jetzt aber sind Elephant und Löwe so gut wie ausgerottet, Seekühe und Krokodile leben nur noch hie und da in den kleinen Sümpfen und den Mündungen der größern Flüsse; in den wilden, tiefen, dichtbewaldeten Schluchten und Klüften aber, über deren tiefe Stille die Adler schweben und bunt gefiederte Vögel flattern, wohnen Affen in Menge, Heerden wilder Schweine, die des Nachts heraussteigen und die Gärten verwüsten, Tiger in großer Anzahl, welche insbesondere den Hunden, zahmen Schweinen und Kälbern nachstellen; Schlangen endlich gibt es überall in Unmassen, und darunter sehr gefährliche, wie z. B. die Puff-Adder, eine der giftigsten; besonders eine Boa, welche keine Giftzähne hat und vorzugsweise den Hühnern nachgeht, findet sich um Neudeutschland in großer Anzahl, wo man sie oft in einer Schlinge fängt, zusammenbindet, wie ein großes Schiffstau, und an einer hindurchgesteckten Stange zum Verkauf herumträgt.

Die Bewohner des Natal-Distriktes waren ehedem mehrere kleine, feindlich sich gegenüberstehende Stämme des an der Ostküste Afrika's von der Kapkolonie bis an die Delagoa-Bai sich hinaufziehenden zahlreichen Kaffervolkes. Die hier und da, namentlich nach dem Drakengebirge zu, sehr häufig sich findenden Ruinen von Stein- und Rasenmauern geben noch Zeugniß von der einstigen Größe dieser Bevölkerung, welche durch fortwährende Fehden sich selbst aufrieb, bis endlich der mächtige Nachbarstaat der Amazulu oder Zulu's, an der nordöstlichen Gränze von Natal, ihrem Dasein ein Ende machte. Mitten zwischen drei andern mächtigen Kafferstämmen[1]) wohnten im Anfange dieses Jahrhunderts an der weißen Folosi die vermuthlich von Nordosten gekommenen Zulu („Vagabunden") unter ihrem Häuptling Senzangakona, dessen Sohn Tshaka (Tschaka, Utschaka, „Feuerbrand"), nachdem er seine drei Nachbarn überwunden und aus den unterworfenen Stämmen und deren kriegslustigen Männern sich ein bis dahin in diesem Lande noch nie gesehenes Heer gebildet, etwa um 1820 über die Tugela ging. Den mannshohen Schild in der Linken und den breiten Spieß in der Rechten überfielen seine Regimenter — mit weißen, schwarzen und rothen

---

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1858, p. 212 ff.

Schilden — im Sturmschritt ihre schwachen Gegner, durchstachen die Menschen jeden Alters und Geschlechts, ließen alle Plätze in Feuer aufgehen und trieben das erbeutete Vieh davon. Innerhalb 4 Jahren war das ganze Land von der Küste bis zum Drakengebirge zu einer Einöde gemacht; nur wenige Stämme in der Nähe der untern Tugela ließ Tshaka bestehen und verleibte sie seinem Reiche ein; was sich retten konnte, floh nach Südwesten. Plündernd und verwüstend und die Trümmer der überfallenen Kafferstämme unaufhaltsam vor sich hertreibend, drangen die Zulu nach Süden bis an den Zimwubo- (Simwubu) Fluß, wo die Mpondo-Kaffern (Ama-Mpondo) unter König Faku, die günstige Lage ihres Landes meisterlich nutzend, dem weiteren Vordringen des wilden Eroberers nach Süden ein Ziel setzten. Dennoch stand damals (1823) die Macht des Zulu-Königs in ihrer höchsten Blüthe. Ihr Fundament war der Schrecken, und Tshaka, auf seine in „Männer" und „Jungen" eingetheilten 100,000 Krieger, davon 50,000 immer kampffähig waren, gestützt, war ein Despot und Menschenschlächter, wie je einer auf Erden gelebt hat. Ganze Regimenter, die sich schlecht geschlagen hatten, ließ er tödten, und keiner seiner Unterthanen war seines Lebens einen Tag lang sicher. Von 1825 ab, etwa um dieselbe Zeit, wo die ersten Kolonisten vom Kap her, ungefähr 20 Männer, am Port Natal sich niedergelassen hatten, und von Tshaka eingeladen wurden, mit ihm in's Feld zu ziehen, wendete die Zulumacht sich nach Norden. Sie drangen über die Maputa, unterwarfen sich die Stämme an der Delagoa-Bai und gingen bis nach Infambane vor, so daß Tshaka mit Ausnahme der südlichen Kafferstämme so ziemlich Herr aller Kaffern wurde und einen Landstrich beherrschte, der so groß war, wie ganz Italien. Die unterworfenen Stämme, obschon sie ihre Selbstständigkeit an die der Zahl nach weit geringeren eigentlichen Zulu verloren, behielten doch im Uebrigen ihre Eigenthümlichkeit, und wenngleich Tshaka die Zulu-Sprache in seinem ganzen Reiche einzuführen suchte, so blieb doch neben dieser als dem „Kukuluma" oder der Hofsprache die Sprache der unterjochten Männer als „Lala" oder gemeine Sprache bestehen. Zur Unterdrückung bisweilen ausbrechender Empörungen aber benutzte der Zulu-König öfter die Feuerwaffen der wenigen am Port Natal angesiedelten Kolonisten, deren Niederlassung er geduldet hatte, und von denen Etliche häufig in seinem neuen Hauptkraal, Tuguza, an der Mwoti (Umwoti), also innerhalb der jetzigen Natalkolonie gelegen, verkehrten. Im Jahre 1828 sandte Tshaka einen seiner Häuptlinge, Sotobe, als Gesandten nach der Kapstadt, nach dessen Abreise von Port Natal er sein ganzes Heer bis auf ein Regiment als Geleite nach dem Süden ihm nachschickte, doch mit dem Befehl, die Weißen nicht anzugreifen. Unaufhaltsam drangen die wilden Schaaren bis an den Keyfluß vor, was keineswegs dazu diente, dem Gesandten, welchen man als Spion ansah, eine günstige Aufnahme zu verschaffen, so daß er froh war, nach Tuguza zurückzukehren. Die bedrängten Kafferstämme erbaten eilends Hülfe von der Kolonie, aber ehe die Engländer kamen, hatte Tshaka auf den Rath eines der bei ihm weilenden Kolonisten seine Krieger schon ebenso schnell zurückgerufen, als sie herangestürmt

waren, und statt der Zulu ward der seit etlichen Jahren friedlich unter den Mpondo's wohnende Ngwanen-Stamm (Amangwana's), dessen Reste später in der Natalkolonie (um Emmaus) sich niederließen, von den Engländern bis auf einige Tausend vernichtet[1]). Noch in demselben Jahre schenkte der Zulu-König an einen der vornehmsten dort wohnenden Kolonisten einen bedeutenden Landstrich in der Gegend von Port Natal zugleich mit dem Rechte, mit seinen Unterthanen Handel treiben zu dürfen, und unterzeichnete eine darüber aufgenommene Urkunde mit vielen Kritzeln und Klexen. Das war der Anfang der Natalkolonie. Während bald hernach im Kampfe gegen einen aufständischen Häuptling die Zulu's anfangs durch Verrath geschlagen, nach erlangtem Siege aber durch entsetzliche Hungersnoth zur eiligen Heimkehr unter großen Verlusten getrieben wurden, ward Tshaka von seinen Brüdern Dingan (Undingane) und Mhlangani ermordet, und Dingan nach Verdrängung des Letzteren alleiniger Herrscher des Zulu-Reiches.

Seinen Hauptkraal richtete Dingan 1829 in Nobamba ein, suchte das Heer dadurch zu gewinnen, daß er den Kriegern erlaubte, Weiber zu nehmen, versprach den Kolonisten am Port Natal die Aufrechterhaltung des von Tshaka mit ihnen gemachten Vertrags und ließ von den Günstlingen seines Vorgängers bis auf Sotobe, den er zum Ober-Häuptling des ganzen jetzt die Natalkolonie bildenden Landes machte, die Meisten tödten. Etliche derselben aber suchten das Weite und machten sich unabhängig, unter ihnen als der mächtigste Mosolekatsi (Moselekatzi), der Gründer des großen Matabelenreiches in den Südländern des mittleren Zambesi. Dingan, an persönlicher Tüchtigkeit seinem Vorgänger nachstehend, auch kein Krieger, wie dieser, aber ebenso blutdürstig, setzte das alte Schreckens-Regiment in seinem ganzen Umfange fort und suchte so das von Tshaka gegründete Reich zusammenzuhalten. Da erschienen im Oktober 1837 die in Folge des Kafferkriegs von 1834 aus der Kolonie gezogenen holländischen Bauern, ein von England unabhängiges Land zur Niederlassung suchend. Dies glaubten sie in dem menschenleeren Natal gefunden zu haben, und im Februar 1838 kamen ihrer 70 zu Pferde unter Anführung eines gewissen Retief nach Kinghloof zu Dingan, um von ihm das Land zwischen der Tugela und der Zimwubu zu kaufen, während die übrigen Bauern am Buschmanns-Fluß zerstreut in Wagen und Zelten wohnten. Mit erheuchelter Freundlichkeit nahm der tückische Zulu-König, dem an dieser neuen Nachbarschaft gar nichts gelegen war, sie auf und schloß den Kauf-Kontrakt. Bereits hatten sie ihre Pferde zur Rückkehr gesattelt, als er sie zum Tanze seiner Soldaten und zum Milchtrinken einlud. Arglos ließen sie die aufgezäumten Pferde stehen und legten ihre Gewehre nieder; doch kaum hatten sie einen Zug aus den großen Milchgefäßen gethan, als Dingan den Zeigefinger der rechten Hand aufhob, — das bekannte Zeichen zum Erwürgen! — und in wenigen Minuten sämmtliche Bauern entseelt zu den Füßen der Barbaren lagen. Sogleich setzte dann die ganze Zulumacht sich in Bewegung, um die am Buschmannsfluß Zurückgebliebenen

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1858, p. 31.

zu überfallen. Die Zulu marschiren gewöhnlich in der Nacht in vollem Trabe, bergauf und bergab, in gerader Linie, Berge, Schluchten, Ströme überschreitend. Am Tage aber kauern sie sich ruhend im langen Grase nieder, und so gelingt es ihnen, unbemerkt dem Feinde sich zu nahen.

Eben grauete der Tag an einem Sonntagsmorgen, und die sorglosen Bauern am Buschmannsfluß ruhten noch in süßem Schlummer. Da stürzten gegen 40,000 Wilde vom erschrecklichsten Ansehen mit einem furchtbar entsetzlichen Geschrei über sie her. In der Verzweiflung thaten die Bauern Wunder der Tapferkeit, und die Zulu mußten endlich weichen, doch erst, nachdem von jenen 616, Männer, Frauen, Kinder und Gesinde, gefallen waren. Dennoch blieben die Bauern entschlossen, sich in Natal festzusetzen. Nachdem sie im Laufe des Jahres noch mehr Zuwachs und Schießbedarf aus der Kolonie erhalten, drangen sie Ende 1838 unter Anführung des tapfern Andries Prätorius in's Zulu-Land ein, schlugen mit ihren langen Flinten und zwei kleinen Kanonen die ihnen entgegenstürmenden Regimenter Dingan's und zogen siegreich in Kinghloof ein, das dieser verlassen und in Brand gesteckt hatte. Darauf gingen sie nach Port Natal zurück, wo sie ein festes Lager aufschlugen. Dahin sandte denn Dingan zwei seiner vornehmsten Räthe und ließ um Frieden bitten. Ein Vertrag ward im März 1839 geschlossen, und Dingan trat nun das ganze, bereits dem unglücklichen Retief zugestandene Land, die gegenwärtige Natalkolonie, förmlich an die Bauern ab. Nicht lange nach diesem Friedensschlusse erschien ein Bruder Dingan's, Namens Panda (Umpanda), ein in Liederlichkeit und Ausschweifung verkommener Mensch, im Natal-Lande. An der Spitze einer der ewigen Kriege müden Partei trachtete er nach der Herrschaft, ging mit einem nicht unbedeutenden Theil des Heeres über die Gränze, wußte die Bauern von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen und schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Dingan. Ein Gesandter des Letzteren ward anfangs 1840 von den Bauern im Lager von Pietermaritzburg ermordet; Dingan selbst, dessen Regimenter theils übergingen, theils im Kampfe aufgerieben wurden, mußte über die Folosi zurück und floh, fast von all' den Seinen verlassen, zu dem Stamm der Suri-Kaffern an der Delagoa-Bai, wo er seinen Tod fand. Am 14. Februar 1840 aber riefen die Bauern an der Folosi Panda zum König des Zulu-Reiches aus, der ihnen 36,000 Stück Vieh als Beute herausgeben mußte, und außerdem alles Land von der Tugela bis zur Folosi, das sie mit ihren von König Dingan bereits erhaltenen Besitzungen am Port Natal vereinigten.

Nun legten die Bauern die Hauptstadt Pietermaritzburg an und regierten sich durch einen jährlich neu zu wählenden Rath von 24 Personen, nannten ihr Land eine Republik und begannen mit dem Gouverneur der Kapkolonie um Anerkennung ihres neuen Staates zu unterhandeln. Der Gouverneur aber betrachtete sie als englische Unterthanen und Natal als der Krone England gehörig, sandte auch im Jahre 1841 den mit den Bauern in Konflikt gerathenen Mpondo's einige Truppen unter Kapitän Smith zum Schutze, der im folgenden Jahre, zum Kommandanten von Port Natal ernannt, mit 200 britischen Soldaten

und 2 Kanonen daselbst ankam, von den Bauern in einem Gefecht an der Bai geschlagen und in einer festen Schanze, die er dann bezog, eng eingeschlossen ward, bis ein zu Schiffe von der Kapstadt kommendes Hülfscorps am 26. Juni ihn befreite, und die Engländer Herren des Landes wurden. Um die Bauern in demselben zu erhalten, ward (1843) der Kommissarius Cloete [1]) gesandt, um die Angelegenheiten der Plätze in einer für jene möglichst günstigen Weise zu regeln. Dennoch zogen viele Bauern weg und legten weit nördl. von Pietermaritzburg in der Linie des Drakenberges noch über dem Breitengrade von Delagoa-Bai den Ort Orichstadt an. Und als später die Verordnung kam, daß nur der von der eigenen Person des Eigenthümers besetzte Platz ihm gehören sollte, da wanderten noch viel mehr Bauern aus dem Lande hinaus. Noch lange aber war die Landfrage eine der verwickeltsten Aufgaben der Regierung, welche Natal endlich 1845 für eine englische Kolonie erklärte, wo im November d. J. der erste Lieutenant Gouverneur Martin West erschien.

Nach der Unterwerfung der Bauern (1842), da König Panda wieder selbstständiger und ungebundener zu herrschen begann, und das Blut seiner Unterthanen in Strömen vergoß, wanderten in die höchstens von 24,000 Schwarzen bewohnte Natal-Kolonie Schaaren überwundener Völker herein; auch viele Zulu, selbst die Angesehensten, kamen mit ihrem Vieh herüber, so daß nach 3 Jahren schon die Zahl der Schwarzen in Natal auf 100,000 gestiegen war, die hier eine willkommene Freistätte fanden und in völliger Ungebundenheit ihres heidnischen Wesens fortleben durften. Bis zum Jahre 1848 mochte dagegen die weiße Bevölkerung sich nur auf 2500 (1500 Holländer und 1000 Engländer) belaufen. Die Hälfte der Engländer bildete die Besatzung der Kolonie, davon 50 in der Hafenstadt D'Urban, 400 in dem Fort auf Pietermaritzburg, und 50 am Buschmannsflusse, in der Nähe des Drakengebirges, lagen. Diese 500 Mann sollten die Kolonie gegen die mächtigen Zulu, gegen die zahlreichen Mpondo's im Süden, gegen die 100,000 Kaffern innerhalb der Kolonie, gegen die räuberischen Buschleute auf dem Drakengebirge, und endlich gegen die feindseligen Bauern jenseits desselben schützen. Da war es denn, zumal die Weißen in der ganzen Kolonie zerstreut lebten und feste Schanzen außer dem Fort in Pietermaritzburg nirgends bestanden, kein Wunder, wenn auf das bloße Gerücht: „Panda kommt!" oder: „Ein Aufruhr unter den Schwarzen!" Alles voll Bestürzung in die Flucht sich gab, um eine Sicherheitsstätte zu suchen. Doch wuchs die bis zum Jahre 1848 noch so geringe Zahl von Weißen in der Kolonie plötzlich bedeutend durch neue Einwanderer. Man hatte im Kleinen an der Küste den Versuch mit dem Anbau des Baumwollenstrauches gemacht, und ehe man noch erprobt, ob der Ertrag auch wirklich ein lohnender sei, was eben nachher sich anders herausstellte, fing man sogleich beim Erscheinen der ersten Baumwoll-Kapseln an, Natal als ein ungemein gesegnetes, für europäische Einwanderer, die hier durch jenen Bau schnell reich werden könnten,

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1843, p. 131 f.

ganz besonders geeignetes Land auszuposaunen. In Folge dieser Berichte landete am 23. Mai 1848 ein Bremer Schiff mit 200 Deutschen, welche in der Nähe der Bai placirt wurden, und ihm folgten binnen 3 Jahren noch 40 Schiffe mit 5000 Engländern nach. Doch fanden die meisten dieser größtentheils armen Einwanderer sich anfangs sehr getäuscht, und Viele von ihnen kehrten auch wieder in die Heimath zurück. In demselben Maße aber, wie die Emigranten ankamen, entstanden auch neue, im Anfang freilich meist sehr unbedeutende Ortschaften, und zu den sich immer mehr ausbauenden Städten D'Urban und Pietermaritzburg kam ein Neu-Deutschland (New-Germany), Pinelown, Richmond, Verulam, Lady Smith u. a. ganz plötzlich hinzu.

Die 100,000 Schwarzen in Natal wohnen über die ganze Kolonie verbreitet; am volkreichsten sind der Küstenstrich und die wildesten, mit Wald versehenen Gegenden. Wo sie am zahlreichsten sich aufhalten, sind s. g. Kaffer-Lokationen mit genauen Gränzen gemacht, d. h. es sind diese Theile als den Schwarzen gehörige von der Regierung erklärt worden, und ist keinem Emigranten gestattet, daselbst Land zu kaufen oder sich festzusetzen. Außerdem wohnen viele Kaffern auf Gouvernements-Land, das noch für Käufer feil ist, so wie auch auf dem Grunde von Privatleuten, welche es ihnen gestatten. In Farbe, Gestalt und Sprache unterscheiden sich diese Kaffern nur wenig von den Kosa's. Das männliche Geschlecht ist ganz ohne Karosse. Sie haben wohl ein altes roh gegerbtes Fell zu Hause, ziehen es aber nur in der größten Kälte an. Doch gehen sie bei aller ihrer Nacktheit nicht so schamlos, wie die Amaxosa. Um die Hüften eines jeden Knaben und Mannes hängen vorn und hinten oft bis zur Ferse Troddeln herab, Schwänze von wilden Katzen oder anderem Wild, oder auch von Ziegenhaaren oder Lumpen gemacht. Wenn dann so ein geputzter Kaffer geht, so schlagen die Troddeln hin und her und gibt ihnen dieser Schmuck ein furchtbares Ansehen. Der Kopf ist kahl geschoren bis auf einen runden schmalen Streif von Haaren um den Scheitel, auf welchem ein glatter, schwarzer, lederner Ring liegt. Ganz nackt geht das unverheirathete weibliche Geschlecht; ihren Kopf aber haben die Frauen bis auf einen kleinen, auf der Krone stehen gelassenen Büschel, ebenfalls glatt geschoren. Doch sieht man jetzt auch viele, die das krause, buschige Haar wuchern lassen, und dadurch das Ansehen von Furien oder Nachteulen bekommen. Kopf und Arme zieren sie gern mit Perlenschnüren[1]), tragen Messingringe an den Fingern und in den Ohren bisweilen den ½ Fuß langen, dicken, knöchernen Schnupflöffel. Die Bebauung des Ackers fällt den Frauen zu, welche sehr fleißig sind, und gleich den Männern Geselligkeit und Unterhaltung lieben. Hinsichtlich des Aberglaubens in Betreff der Zauberei sind sie den Kosa ganz gleich. Sonst scheinen sie die Schlangen zu verehren, in welche nach ihrer Meinung die Seelen der Verstorbenen zuweilen übergehen, oder auch auf andere Weise fortbestehen, mit der Macht, den Lebenden Gutes oder Böses zuzufügen. Stößt ihnen

---

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1851, p. 23 f.

irgend etwas zu, so suchen sie den wie sie wähnen beleidigten Geist durch Schlachten eines Ochsen oder einer Kuh zu versöhnen, davon sie die Galle trinken und über ihre Leiber gießen, das Fleisch aber an einen Ort legen, wohin nach ihrer Ansicht der Geist Zutritt hat. Sie rufen ihn an, zu sehen, was sie gethan haben, das Blut zu sehen, was sie vergossen haben, und das Fest, das zur Besänftigung seines Zornes bereitet ist; sie rufen ihn, daß er komme, esse und trinke, und die Uebel entferne, unter welchen sie leiden.

Das ganze, von dem der Weißen geschiedene Gerichtswesen der Kaffern in Natal ruhte bis in die neuere Zeit in den Händen eines diplomatischen Agenten, welchem mehrere, in den Lokationen wohnende Magistrate zu Hülfe gegeben waren. Alle ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche sind ihnen gelassen, daher auch alle Klagesachen zwischen Schwarzen und Schwarzen in ächter Kafferweise geführt und entschieden werden. Die Vielweiberei, das Verkaufen der heirathsfähigen Mädchen, Hexereien u. dergl. m. besteht in Natal in vollster Kraft, und weil die Kaffern hie und da selbst kleine Kapitäne haben, auf welche sie als auf ihr Haupt blicken, so machen sie ihre Prozesse gewöhnlich unter sich selbst ab und gebrauchen in vielen Fällen ganz kühn das Faustrecht. Schlägereien, Mordthaten und Gewaltstreiche aller Art kommen täglich unter ihnen vor, und kein Mensch achtet darauf. Gewöhnlich suchen die Schwarzen bei den Weißen Arbeit, doch weil keine Obrigkeit besteht, vor welcher ein Miethskontrakt geschlossen wird, und da die Kaffern auf Plätzen wohnen, die größtentheils den Weißen unbekannt sind, so rennen die Gemietheten davon, sobald es ihnen in den Sinn kommt, und bestehlen dabei nicht selten ihre Arbeitgeber. Splitternackt auf den Straßen der Städte zu gehen, allerlei Unanständigkeiten Angesichts der Weißen und der Obrigkeiten zu begehen, Spieße und Schilde überall und zu allen Zeiten zu tragen, Nachtgesänge der wildesten Art, Saufereien und andere mit den empörendsten Unsittlichkeiten verbundenen Festlichkeiten das ganze Jahr hindurch abzuhalten, steht den Kaffern in Natal völlig frei. So schreiten sie denn meistens stolz einher und achten den Weißen noch nicht einmal eines Blickes werth.

Und die Frucht dieser Ungebundenheit? Als der englische Statthalter in Kapstadt 1851 die Zulu's in Natal aufforderte, mit 10,000 Mann den aufständischen Kaffern in den Rücken zu fallen, waren diese an blutige Strenge gewöhnten Horden unter der milden, nachsichtigen englischen Herrschaft schon so zuchtlos geworden, und auf der anderen Seite durch die Forderung einer jährlichen Abgabe und einige kleinliche verkehrte Maßregeln so aufgeregt, daß sie nicht daran dachten, zu gehorchen. Sie bewaffneten sich zwar eifrigst, aber blos, um sich den Engländern zu widersetzen, denen es nur durch Nachgiebigkeit noch gelang, den Sturm zu beschwören. Ende 1856 aber brachen an den Gränzen der Natal-Kolonie in dem benachbarten Zulu-Lande neue blutige Bürgerkriege aus[1]) zwischen den beiden Söhnen des Königs Panda, und darauf auch zwischen diesem selbst und dem einen seiner Söhne, in welchen Tausende

[1]) cf. Berliner Missionsber. 1857, p. 49 f., 73 f.

im Kampf erschlagen, Tausende gefangen und unter furchtbaren Qualen hingemordet, Tausende auf der Flucht von den Fluthen der Tugela verschlungen wurden, Panda aber seine Herrschaft behauptete. Die Masse der Leichen, welche der Fluß dem Meere zuführte, war so groß, daß er am Ende nur noch langsam fließen konnte, und der Ostwind trieb die Körper der unseligen Schlachtopfer tagelang an der Meeresküste umher.

Seit dem Ausbruch jener Unruhen nun hat das Hereinströmen von Flüchtlingen aus dem Zulu-Lande nach Natal, das seit 1857 zu einer selbstständigen Kolonie mit einem gesetzgebenden Rathe erhoben ist, bedeutend zugenommen. Um diese vor einer Ueberschwemmung zu bewahren und die Flüchtlinge zu nützlichen Unterthanen heranzubilden, hat die Landesbehörde verordnet, daß die Ueberläufer erst 3 Jahre gegen Lohn bei den Kolonisten dienen müssen, der aber zum größten Theil in den Händen der Magistrate bleiben soll, damit die Arbeiter nicht weglaufen. Den Dienstherren ist es verboten zu schlagen oder Unrecht zu thun, und kann der Schwarze in solchem Falle der Obrigkeit sogleich Anzeige davon machen. — „Bei den meisten von diesen Flüchtlingen", schreibt Miss. Posselt, „namentlich bei den sogenannten Soldaten, finde ich, daß sich die Brutalität ungemein stark auf dem Gesicht ausgeprägt hat. Der Mund ist dick und groß und scheint nur zum Zerfleischen gemacht zu sein, die Stirn ist schmal und hat in der Mitte eine tiefe Falte. Der Blick ist tückisch, das ganze Gesicht verräth große Gefühllosigkeit und Abgestumpftheit, der Körper ist knochig und vollfleischig. Ja, wen Umpanda erzogen hat, der muß wohl wie eine Hyäne aussehen. Kommt nun mein sanftmüthiger Herr Christus und bildet so einen Schwarzen, was für andere Gesichtszüge macht er! Und wir werden verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zur andern. Und wär' er ein Bär, er wird zum Lamme."

§. 4. Die Mission in Natal und unter den Zulu's.

Berliner Missionsberichte 1858, p. 243 ff., 341 ff.

American Board, Methodisten- und Norwegische Mission: Berliner Missionsberichte 1836, p. 192; 1837, p. 11 f.; 1841, p. 41 f.; 1843, p. 133; 1847, p. 66, 113; 1848, p. 144; 1849, p. 194; 1850, p. 211; 1858, p. 13. — Basler Missionsmagazin 1838, IV, p. 613 ff.; 1845, II, p. 162; 1849, I, p. 140; IV, p. 143. — Nachrichten der Ostindischen Missions-Gesellschaft in Halle 1854, p. 84 f.; 1855, p. 10 ff., 31.

Englisch-Kirchliche Mission: Berliner Missionsberichte 1837, p. 11; 1838, p. 44 f., 113 f.

Berliner Mission: Berliner Missionsberichte 1847, p. 43, 65, 167 u. a.; 1848, p. 105 f.; 1849, p. 75 f., 118 f., 192; 1850, p. 57, 78 ff., 157, 232; 1851, p. 153 f. und folg. Jahrgänge bis 1859. — Jahresbericht 1847, p. 31 f.; 1848, p. 52 f.; 1849, p. 51 f.; 1850, p. 67 f.; 1851, p. 58 f.; 1852, p. 51 f.; 1853, p. 14 f.; 1854, p. 37 f.; 1855, p. 49 f.; 1856, p. 39 f.; 1857, p. 35 f. Brauer, Missionswesen 2c. II, p. 556 ff. — Calw. Monatsblätter 1852, p. 59 f. — Evangel.-luther. Missionsblatt 1850, p. 186 ff., 200 ff.; 1853, p. 310 f.

Englisch-Bischöfliche Mission: Calwer Missionsblatt 1856, p. 83. Monatsblatt 1838, p. 42. — Berliner Missionsberichte 1858, p. 91 f.

Hermannsburger Mission: Evang.-luther. Missionsblatt: 1851, p. 371 f. Hermannsburger Missionsblatt von 1854 an. — Basler Missions-Magazin 1853, IV, p. 42; 1855, II, p. 51; III, p. 51 u. a. Berliner Missionsberichte 1855, p. 32 f.; 1857, p. 22 f. Rheinische Missionsberichte 1857, p. 47 f. Missionsfreund 1853, p. 10 f., 19; 1854, p. 4 f.; 1855, p. 61 f.; 1856, p. 17 f.; 1857, p. 17 f.; 1858, p. 37 f., 88, 130.

Die Mission unter den Zulu's begann bereits um 1834, da die Kunde von dem mächtigen Zulu-Reiche auch nach England gedrungen war,

und König Dingan gleich seinem Bruder Tschaka eine Gesandtschaft an's Kap geschickt hatte, um mit den weißen Männern, deren Etliche am Port Natal sich niedergelassen, einen Verkehr zu beginnen. Ein frommer Militär in England, Kapitain Gardiner, der sich für die süd-afrikanische Mission lebhaft interessirte und deshalb 1834 selbst nach dem Kap reiste, durchwanderte die Ostküsten Süd-Afrika's und erkannte endlich Port Natal als den wichtigsten Punkt für die Verfolgung seiner weiteren Plane, ließ sich dort unter den wenigen Kolonisten nieder und besuchte 1835 Dingan in seiner Residenz. Der nahm ihn zwar freundlich auf, wollte aber, durch die nicht sonderlich freundliche Aufnahme seines Gesandten am Kap gegen die Fremden eingenommen, durchaus nicht erlauben, daß sein Volk von dem fremden Lehrer unterrichtet würde. Gardiner legte deshalb auf Bitten der Kolonisten am Port Natal zunächst einen Schulplatz für die Kinder der Eingebornen auf Grund und Boden der Kolonie an, und so entstand Berea unter einer Bevölkerung von mehr als 3000 Seelen. Endlich gab auch Dingan dem Kapitain die Erlaubniß, in der jenseits der Tugela unmittelbar am Meere liegenden Landschaft Hlomanlheni, welche sechs große Militär-Kraale und zeitweise eine sehr zahlreiche Bevölkerung enthielt, nach dem Ausrücken der Regimenter aber wie ausgestorben war, zu predigen und Schule zu halten. Hier legte denn Gardiner die Station Kumula an, predigte selbst und hielt Schule ein halbes Jahr lang bald auf diesem, bald auf jenem Platze, und sah mit Freuden Jung und Alt zum Lernen herbeilaufen. Nachdem er so der Mission den Weg bereitet, kehrte er Anfangs 1836 nach England zurück, und forderte die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft auf, die beiden von ihm angelegten Plätze mit Missionaren zu besetzen, theilte ihr auch mit, daß der Kolonist Herr Fynn bereits eine Uebersetzung des Neuen Testaments in das Zulu begonnen habe. Leider konnte die Gesellschaft, obschon sie Gardiners Gesuch als dringlich anerkannte, augenblicklich über keinen Missionar für das neu eröffnete Gebiet verfügen.

Inzwischen war die große **Amerikanische Missions-Gesellschaft** auf das Zulu-Reich aufmerksam geworden. Sechs Sendboten derselben verließen mit ihren Frauen am 3. Dezember 1834 Boston, und landeten am 5. Februar des folgenden Jahres in der Kapstadt. Von da begaben sich zwei von ihnen über Griquatown, wo sie zur Vorbereitung längere Zeit verweilten, zu dem Könige der innern Zulu (Matabelen) Mosolekatsi, der ihnen auf ihre Bitte die ehemalige Baharutsenstadt Mosika als Station anwies. Die andern, für die Küsten-Zulu bestimmten Missionare, nachdem sie bis dahin in Erwartung der Beendigung des Kafferkrieges in der Kapstadt geblieben, segelten am 7. August 1835 nach der Algoabay und am 7. Dezember nach Port Natal ab, begaben sich im Januar 1836 zu Dingan, wurden gleichfalls freundlich aufgenommen, erlangten aber zunächst nur die Erlaubniß, in der Nähe von Port Natal sich niederzulassen und eine Schule anzulegen. Das geschah denn am Laziflusse (Umlazi) im Süden von Port Natal, und als Dr. Adams, der die Schule leitete, seine Erwartungen übertroffen sah, da die Kinder nicht blos zärtlich an ihrem Lehrer hingen, sondern

auch die englische Sprache mit Geläufigkeit lernten, lasen und schrieben, brachen seine Mitarbeiter, Champion und Grout, schon im September 1836 zu einem zweiten Besuche bei Dingan, der damals seine Residenz zu Kinghloof hatte, auf. Mit Vergnügen hörte dieser von dem Erfolg der Schule am Port Natal, war überaus freundlich und zuvorkommend, wünschte dringend Unterricht im Lesen und wies den Missionaren in Hlomanlheni eine Stelle zu einem Schulplatz an, gab auch allem Volk in der Landschaft Befehl, die Kinder zu den weißen Männern in die Schule zu schicken. Obwohl diese des Eindrucks sich nicht erwehren konnten, daß Dingan bei alle dem von einem gewissen Argwohn und zurückhaltendem Wesen nicht frei war, legten sie doch in Gottes Namen die Station Ginani an, wohin Dingan selbst, da wegen der eigenthümlichen Landesverhältnisse nur wenige Kinder die Schule besuchten, einige Knaben und Mädchen zum Unterricht ihnen sandte. Dabei beschäftigten sie sich mit Erlernung der Sprache, wofür besonders Miss. Champion bestimmt war, gingen in der Bekämpfung des Heidenthums sehr vorsichtig zu Werke, und unterhielten so ein ganzes Jahr lang mit Kinghloof einen freundschaftlichen Verkehr. Die Eingebornen erwiesen sich durchaus nicht feindselig, rings um Ginani ruhete am Sonntag jede Arbeit und zwischen 100 und 200 Leute fanden sich zur Predigt ein.

Mitte 1837 erschien auch der zum englischen Magistrat für die dortige kleine Kolonie ernannte Kapitän Gardiner wieder in Port Natal, nachdem er unterwegs in Kapstadt und Grahamstown Vereine für die Zulu-Mission gebildet hatte, für welche besonders der Gouverneur Sir Benjamin D'Urban, von welchem die jetzige Hafenstadt am Port Natal ihren Namen trägt, sich lebhaft interessirte. Mit Gardiner kam, von der **englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft** ausgesandt, Miss. Owen. Beide, mit reichen Geschenken für den König versehen, begaben sich ohne Aufenthalt zu Dingan, trafen ihn in der besten Stimmung, so daß Owen selbst vor ihm und seinem Hofstaate predigen durfte, wobei er aufmerksam zuhörte und öfters Fragen einwarf, und erlangten ohne Mühe die Erlaubniß, daß Miss. Owen ganz in der Nähe von Kinghloof, wo des Königs Leute auf einem Hügel eine Hütte für ihn einrichteten, sich niederlassen, und eine zweite Station in der Nähe einer andern Residenz des Königs angelegt werden sollte. Sehr zufrieden mit diesem Bescheid kehrten Gardiner und Owen zunächst wieder nach Port Natal zurück; kaum vier Wochen später aber erschienen die **Amerikanischen** Missionare Wilson und Venable, deren Unternehmen im Matabelen-Lande bei Mosolekatsi gänzlich fehlgeschlagen war, am Hofe des Königs Dingan, begehrten seine Erlaubniß zur Niederlassung, und erhielten einen vortrefflichen Platz, Temba, zwischen Kinghloof und Ginani, wo bereits eine Presse errichtet und Elementar-Schulbücher gedruckt wurden, im September 1837 bereitwilligst eingeräumt.

Kurz darnach (Oktober 1837) ließ Miss. Owen auf seiner Station dicht bei Kinghloof sich nieder und stand etliche Wochen mit Dingan, der Lesen und Schreiben lernte und auch einen Haufen Knaben zum

Unterricht ihm zusandte, im besten Vernehmen, bat aber vergeblich um die Erlaubniß, dem Volke predigen zu dürfen, bis ihm endlich gestattet ward, eine Predigt in des Königs und seiner Räthe Gegenwart zu halten. Dabei gab es jedoch einen solchen Auftritt des bittersten Hohnes und Spottes von Seiten dieser Zuhörer gegen die ewige Wahrheit, daß Owen am liebsten auf und davon gegangen wäre. Dingan aber hieß ihn ruhig bleiben und brauchte ihn zur Besorgung des Ende 1837 zwischen ihm, den Bauern und Kapitän Gardiner geführten Briefwechsels. Vom Lesen und Schreiben wollte er schon damals nichts mehr wissen, und verlangte statt dessen Feuerwaffen von dem Missionar, der trotz Gardiner's Warnungen immer noch blieb und durch die Gemeinschaft der Bostoner Missionare Wilson und Venable in Temba sich stärkte. Da erfolgte im Februar 1838 die verrätherische Ermordung des Pieter Retief[1]) und seiner Genossen zu Kinghloof fast unter den Augen des Miss. Owen, der, nachdem der König erklärt hatte, er werde die Lehrer nicht aus dem Lande treiben, aber auch ihrem Weggange nicht entgegen sein, fünf Tage nach jenem Blutbade die Residenz verließ, von Dingan, der ihm bis zur Tugela sicheres Geleit gab und ihm „eine sehr, sehr, sehr gute Reise" wünschte, in Frieden schied und sich zunächst nach Temba wandte, wo er die amerikanischen Missionare gleichfalls zur Abreise bereit fand. Einer von ihnen, der nochmals nach Kinghloof ging, um bei dem König sich zu verabschieden, fand diesen sehr freundlich; es war ihm unangenehm, daß die Missionare das Land verließen, er versprach sogar, alle Verbote gegen die Predigt zurückzunehmen: doch wer konnte ihm trauen? Owen verließ mit den Bostoner Brüdern zu Temba und Ginani das Land; die Tugela ward glücklich passirt, und Gardiner[2]) begrüßte sie sämmtlich wohlbehalten auf seiner Station Ambanati. Diese wie Berea aber wurde in den nun folgenden Kriegen zwischen den Bauern und Dingan durch die Heerhaufen des Letzteren gänzlich verwüstet, nachdem Gardiner mit den amerikanischen Missionaren bereits nach dem Kap geflüchtet war. Miss. Owen aber, der sich noch einen Monat am Port Natal zu halten suchte, sahe von einem gerade um diese Zeit einlaufenden Schiffe aus, wie die wilden Horden plündernd und mordend über die Küste sich ergossen: dann fuhr auch er hoffnungslos dem Kaplande zu.

Nachdem aber der Krieg beendet und im März 1839 die Bauern durch einen Vertrag mit Dingan in den Besitz der nachherigen Natal-Kolonie gekommen waren, kehrten die **Amerikanischen Missionare** nach Port Natal zurück und fanden bei den Bauern daselbst eine sehr freundliche Aufnahme. Einen von ihnen, Lindley, nöthigten sie so lange, bis er ihr Pastor in Pietermaritzburg wurde, den beiden andern, Adams und Champion, gestatteten sie sehr gern, die alte Station Umlazi (1841) wieder zu beziehen, wo sich viele flüchtige Zulu gesammelt hatten; endlich wollte auch der neue Zulu-König Panda

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1858, p. 2 ff.

[2]) Es ist dies derselbe Gardiner, der später in Patagonien so traurig endete. cf. Kleine Miss.-Bibl. I, 2, p. 263 ff.

einen Missionar haben, kam selbst in die Kolonie und lud Miss. Grout freundlich ein, zu ihm zu kommen und auf seinem Hauptkraal Nodwengu zu wohnen. Da die Bauern in ihrem Volksrath (April 1841) sich damit einverstanden erklärten, folgte Grout der Einladung des Panda und legte noch in demselben Jahre in der Nähe von Nodwengu die Station Inkanyezi („der Stern") an. Als nun der Herr auf Grout's Gebet hier in sehr dürrer Zeit öfters Regen sandte, waren König und Volk außer sich über den gewaltigen Regenmacher, wie das in der südafrikanischen Mission schon mehrmals so gegangen. Der König schickte dem Missionar Vieh, und das Volk sandte die Kinder zur Schule und besuchte die nothdürftig erbaute Kirche. Aber es dauerte eben nicht lange, da vermerkte Panda sehr übel, daß das bei Inkanyezi liegende Volk seinen Kraal so wenig besuchte. Das hatte freilich seinen guten Grund; denn da man vermuthete, daß der König, der selbst nie den Gottesdienst besuchte, das Kirchengehen am Sonntage nicht gern sehe, und in dieser Zeit schon der Blutdurst, der Panda nachher so berüchtigt gemacht, zu erwachen anfing, so mochte man nicht gern zu Hofe gehen und ihm unter die Augen treten, um seinen Zorn nicht zu reizen. Das benutzten aber die Feinde der Mission, um dem König allerlei Lügen in die Ohren zu setzen, und eines Morgens erschien eine Abtheilung Soldaten auf dem Platze, welche die Hütten der besten Freunde Grout's überfielen und Groß und Klein in denselben todtschlugen. Dem Missionar thaten sie nichts; er hielt es aber für gerathen, das Land zu räumen, denn Alle sagten, Panda würde auch den „weißen Mann" tödten. So ging „der Stern" im Zulu-Reiche wieder unter.

Als nun nach Aufgabe dieser Station bei der durch die Kämpfe zwischen den Bauern und Engländern bewirkten Unsicherheit des Missionswerks in der Kolonie die amerikanische Missions-Gesellschaft ihren Arbeitern schon geboten hatte, das Land zu räumen und die Zulu-Mission in Natal aufzugeben, 1843 aber die vor Panda's blutdürstiger Grausamkeit flüchtenden Zulu in hellen Haufen über die Tugela kamen, wandten sich die Engländer in einer besonderen Bittschrift nach Boston mit dem dringenden Gesuch, die Arbeiter auf einem Felde zu lassen, wo es so viel zu thun gäbe, und für das man alle mögliche Unterstützung versprach. Die Gesellschaft ließ sich dazu willig finden, und hat seitdem ihre Arbeit unter den Zulu-Flüchtlingen in der Kolonie treulich fortgesetzt bis auf diesen Tag. So hat sie denn jetzt über 12 Stationen mit etlichen Nebenstationen in der Natalkolonie, Umlazi (Umlasi) mit einem Erziehungs-Institut, Umvoti, Inanda, Umfunduzi, Eisidumbini, Mayumulo, Itafamasi, Table Mountain (der Platz des frühern Berliner Miss. Döhne), Amanzimtote, Ifumi, Amahlongwa, Isafa, Umtwalumi, die sämmtlich im Niederlande nach der Küste zu liegen. Dennoch ist die Frucht ihrer Arbeit zur Zeit noch sehr gering; man zählt nur etwa 200 Getaufte.

An ihren Bekehrten können die Missionare am Meisten den materiellen Fortschritt loben. Einige haben sich Karren und Ochsen gekauft, feste Häuser in englischem Styl erbaut, besseres Geräth angeschafft und sich anständigere Kleider zugelegt. Die zwei

größten Kapellen in ganz Port Natal, die eine zu Umvoti, die andere zu Umlazi, der weitaus blühendsten Station, sind von christlichen Eingebornen erbaut worden. Alle gaben ihre Hände, Viele auch Geld oder Geldeswerth dazu her; sie selbst fertigten die Backsteine, bereiteten das Zimmerholz zu, errichteten das Gebäude (46′ lang und 31′ breit), deckten und berappten es, und brachten die nöthigen Sitze an, ohne daß irgend ein weißer Arbeiter geholfen hätte. Die „Besten" unter ihren Leuten aber sprachen über ihren innern Zustand sich also aus: „Wir Gläubige, die wir noch in der Kirche bleiben', wissen nicht was wir sind; Christen oder Heiden, Gläubige oder Ungläubige — oder Heuchler. Wir haben andere von anscheinend mehr Erkenntniß, Stärke und Güte aller Sünde feierlich entsagen hören.... und dann doch ihren Bund brechen sehen. Wahrlich in uns Schwarzen ist kein Nachgedanke, keine Weisheit, keine Ueberlegung, keine Herzensehrlichkeit, keine Liebe zu Gott, keine Festigkeit des Charakters. — Dennoch glauben Einige von uns noch immer an das Evangelium und meinen auch, es zu lieben. — Unser Vorsatz ist noch immer, Gott zu dienen und zu ehren und darin bis an unser Ende zu verharren. Das sind unsere Gedanken, Gefühle und Wünsche heute. Was morgen sein wird, wissen wir nicht."

Um dieselbe Zeit, als die amerikanischen Missionare zum Bleiben in Natal sich entschlossen, fingen auch die **englischen Methodisten** ihre Arbeit in der Küstengegend der Kolonie an. Von ihren 4 Stationen aber bestehen nur zwei, Indaleni (Emaleni) und Palmerton, letzteres in der Nähe des Mpondo-Häuptlings Faku, ausschließlich für die Zulu, während die andern beiden in D'Urban und Pietermaritzburg es vorwiegend mit der weißen Bevölkerung zu thun haben.

Bereits im Jahre 1845 sandte auch die **Norwegische Missions-Gesellschaft** ihre ersten Boten, den Pastor Schreuder (Schröder) nebst einem Gehülfen, Thomassen, in die Natalkolonie. Schreuder wollte sich hier nicht niederlassen, sondern suchte den König Panda in Nodwengu selber auf, der aber von Missionaren in seinem Lande nichts wissen wollte, so daß jener sich unverrichteter Sache in die Kolonie zurückziehen mußte, wo er eine Zeit lang mit den amerikanischen Missionaren in Verbindung blieb und die Zulu-Sprache lernte, ohne eine Station anzulegen, bis er 1847 nach der Kapstadt ging und hier auf den Gedanken kam, als Missionar nach China zu gehen, was er auch ausführte.

Noch vor Schreuder's Weggang aus der Natalkolonie traf ein Methodisten-Missionar Allison daselbst ein. Der hatte von den wesleyanischen Missions-Stationen im Bassuto-Lande aus den Versuch gemacht, im Nordwesten des Zulureiches in dem westlich von der Delagoa-Bai im Innern liegenden und dem König Panda tributpflichtigen Lande der Baraputsen zu Matamba eine Mission zu beginnen. Anfangs hielt sich zwar viel Volks zu seiner Predigt, bald aber zeigte sichs, daß die Stationsleute bei ihrer anscheinenden Liebe zu dem Missionar nicht frei von politischen Interessen waren, weshalb der König des Landes sich veranlaßt fand, die Station zu überfallen und ein Blutbad unter ihren Bewohnern anzurichten. Allison und seine Frau blieben zwar verschont, verließen aber eiligst den Schreckensort und kamen nach einer Reise von 40 Tagen in Natal an, wo Allison[1]) wenige Stunden südwestlich von Pietermaritzburg die Station Edendale gründete. Später hat er sich von seiner Gesellschaft getrennt und unterhält auf

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1852, Nr. 4.

eigene Hand den Platz, welcher die gesegnetste Station in der Natalkolonie geworden ist. Die Leute, welche auf Edendale sich niedergelassen haben, sind seine früheren Stationsleute und deren Stammgenossen aus den Swazi-Kaffern, welche ihrem Missionar treulich dahin gefolgt sind.

Es war in demselben Jahre 1847, als auch die ersten Sendboten der **Berliner Missions-Gesellschaft**, Döhne, Posselt und Güldenpfennig, in der Natalkolonie ankamen, nachdem sie durch den Krieg (1846) von ihren Stationen in Britisch-Kafferland vertrieben und von einem ihnen befreundeten englischen hohen Beamten in der Kolonie hierher eingeladen waren. Döhne übernahm bald ein Pfarramt bei den Bauern in Pietermaritzburg und trat dann in die Dienste der amerikanischen Missions-Gesellschaft, die beiden Andern aber gründeten im Juni d. J. in einer schönen, wasserreichen, fruchtbaren und gesunden Gegend die Station Emmaus in den Drakenbergen, die einzige im Hochlande, nicht weit von dem 2—3000 Mann starken Stamme der Amangwana-Kaffern (Ngwanen) unter dem Häuptling Usikali (Sikali). Die Missionare fanden diese Kaffern gleich von Anfang an in ihrem heidnischen Wesen mehr gebrochen, und lange nicht so unverschämt, grob, ekelhaft und diebisch, wie die Kosa's, mehr an Zucht und Ordnung gewöhnt, aber ärmer. Dennoch währte es lange, ehe tiefere Eindrücke des Evangeliums bei ihnen zu bemerken waren. Schule und Gottesdienst kamen bald in geordneten Gang, als das Gerücht vom Anrücken des Zulukönigs Panda die Missionare zu eiliger Flucht nach Pietermaritzburg trieb, von wo sie jedoch, da es bei dem bloßen Schreck blieb, schon im December 1847 auf ihre Station zurückkehrten.

Der erste Schwarze, der sich in Emmaus näher an sie anschloß, war ein alter Häuptling, Umboni. Doch wollte er sich nicht zum Herrn bekehren, wollte seiner besseren Erkenntniß Trotz bieten und von dem alten Sünden- und Schandleben nicht lassen. Von Gewissens-Unruhe über diesen Widerstand gequält, suchte er sich anfangs mit dem Taumelkelch des Lasters zu berauschen, und als es ihm damit nicht gelang, fluchte er den Missionaren, lästerte Christum und sein Wort mit den schändlichsten Reden, und that sein Möglichstes, um Andere vom Besuch des Gottesdienstes abzuhalten. Den Gliedern seines Hauses, die dem Heidenthum bereits entsagt hatten, that er alles mögliche Herzeleid an. Je ärger der alte Sünder aber lästerte und wüthete, desto fleißiger beteten die Missionare für ihn, und so haben sie ihn endlich doch gewonnen. Ostern 1850 konnte er getauft werden, und starb bald hernach, ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Mitte 1848 ließ sich Posselt auf dringendes Bitten der dortigen Deutschen in Neu-Deutschland (New-Germany) nieder, wo außer jenen und einigen Engländern auch eine große Anzahl von Zulu's als Dienstleute der Bauern ein reiches Arbeitsfeld ihm darboten, während Güldenpfennig auf Emmaus, der in Miss. Zunkel einen Gehülfen erhielt, den holländischen Bauern auf ihre dringende Bitte in einem benachbarten Kirchlein jeden Monat einmal unter eifrigem Zudrang predigte und sich dadurch nicht nur ihre hülfreiche Liebe erwarb, sondern auch ihre Stimmung für die Mission gewann. Ein Gleiches gelang Posselt bei seiner weißen Gemeinde in Neu-Deutschland durch die wunderbare Umwandlung, welche sie das Evangelium an den Schwarzen hervorbringen sahen. Schon war auch die Kaffer-Gemeinde daselbst auf 50 Glieder angewachsen, als Posselt 1852 durch das Uebergehen des

von den Kaffern bewohnten Grundstücks in andere Hände sich genöthigt sah, Neu-Deutschland zu verlassen und mit seiner Kaffer-Gemeinde nach Emmaus überzusiedeln, wo die Mission den nöthigen Grund und Boden für etwa 1500 Thlr. eben erkauft hatte. Auf die dringendsten Bitten der deutschen Gemeinde kehrte er im Mai 1854 mit 24 getauften Kaffern nach Neu-Deutschland zurück, wo der Administrator der Kolonie vorläufig auf 7 Jahre einen bereits cultivirten Platz von 200 engl. Morgen für die Anlegung eines Missions-Dörfleins ihm überließ. Durch seinen Weggang ward die Seelenzahl der eigentlichen Bewohner des bereits zu einem freundlichen Dörflein sich gestaltenden und mit einer zweckmäßigen Wasserleitung versehenen Emmaus wieder auf 57 reducirt, darunter 28 Getaufte[1]). Eines der festesten Bänder, womit das Heidenthum auch die Kaffern in Natal an sich fesselt, ist die Vielweiberei; ihr öffentlich zu entsagen, wurde von 1854 an den Täuflingen zur Pflicht gemacht.

Um dieselbe Zeit kamen die Hermannsburger Missionare nach Natal, nachdem die geringe Zahl der in der Kolonie arbeitenden Missionare bereits 1849 durch **die Norweger** vermehrt worden war. Schreuder, dessen nordisches blondes Haar Miss. Gützlaff als ein unübersteigliches Hinderniß für eine gesegnete Wirksamkeit unter den Chinesen erklärt hatte, war nach Jahresfrist schon wieder in der Kapstadt, wo der damalige englische Gouverneur ihn zur Wiederaufnahme seiner Mission unter den Zulu's bewog. Bereits im Frühjahr 1849 befand er sich demnach auf einem in der Nähe von Pietermaritzburg zur Anlegung einer Station gekauften Bauernplatze, wo noch in demselben Jahre 3 Missionare seiner Gesellschaft bei ihm ankamen. Nun suchte er seinen ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen und war eben im Begriff, ganz dicht an der Tugela, also an der Gränze zwischen der Kolonie und Panda's Lande, eine Station anzulegen, als König Panda, auf den Tod erkrankt, zu ihm schickte und um Medizin bitten ließ. Er erhielt sie und genas, wodurch Schreuder so in seiner Gunst stieg, daß er ihm gestattete, in seinem Lande sich niederzulassen. Diese Niederlassung liegt nur eine Tagereise von der unteren Tugela und noch mehrere Tagereisen von Nodwengu, dem königlichen Haupt-Kraal. Die norwegische Gesellschaft aber hat seitdem wenig zur Erweiterung der Arbeit ihrer Missionare gethan, und dieselben haben jüngst die Hermannsburger eingeladen, zu ihnen in das Zulu-Land zu kommen, um dort eine neue Station anzulegen.

Die **Hermannsburger Missionare** wurde gegen Ende 1854 wider ihren ursprünglichen Plan nach der Natalkolonie geführt. Schon im Jahre 1849 hatte sich durch die belebende Wirkung des heiligen Geistes unter der Leitung des Pastors Harms die Pfarrgemeinde Hermannsburg im Königreich Hannover zu einer Missions-Gemeinde gebildet. Ein Missionshaus wurde durch Kauf erworben, und anfangs Oktober des genannten Jahres segnete Pastor Harms in der Kirche 12 Zöglinge zum Dienst für die Mission ein. Der Bruder des Pastors, Kandidat Theodor Harms, übernahm das Inspektorat, und das Missionshaus

---

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1854, p. 202 ff.

wurde der kirchlichen Oberbehörde untergeordnet. Man hoffte alle 3 oder 4 Jahre etwa 12 Missionare in die Heidenwelt aussenden zu können.

„Die ersten Zwölf“, schrieb Harms in dem Zeitblatt für die Angelegenheiten der Luther. Kirche, von Dr. Petri, 1851, p. 85 f., „sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen; da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt sind, und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unserer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heiden-Gemeine, so sollen etwa 2 oder 3 bei der zurückbleiben, und die übrigen nicht hunderte oder zehn, sondern 1, 2 oder 3 Meilen weiter ziehen und da ebenso wieder anfangen, und die von hier nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben und besetzen dann ihrerseits geeignete, nahe gelegene Stellen, so daß binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missions-Stationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist.“

Die Absichten dieser Mission waren zunächst auf die Galla's in Ost-Afrika, von denen wir im nächsten Heft Weiteres hören werden, gerichtet. Ein paar zum Glauben neu erweckte junge Leute von der deutschen Flotte, die auf den Gedanken gekommen waren, in Afrika durch Gründung einer Kolonie dem Sklavenhandel entgegen zu wirken, brachten den Vorstand der Hermannsburger Mission auf die Idee, seinen künftigen ostafrikanischen Missionaren Kolonisten beizugeben und ein eigenes Schiff zur Hinüberschaffung derselben zu bauen, das am 27. September 1853 in Harburg vom Stapel lief und mit der nöthigen Ausrüstung über 19,000 Thaler kostete, die von Freunden der Mission zusammengebracht waren. Das prächtige Schiff trägt den Namen der Königin Kandace aus Mohrenland, mit deren Bildniß es auch am Vorder- und Hintertheil geschmückt ist, und ging im Oktober 1853 mit 8 Missionaren, von denen 6 kurz zuvor in Stade nach wohlbestandenem Examen die Ordination empfangen hatten, und 8 Kolonisten von Hamburg aus, wo es befrachtet ward, unter Segel. Erst am 30. Mai 1854 langten die Hermannsburger auf der „Kandace“ in Mombas an, von wo sie zu den Galla's vorzudringen gedachten, wurden aber durch den Imam von Maskat zurückgewiesen, und landeten darauf in Port Natal, wo sie in Neu-Deutschland und bei Miss. Posselt die herzlichste Aufnahme fanden. Mit Hülfe des Letzteren kauften sie dann von der Regierung für 4000 Thlr. einen Platz an der Ihlambiti, welchen sie (Neu-) Hermannsburg nannten. Hier richteten sie sich, wie andere Kolonisten dort zu Lande, ein, bauten ein großes Haus, suchten den Platz urbar zu machen und hatten dabei zu erleben, was der Kolonist insgemein zu erleben hat. Wenn sie auch nicht vorwiegend dem eigentlichen Missionsdienste nachgehen konnten, wie das der Missionar bei seiner Ansiedelung in der Wüste in den ersten Jahren nur selten oder nie kann, so verloren sie denselben doch nicht aus den Augen. Da indeß Hermannsburg keine Location war, kamen die Kaffern mit den Missionaren nur vereinzelt in Verbindung als Leute, die auf dem Platze arbeiteten. Man versuchte ihre Sprache zu lernen, ließ sie Antheil am

Gottesdienste nehmen, unterrichtete sie auch, so gut es beim Mangel an Sprachkenntniß gehen wollte, und taufte Einige, die sich dazu bereit finden ließen. Freilich ging es mit denselben in mancherlei Schwachheit, wie es mit den Erstlingen dieser Art bei jeder Mission so zu gehen pflegt. Auch wurde mit einem Paar eingeborener Kinder der Anfang zu einer Schule gemacht. Mit dem Lebensunterhalte ging es oft knapp her; der fleißigste Kolonist muß in den ersten Jahren seiner Niederlassung etwas zuzusetzen haben, und Harms mußte den seinigen kräftig unter die Arme greifen. Nach 1½ Jahren verließen bereits 2 Paare Hermannsburg, indem die Regierung den Kolonisten jetzt gestattete, sich auch auf den Kaffer-Locationen niederzulassen, von denen sie früher ausgeschlossen waren, dabei aber zugleich bestimmte, daß einem jeden Missionar, der sich mit niederlassen würde, für sich und seine Kaffern ein bestimmtes Stück Land als unveräußerliches Eigenthum übergeben werden sollte. So wurden einige Stunden von Hermannsburg, näher der Gränze des Zulu-Reiches, (1856) in Kaffern-Locationen 2 neue Stationen, Etembeni und Ehlenzeni, von 4 Hermannsburgern besetzt, die nun erst eigentlich unter die Heiden kamen.

Um dieselbe Zeit nahm Harms eine neue Aussendung vor, und die bisher zu Handelszwecken benutzte „Kandace" transportirte jetzt 4 Bräute für Brüder in Port Natal, 5 Kolonisten nebst deren Familien, und 90 Kisten zur Verproviantirung der jungen Kolonie, die erst nach einer ungewöhnlich langen Fahrt den Ort ihrer Bestimmung glücklich erreichten. Bald darauf bekam das Missionshaus in der Heimath nach dem Abgange des Bruders von Pastor Harms einen neuen Inspektor, Namens Baustädt, und die Mission in Afrika in dem frühern rheinischen Missionar Hardeland, einem Hannoveraner, einen Superintendenten. Die ausgewanderten Bauern aber, welche die Station am Kolobeng (s. B. §. 2) zerstört hatten, wandten sich jetzt an die Hermannsburger mit dem Gesuch, unter Setschele's Stamm die Mission wieder anzufangen, wo denn Einer von ihnen sich festgesetzt hat. Endlich haben auf die Einladung des Miss. Schreuder einige der ältern Hermannsburger Brüder (1858) sich in das Zulu-Reich begeben, um dort Stationen anzulegen. Ein zweiter in diesem Jahre gemachter Versuch, zu den Galla's zu kommen, ist abermals gänzlich fehlgeschlagen; von Bekehrungen und Bildung der Gemeinden auf den 4 Hermannsburger Stationen aber, davon 3 in der Natalkolonie und 1 in der südafrikanischen Republik liegen, kann bei einer so jungen Mission natürlich noch nicht viel die Rede sein.

Kaum waren die Hermannsburger (1854) in Natal angekommen, so folgte ihnen der **englische Bischof** Dr. Colenso. Er war von keiner Gesellschaft ausgesandt, sondern sollte die englische Kirche in der Natalkolonie vertreten, wie das diese Kirche in allen Kolonien Englands thun läßt. Der Bischof hat aber die ernstliche Absicht, auch auf die Heiden seines bischöflichen Sprengels einzuwirken, und war dazu von England aus mit bedeutenden Mitteln versehen. Er hatte den Plan, außer den von der „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums" gegründeten Schulen eine Muster-Missions-Station für die Zulu der Kolonie anzulegen. Ein zahlreiches Missions-Personal begleitete ihn, und sicher war

so großartig die Mission in diesem Lande noch nicht in Angriff genommen worden. In der Nähe von Pietermaritzburg kaufte der Bischof ein Grundstück, auf welchem die Station Ekukanyeni („im Lichte") angelegt wurde. Er selber leitete das Ganze, und obwohl der Erfolg auch hier bisher nur gering gewesen, konnten doch bereits einige Bekehrte getauft werden.

Mittlerweile war auch die **Berliner Mission** zu Emmaus in Segen fortgegangen. Ein neues Kirchlein, zu welchem Missionsfreunde in der Heimath 1857 eine Glocke schenkten, ward durch Miss. Zunkel nicht ohne Schwierigkeiten gebaut, auf Usikali's 2 Stunden entferntem Kraal fleißig gepredigt, da der Häuptling nur selten nach der Station zum Gottesdienste sich bemühte, zwei Gemeinde-Aufseher bestellt, und Sonntags und in der Woche Gottesdienst, Schule und monatlich Missionsstunde gehalten. Die Gemeinde, in welcher bei aller Gebrechlichkeit doch Fortschritte zum Besseren wahrzunehmen waren, bestand Ende 1858 aus 39 Seelen mit 13 Kommunikanten. Auf der Station selbst wohnten nur 58 Kaffern; den Gottesdienst besuchten von den Stationsleuten und aus der Nachbarschaft 50—70 Personen. In Neu-Deutschland, dessen Existenz 1857 dadurch, daß die Deutschen das Grundstück käuflich erwarben, definitiv gesichert ward, wirkte Posselt mit Segen unter der weißen Gemeinde von etwa 28 Familien, in welcher er in demselben Jahre auch einen Missionshülfsverein für die Berliner Gesellschaft einrichten konnte, welcher 100 Thlr. preuß. Beiträge gegeben hat. Das für seine Kaffergemeinde am Umgeni-Flusse angekaufte Stück Land hat er mit einem andern, günstiger gelegenen, vertauscht, und auf diesem neuangekauften „Institut" Christianenburg [1]) haben die Ansiedelungen bereits ihren Anfang genommen. Posselt rechnet 500 Kaffern, welche sich jetzt (Ende 1858) zu dem Institute halten, obschon nicht alle auf demselben wohnen. Die Gemeinde besteht aus 74 Seelen, darunter etwa 50 Kommunikanten. Zwei christliche Kafferjünglinge von hier machten die letzte Fahrt der „Kandace" nach Zansibar als Dolmetscher mit. Eine auf dem Platze Vaalbank unter den Leuten des Kaffer-Häuptlings Putini durch Miss. Güldenpfennig 1857 begonnene Station ward wieder aufgegeben, und dafür 1858 unter den zu dem Stamme des Häuptlings Libalele gehörigen Kaffern zwischen Emmaus und dem kleinen Koloniedorf Veenen in fruchtbarem, obschon mit Dornen bedecktem Lande die neue Station Stendal gegründet.

Von dem Erfolg der unter König Panda im Zulu-Reiche stehenden Norweger und Hermannsburger ist bis jetzt wenig bekannt geworden. Doch haben die Ersteren in der Revolution von 1856, die dem Panda beinahe Thron und Leben kostete, unangefochten dort wohnen dürfen. Panda's alte Freunde, die Bauern vom Sinyati, und der englische Gouverneur von Natal scheinen im Jahre 1857 die Gefahr vom Zulu-Fürsten abgewandt zu haben. Es ist jetzt Alles ruhig in seinem Reiche, und Händler und Jagdparthien ziehen dort unbehelligt ihre Straße. Wann aber werden die Missionare ihnen in Haufen über

---

[1]) cf. Berliner Miss.-Ber. 1858, p. 329 ff.

die Tugela und den Sinyati (Umzinyati) nachgehen? Bis jetzt haben sie an den 76,000 Heiden im Unterlande und den 25,000 im Oberlande der Kolonie noch vollauf und für lange Zeit zu thun, doch freuen sich die Berliner, unter den Letzteren jetzt etliche neue Stationen anlegen zu dürfen, und hoffen, wenn der Herr Gnade gibt, von dort aus in das Zulu-Reich mit Norwegern und Hermannsburgern zusammen vorgehen zu können.

Schlußwort über die südafrikanische Mission.

So haben wir denn den Gang der südafrikanischen Mission vom Kap der guten Hoffnung aus nach Norden und Nordwesten, nach Osten und Nordosten verfolgt, und sind ihr durch die Völkerstämme der Hottentotten, Betschuanen und Kaffern, deren Zustände und Geschichte wir dabei zugleich in's Auge gefaßt, bis in das unbekannte Innere von Afrika, bis an den neuentdeckten Ngami-See und an den mächtigen Zambesi nachgegangen. Wir haben die Kapkolonie sich bilden und immer weiter ausdehnen und entwickeln, wir haben die harten Boeren auswandern und neue Staaten gründen, wir haben die gewaltthätige Unterdrückung, die mächtigen Bewegungen und die blutigen Kämpfe der verschiedenen Völkerstämme Süd-Afrika's gesehen. Wir haben aber auch das Evangelium auf seinem Segenslauf begleitet, und die Schaaren von Evangelisten[1]), die, seit der fromme Bruder Georg Schmidt (1737) in Bavianskloof die ersten Hottentotten bekehrt, in den letzten 60—70 Jahren vom Kap der guten Hoffnung aus Süd-Afrika nach allen Richtungen durchzogen und unter Mühen und Gefahren, unter Sorgen und Kämpfen, unter Gebet und Thränen in die Herzen seiner Bewohner den Samen des göttlichen Wortes unverdrossen ausgestreut und unter den rohen Heiden die Keime der Bildung und Gesittung gepflanzt haben.

Da ist zuerst (1792) die Brüdergemeinde mit ihren Stationen unter Hottentotten, Fingu's und Tambukki's, deren Missionare sich selbst durch Ackerbau, Viehzucht, Handwerk und Handel unterhalten, so daß die Gesellschaft daheim nur für Erziehung der Kinder und etwaige Reisekosten zu sorgen hat. Da ist ferner (1799) die ursprünglich von Christen verschiedener Kirchen gebildete Londoner Missions-Gesellschaft, die nicht blos Hottentotten-Stationen und Gemeinden innerhalb der Kolonie gestiftet, sondern auch um die Verbesserung der socialen Zustände des ganzen Hottentotten-Volkes (Dr. Philip) mit regem Eifer sich bemüht hat. Im Kafferland, unter den Buschmännern, unter den Griqua's und Betschuanen haben die Missionare dieser Gesellschaft, unter denen in frühern Jahren viele durch den Prediger Jänike in Berlin gebildete Deutsche (Pacalt u. a.) sich befanden, gleichfalls in Segen gewirkt bis auf diesen Tag, und die Namen eines van der Kemp, Read, Dr. Philip, Anderson, Moffat u. a. leuchten als helle Sterne an dem Himmel der südafrikanischen Mission. Durch Anregung der Londoner Missionare entstand (1800) auch die Süd-Afrikanische Missions-Gesell-

[1]) cf. Berliner Missions-Berichte 1854, p. 26 ff.

schaft, deren Wirksamkeit jedoch auf die Kapstadt beschränkt blieb, wie denn überhaupt in der Kolonie selbst bisher noch keine kräftige Missions-Gesellschaft hat entstehen können, obschon die holländische reformirte Kirche, der die Kolonisten der Mehrzahl nach angehören, auf ihren Synoden stets erkannt und bekannt hat, daß sie etwas für die Heiden thun müsse. Der Londoner Missions-Gesellschaft folgten die Methodisten im Namaqualand (1817), in der Kapstadt, in Albany (1820) und dem Kafferland bis nach Natal hinauf. Auch nach Norden zu den Barolongen und Mantati's sind sie gezogen und haben zum Theil blühende Stationen angelegt, während sie in den neuentstehenden Städten im östlichen Kaplande zugleich mit den weißen Gemeinden auch Gemeinden aus den Heiden sammelten, und so zu vereinigen trachten, was sonst weit von einander getrennt gewesen. Mit ihnen zu gleicher Zeit (1820) begannen die Schottischen Missionare der Glasgow-Gesellschaft, die jetzt zum großen Theil der freien schottischen Kirche angehören, unter den Kaffern ihre Arbeit, besonders durch ihren guten Schul- und Seminar-Unterricht sich auszeichnend, und einer ihrer Schüler, Tio Soga, ein junger Kaffer, der auf der Glasgower Universität Theologie studirt hat, ist kürzlich ordinirt worden[1]. Ihnen folgten (1829) die Sendboten der Rheinischen Missions-Gesellschaft, welche von der Kolonie aus durch Klein- und Groß-Namaqualand nach Nordwesten hinauf bis zu den Hereró's oder Damra's gedrungen sind, und noch weiter gedenken. Mit ihnen auf Einem Schiffe kamen die Arbeiter der Evangelischen Missions-Gesellschaft zu Paris, die — außer einer Station in der Kolonie — unter dem Bassuto-Volk in den Bergen nördlich vom Oranje eine reich gesegnete Thätigkeit entfaltet haben. Neue Arbeiter sandte (1834) die Berliner und (1835) die große Amerikanische Missions-Gesellschaft, davon jene — außer einer Station in der Kolonie — unter den Koranna's, Kaffern und Zulu's, diese in der Natalkolonie eine nicht unbedeutende Zahl von Stationen gegründet haben. Erst später (1849) sind die Norweger unter den Zulu's, die Hermannsburger (1854) in Port Natal und gleichzeitig die englisch Bischöfliche Kirche in Kafferland und Natal eingetreten. Und so sind denn unter den verschiedenen Völkerstämmen von Süd-Afrika seit dem Beginn der Mission daselbst schon mehr als 100 Stationen entstanden, auf denen über 200 Missionare nicht blos Arbeit genug finden, sondern auch reiche Früchte ihrer Bemühungen ernten. Auf den älteren Stationen findet man große, auf den neueren kleinere Gemeinden, die im Lichte wandeln, und selber mit ihren Gaben dazu beitragen, daß die Predigt des Wortes unter ihnen erhalten werde. Mit dem Worte Gottes hat aber auch unsere christliche Gesittung bei ihnen Eingang gefunden, der Absatz von englischen Handelswaaren nach Kafferland allein betrug in manchen Jahren 200,000 Thlr., und nach dem Innern des Landes ist er noch viel größer.

Während nun die Verhältnisse des Kaplandes in Rücksicht auf die

---

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1858, p. 187. Missionsfreund 1858, p. 90.

politischen, socialen und kirchlichen Zustände[1]) in immer mehr fortschreitender Annäherung an die europäischen sich befinden, hat das Missionswerk in Süd-Afrika noch immer seinen guten Fortgang, und breitet, wie es auch sein muß, von Jahr zu Jahr sich weiter aus. Seine Aufgaben aber sind durch die in Folge der neuesten Reisen und Forschungen klarer zu Tage getretenen Völker-Verhältnisse des Landes, die wir schließlich im Zusammenhange noch einmal überblicken[2]), bestimmt und vorgezeichnet. Drei Völkerfamilien sind es, welche im südlichen Afrika nebeneinander liegen. Im Westen die Hottentotten, in der Kolonie so eben am Erlöschen, nur jenseits des Garib in den Namaqua-Stämmen noch in nationaler Selbstständigkeit vorhanden und hier bis in den Westen des Ngami-See's und des Tiogheflusses hinaufreichend; rechnet man aber die Buschmänner, gelbe wie schwarze, zu dieser Völker-Familie, was wegen Verwandtschaft der Sprache wahrscheinlich ist, so reichen die Hottentotten weit über die angegebene Gränze nach Norden hinauf. Im Osten die Kafferstämme in drei großen Abtheilungen, am Weitesten nach Süden die Amakosa, Abatembu, Amaponda ꝛc., in der Mitte die Amazulu, am Weitesten nach Norden die Fingu mit Amabaka, Amaswazi, Matabele ꝛc.; sie reichen in den Matabelen am rechten Ufer des unteren Zambesi etwa ebensoweit nach Norden, wie die Hottentotten in den Namaqua. Zwischen Hottentotten und Kaffern die Betschuanen, welche im Südosten als Bassuto, Mantäti, Batau, Likhoya u. s. w. und im Westen und Nordwesten als Barolong, Batlapi, Baharutsi, Bakhatla, Bawanketsi, Bamangwato, Bakwain u. s. w. auftreten. Im Süden von den beiden jungen Bauern-Republiken gedrängt und durcheinandergeworfen, haben die Betschuanenstämme in dem letzten Jahrzehnt einen starken Zug nach dem Norden gehabt, und sind in dieser Richtung weiter vorgedrungen, als Hottentotten und Kaffern; am obern Laufe des Zambesi sitzen unterm 15. Breitengrad Baharutsen; im Nordosten nach der Delagoa-Bai zu erliegen sie den Eroberungszügen der Kaffern; das große Matabelen-Reich des Moselekazzi auf dem rechten Ufer des unteren Zambesi ist auf den Trümmern unterjochter Betschuanen-Stämme errichtet. — Als allgemeines, wenn auch noch nicht auf allen Punkten ermitteltes Ergebniß der obengedachten neuesten Entdeckungen hat sich nun herausgestellt, daß jene drei Völkerfamilien des Südens nicht unmittelbar mit den wollhaarigen Negerstämmen des Nordens von Süd-Afrika zusammenstoßen, sondern daß sich zwischen diese und jene eine Völkerschicht legt, welche, bis jetzt noch namenlos, von Westen an quer das Tiefland um den Ngami-See bis zu den Stämmen der Küste von Mozambik durchsetzt. Im äußersten Westen in den Hereró und Mbanteru vertreten, welche sich zwischen Namaqua und Ovambó legen, falls die Letzteren, wie Galton meint, wirkliche Neger sind, trifft sie Livingston an den oberen Zweigen des Zambesi z. B. in dem verbreiteten Stamme der Makololo, welche zwischen Betschuanen und den Negern von Londa (Loando) liegen, und in den Stämmen, bis zu

[1]) cf. Rhein. Missionsber. 1858, p. 294 ff.
[2]) cf. Berl. Missionsber. 1857, p. 60 ff.

welchen die Vorposten der portugiesischen Niederlassungen im Osten reichen. Auf der ganzen Linie werden sie von den vom Süden herauf-dringenden Stämmen angegriffen und sind zum Theil schon von ihnen unterjocht, die Hereró durch die Namaqua, die Makololo durch Betschuanen; am unteren Zambesi bedrängt sie das große Matabelen-Reich des Moselekazzi.

Hat nun die südafrikanische Heiden-Mission in den letzten Jahren auch vielfache Hindernisse unter Hottentotten, Kaffern und Betschuanen erfahren und durch schweres Kreuz hindurch gemußt, so ist doch das nicht zunächst ihre Aufgabe, diese angefochtenen Gebiete zu verlassen und zu neuen überzugehen, sondern vielmehr Treue zu beweisen und das angefangene Werk nicht liegen zu lassen, in Geduld und Glauben auszuharren, das Schwache zu stärken und was sterben will, zu beleben. Diese nächst vorliegende Aufgabe schließt jedoch nicht aus, in derselben Richtung das Missionswerk Süd-Afrika's fortzusetzen, in der man es zu erhalten trachtet, ja gerade darum es zu erhalten, damit man es in naturwüchsiger Weise, Schritt für Schritt vordringend, fortsetzen könne. Das ist im vorliegenden Falle um so wichtiger, als die neu-entdeckte Völkerschicht Süd-Afrika's auf das Lebhafteste von Süden aus angegriffen wird; Missions-Unternehmungen auf diesem Gebiete werden nur dann mit Erfolg unternommen werden können, wenn sie mit erfolgreich betriebenen Missionen unter den südlichen Stämmen Hand in Hand gehen. Hiernach läßt sich die in Rede stehende Aufgabe folgendermaßen individualisiren:

Die Hottentotten-Mission im Norden ist, nachdem englische Missionare von ihr zurückgetreten sind, gegenwärtig der Rheinischen Missions-Gesellschaft allein überlassen. Sie hat in den letzten Jahren auf diesem Gebiete schwere Schläge erlitten; ihre Aufgabe ist es, die Heilung dieser Schäden ernstlich zu suchen. Ihre Arbeiter sind die ersten gewesen, welche in den Hereró zu der vorhin erwähnten Völkerschicht des mittleren Süd-Afrika, wo dieselbe mit den Hottentotten zusammenstößt, vorgedrungen sind. Unter der Ungunst der Invasion der Hottentottenstämme hat diese Arbeit bis dahin wenig Erfolg gehabt, doch wird sie fortgesetzt werden und von da aus im Nordwesten von rheinischen Missionaren weiter vorgedrungen werden müssen.

Die nördliche Betschuanen-Mission ist in der Pflege der Londoner Missions-Gesellschaft. Auch sie ist in den letzten Jahren durch die südafrikanische Republik stark gestört worden. Die Mission am Kuruman, welche die Operationsbasis für Livingston's und Moffat's neuere Reisezüge gewesen, wird auch für fernere Unternehmungen im Norden unerläßlich sein und nicht aufgegeben werden dürfen. Livingston's Vordringen nach dem Norden war eine nothwendige Folge des Drucks, welchen die Bauern auf die Betschuanen-Mission in jenen Gebieten ausüben; indem er für seinen Stamm im Norden ein Unterkommen der Intoleranz der Bauern gegenüber suchte, entwickelte er die Londoner Betschuanen-Mission und kam seiner Aufgabe nach. Das Resultat seiner Reisen ist einfach dies, daß das Gebiet im Norden und Nordosten des Ngami zwar volkreich, aber darum für

jetzt der Mission unzugänglich ist, weil das Fieber in jenem Tieflande herrscht; auch die Tsetsefliege ist sehr fatal. Erst auf seiner letzten Reise fand Livingston auf dem linken Ufer des mittleren Zambesi ein fieberfreies Hochland, das der Makololo, die aber bereits den Betschuanen erlegen sind, weßhalb auch in Setschuana gepredigt werden kann. Bereits hat die Londoner Gesellschaft beschlossen, die Betschuanen-Mission in dieser Richtung fortzusetzen, und zwar in nothwendiger Verbindung mit einer gleichzeitigen Mission unter den Matabelen mit ihrem Fürsten Moselekazzi am rechten Ufer des Zambesi. Obschon die Kosten der ersten Anlage dieser Mission zu 5000 Pfund veranschlagt wurden, hat die Londoner Missions-Gesellschaft doch bereits einen Anfang damit gemacht und die ersten Missionare zu den Makololo und den Matabelen ausgesandt.

Die Kaffer-Mission endlich hat in ihren südlichen Gebieten vollauf zu thun; die neueren Bewegungen im Britischen Kafferlande nehmen sie stark in Anspruch, und unter den benachbarten freien Kaffern ist die Aufgabe noch lange nicht gelöst; doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß die wenigen Stationen, welche die Berliner Gesellschaft auf diesem Gebiete hat, einer großen Entwickelung fähig sind. Nicht hier, wohl aber unter den Zulu-Kaffern scheint die Aufgabe dieser Gesellschaft zu liegen. Bis jetzt steht die Mission unter dem mächtigen Volke der Zulu erst an der Schwelle ihrer Thätigkeit in der Natalkolonie. Unter den 100,000 Zulu von Natal eröffnet sich ihr unter den im Ganzen günstigen Verhältnissen der Kolonie ein weites Arbeitsfeld, auf welchem sie Treue zu beweisen hat. Hier liegt auch die Aufgabe der Berliner Mission; sie sollte ihre Natal-Stationen am Drakenberge stärken und mehren mit dem Blicke auf den Nordosten, das freie Zulu-Land, in welches einzudringen das nächste Ziel ihrer Bestrebungen sein müßte, ein Ziel, dessen fernere Tragweite bis zum Zambesi auf lange hin die volle Kraft der Gesellschaft in Anspruch nehmen würde.

So sende Deine Krieger denn in den Kampf hinaus,
O Herr, Du Todbesieger, und rüste selbst sie aus!
Dein Geist sei ihre Rüstung, ihr Panzer Deine Macht,
Dann wird des Feind's Verwüstung zu Ende bald gebracht.
Dann wird das Feld erblühen vom frischen Himmelsthau,
Und Lebenswasser ziehen hell durch die Friedensau'!
O wonnevolles Ahnen, wenn Du die ganze Schaar
Einst rufst zu Deinen Fahnen! — Ja, Herr, mach' es bald wahr!

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.

Kleine
Missions-Bibliothek,

oder

Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Zweiter Band: Afrika.
III. Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika.

Bielefeld
Verlag von Velhagen und Klasing.
1860.

Die

Kleine Missions-Bibliothek

will das zur Anfrischung und Belebung der Missionsstunden nöthige geschichtliche und ethnographische Material, wie es vielfach zerstreut in Berichten und Blättern vorliegt, zusammenstellen und in lebendiger Darstellung und Uebersichtlichkeit darbieten. Insofern es nicht eines Jeden Sache sein kann, die dazu nöthige mühevolle Arbeit selbst zu übernehmen, gleichwohl der entschiedene Nutzen, wo nicht Nothwendigkeit eines solchen Materials für Missionsstunden unläugbar ist, hofft die Missions-Bibliothek einem Bedürfniß des Pfarramts entgegenzukommen, vielleicht auch noch andern Freunden des Missionswerks förderlich und willkommen zu sein.

Das Ganze ist auf 12 Lieferungen angelegt, wovon je 3 einen Band bilden. Hiernach gliedert sich das Werk so:

I. Amerika.

1. Die Eskimo's in Grönland und Labrador.
2. Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.
3. Die Neger in Westindien und Süd-Amerika.

II. Afrika.

1. West-Afrika. (Die befreiten Neger und die freien Neger.)
2. Süd-Afrika. (Die Hottentotten- und die Kafferstämme.)
3. Ost-Afrika. (Das Festland und Madagaskar.)

III. Asien.

1. Vorderindien mit Ceylon.
2. China.
3. Hinterindien und der Archipel.

IV. Australien.

1. Die braunen Insulaner.
2. Die schwarzen Insulaner.
3. Neuholland.

Hiervon ist bis jetzt erschienen:

I. Bd.	1. Lief.	Die evangelische Mission unter den Eskimo's in Grönland und Labrador. Preis 9 Sgr.
"	2. "	Die evangelische Mission unter den Indianern in Nord- und Süd-Amerika. Preis 25 Sgr.
"	3. "	Die evangelische Mission unter den Negern in West-Indien und Süd-Amerika. Preis 25 Sgr.
II. "	1. "	Die evangelische Mission unter den Negern in West-Afrika. 17½ Sgr.
"	2. "	Die evangelische Mission unter den Völkerstämmen Süd-Afrika's. Preis 22½ Sgr.
"	3. "	Die evangelische Mission auf dem Festland und den Inseln von Ost-Afrika. Preis 8 Sgr.

Die nächstfolgende 1. Lief. des III. Bd. hoffen wir gleich nach Ostern 1860 ausgeben zu können. — Der Preis der späteren Lieferungen wird nach Maßgabe der erschienenen angesetzt werden. Eine Verpflichtung zur Fortsetzung findet nicht Statt, vielmehr wird es Sache des Werkes selbst sein, seine Abnehmer fest zu halten. Es soll deshalb auch jedes Heft besonders verkäuflich sein und, mit Separattitel versehen, als ein für sich bestehendes Ganze gelten können.

Bielefeld, November 1859.